Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen

von

Dr. Jakob Eduard Polak,

Ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.


KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0350 4682



Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Erster Theil.

Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen

von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule
zu Teheran.

Erster Theil.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1865.

Vorwort.

In vorliegendem Werk versuchte ich, ein Bild von dem Charakter, von den Sitten und der Lebensweise eines der interessantesten Völker der Erde zu entwerfen, eines Volks, dessen Ruhm zwar in den Thaten ferner Vergangenheit liegt, das aber noch nicht gealtert, vielmehr berufen scheint, in der Welt- und Culturgeschichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Ich schilderte mit besonderer Ausführlichkeit das Leben am Hofe des Schah von Persien, weil die Sitten und Moden des ganzen Volks im wesentlichen sich nach ihm richten, während andererseits die Dynastie, obwol aus türkisch-tatarischem Stamm hervorgegangen, dem Einfluß des persischen Elements sich nicht verschließen konnte.

Nächstdem gab ich Andeutungen und Regeln für das diätetische Verhalten der Ankömmlinge und Reisenden aus Europa; denn ich hatte gesehen, wie die meisten aus Unkenntniß derselben erkrankten und nach kurzer Zeit den Krankheiten erlagen, welche sie bei einiger Vorsicht hätten vermeiden können.

Ich spreche dabei aus Erfahrung; die anfängliche Vernachlässigung hygienischer Maßregeln brachte mich selbst an den Rand des Grabes, und nur durch Zufall entging ich dem nahen Tode. Viele wurden durch meinen Rath gerettet, andere befolgten ihn nicht: sie fanden den Tod, den ich ihnen vorhergesagt. Man kann wol behaupten, daß der Europäer im Orient sein Pferd naturgemäßer behandele, als seinen eigenen Körper; er sündigt in und außer den Mauern und pflegt dann die unausbleiblichen traurigen Folgen dem ungewohnten Klima allein zuzuschreiben.

Leicht mag der Tourist ein anziehendes Gemälde von dem Lande, welches er durchstreift, entwerfen. Ihm ist alles neu, die Eindrücke sind frisch und jugendlich; manchen leitet auch ein richtiger Instinct, der auf den ersten Blick das Wahre herausfindet. So waren auch die Briefe, welche ich kurz nach meiner Ankunft in Persien an die Freunde in der Heimat schrieb, voll lebhafter Anschauungen. Mit der Zeit jedoch merkte ich, daß die Schlüsse, zu denen ich mich anfangs berechtigt glaubte, bedeutender Modificationen bedurften. Als ich im Jahre 1851 ins Land kam, fand ich großes Gefallen an der iranischen Gesellschaft, an den schönen Wendungen und Feinheiten des Gesprächs; das artige Benehmen der Gebildeten sagte mir ungemein zu. Später mußte ich leider wahrnehmen, daß viel Falschheit, Lug und Trug hinter den geschmeidigen Formen sich verberge; ich fing an das Volk zu verachten. Wieder einige Jahre später wurde ich in meinem Urtheil irre; ich konnte nicht unter-

scheiden, ob die guten oder die schlechten Eigenschaften überwiegen, ob letztere in der Organisation des iranischen Typus begründet, oder auf Rechnung des langen despotischen Drucks, dem das Volk unterworfen, zu stellen seien.

In meinem Buch habe ich mich bemüht, die Verhältnisse frei von aller Voreingenommenheit möglichst objectiv darzustellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der persischen Sprache und der einschlagenden Literatur, die ich mir daselbst angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran und später als Leibarzt des Schah, vielfache Reisen in die verschiedenen Städte und Provinzen, setzten mich in die Lage, die Hauptstadt sowol wie alle Gegenden des weitgestreckten Reichs, seine nach Abstammung, Sprache und Religion vielgestalteten Bewohner, die politischen, ethischen und Culturzustände, soweit es dem Fremden möglich ist, kennen zu lernen. Es versteht sich außerdem von selbst, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, sowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anschauung fußenden Bericht zu geben im Stande ist.

Ich vermied bei der Abfassung, fremde Quellen zu benutzen; ich wollte, daß das Buch *mir* gehöre, daß ich allein für seine Vorzüge und seine Fehler einzustehen hätte:

> Besser steht mein eigen Wams, geflickt,
> Als erborgtes, reich mit Gold gestickt. (Saadi.)

Ich darf daher wegen mancher Lücken um Nachsicht bitten; jeder, der die Verhältnisse kennt, wird einräumen,

wie schwer es dem Europäer wird, ins orientalische Leben, besonders in das der Familie einzudringen oder von den Landesbewohnern zuverlässige Auskunft darüber zu erlangen.

Was die Orthographie der persischen Worte betrifft, so suchte ich sie der deutschen Aussprache möglichst anzupassen. Den eigenthümlichen Laut des langen a, welches ungefähr dem a im englischen Wort all entspricht, bezeichnete ich durch ā; das kurze a, dem deutschen ä sich nähernd, durch æ, so in pædær, der Vater; für das arabische Khaf bediente ich mich des ḳ; den Unterschied des Ain und Ghain aber glaubte ich um so eher unberücksichtigt lassen zu dürfen, als es selbst dem Perser selten gelingt, diese den Arabern eigenthümlichen Laute richtig wiederzugeben.

Schließlich fühle ich mich verpflichtet, meinem Gefährten und Freunde Dr. J. C. Häntzsche, welcher Leid und Freud in Persien mit mir getheilt, für einige von ihm erhaltene werthvolle Notizen an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Wien, im Februar 1865.

Dr. J. E. Polak.

Inhalt des ersten Theils.

Zur Einleitung.

Das gegenwärtige Persien ist zwar nicht so groß, daß der Schah mit dem jungen Cyrus sagen könnte: „Das Reich meiner Väter dehnt sich gegen Süden bis in jene Gegenden aus, welche die Hitze unbewohnbar macht, und gegen Norden bis an die zu Eis erstarrten Länder; was dazwischen liegt, ist den Satrapen, den Freunden meines Bruders, unterworfen." Doch rühmen sich die Perser, daß ihr Reich alle Klimate in sich vereinige, vom heißen tropischen bis zum eiskalten des Nordens, welche Behauptung in dem Satz: „Irān hæftæklim dāred" (Iran hat sieben Klimate) ihren Ausdruck findet.

Da die Hochebenen ringsum mit hohen Gebirgen umgeben sind, ist die Möglichkeit geboten, in wenigen Stunden aus dem heißen Dattellande auf Höhen zu gelangen, in deren Klüften sich ewiger Schnee birgt, und in Bergthäler, die nur während der vier Sommermonate von Nomaden besucht werden können. Seine Wüsten theilt Persien mit Afrika, seine Tiefländer am Kaspischen Meer gleichen hinsichtlich ihrer Zeugungskraft und Fülle der Vegetation dem reichen Boden Indiens; einzelne reizende Thäler wetteifern an Schönheit mit dem vielgepriesenen Kaschmir, während Arabistan und Laar an Arabien erinnern und auch nur unter arabischen Colonisten gedeihen können. Dank diesen Bodenverhältnissen, vereinigt Persien in seinen Grenzen, oder könnte es wenigstens vereinigen, alle Producte des Südens und Nordens von der Palme und Banane bis zu den unter

ewigem Eis fortwuchernden Gräsern. Arm an Wald, wie das Land jetzt ist, erzeugt es doch in den Provinzen um den Kaspischen See Akazien, Eichen, Buchen, Junipern u. s. w. von seltener Mächtigkeit, welche ausgedehnte Werften mit Bauholz versorgen könnten; ebenso harrt sein unermeßlicher Reichthum an Kohlen-, Eisen- und Kupferlagern nur der Ausbeute, um eine mächtige Industrie, wozu auch die Betriebsamkeit und der Kunstfleiß des iranischen Arbeiters einladet, zu Tage zu fördern. Ein französischer Diplomat fand sich durch diese Wahrnehmungen sogar zu der Bemerkung veranlaßt: wenn einst die Industrie in Persien sich zur Blüte entfaltete, würde nicht nur die Einfuhr aus Europa auf Null sinken, sondern es wäre dann bei den billigen Arbeitslöhnen auch nicht unmöglich, daß persische Producte auf den europäischen Märkten mit Erfolg concurrirten.

Im allgemeinen mangelt es dem Lande zwar an Wasser, weil die hohen Gebirge jeden Niederschlag zurückhalten; allein durch Zertheilen der Bäche, durch Anlage von Kanälen und Leitungen wissen die Bewohner hinlängliche Mengen zur Bewässerung herbeizuschaffen, und so fehlt in den Ebenen, obgleich dort oft acht Monate hindurch kein Regen fällt, nicht Wasser, sondern nur genügender Schutz, um die Leitungen vor Eingriffen der Machthaber sicherzustellen.

Nicht minder mannichfaltig als seine Gegenden sind auch die Bewohner Persiens, vom Iraner reinsten Bluts bis zum Turkomanen der moguliſchen Rasse; die Bewohner des Tafellandes unterscheiden sich sehr wesentlich von denen am Kaspischen See und von den Kindern des Gebirges, die bei einem Wechsel des Aufenthalts sich im eigenen Lande erst acclimatisiren müssen.

Die Auseinandersetzung dieser verschiedenen Verhältnisse bildet den Vorwurf unsers Buchs.

I.

Volkszahl, Abstammung und Stände.

Schätzung der Seelenzahl. Bestandtheile der Bevölkerung. Perser und Meder (Körperbildung, Charakter der Fuzul, Freimaurerei, Gruß und Titel, Schimpfworte und Flüche, Betheuerungen). Turko-Tataren. Kurden. Armener. Juden (Charakter und Beschäftigung, das Esther-denkmal in Ecbatana, Echtheit des Buches Esther). Gebern. Turkomanen. Afghanen und Belndschen. Zigeuner. Die Colonie der Europäer. Prinzen. Prinzen früherer Dynastien. Chane. Ehrentitel. Schreiber. Seiide. Lutis. Derwische. Soldaten (die Wehrkraft, Offiziere, Artillerie, Angriff, Scalpe, Schlußbemerkung).

A. Volkszahl.

Die Größe der Bevölkerung Persiens läßt sich äußerst schwer bestimmen, da keine Geburts- und Sterbelisten geführt werden, auch niemals eine Volkszählung vorgenommen wurde. Wollte man nach der Zahl der Familien und Häuser, welche sich allenfalls ausmitteln ließe, auf die der Bevölkerung schließen, so würde man, namentlich in den Städten, leicht auf bedeutende Irrthümer gerathen, weil eine Familie mit Dienerschaft, Sklaven und Clienten, die entweder gekauft oder sonst der Familie einverleibt wurden, oft auf 80—100 Personen anwächst. Dieses Verhältniß gilt jedoch

nur von der seßhaften Bevölkerung, bei welcher Polygamie vorherrschend ist. Fragt man z. B. verschiedene Perser über die Einwohnerzahl der Stadt Teheran, so wird man als Antwort eine beiläufige Zahl erhalten, welche zwischen 60000 bis 500000 variirt. Trotzdem wäre es in den größern Städten bei einiger Sorgfalt möglich, die annähernd richtige Zahl festzustellen. Es muß nämlich für den kalæmter (Polizeihauptmann) die Anzahl der Gestorbenen, welche von den murdaschurs (Todtenbeschauern und Wäschern) besichtigt wurden, verzeichnet werden. Derselbe kennt ferner aus der Menge der Consumtion, nach den Erträgnissen der Accise, ziemlich genau die fluctuirende Bevölkerung. Auf alle meine Fragen aber konnte ich von diesem Manne über die Bevölkerung der Hauptstadt nichts erfahren; er hielt immer mit der Antwort zurück, oder sprach vag und ausweichend „schæ'r bessiär äbäd est" (die Stadt ist sehr bevölkert). Religiöses Vorurtheil, die Furcht vor dem bösen Auge, scheint, wie zu Zeiten des Königs David, der Grund dieser Zurückhaltung zu sein, welche sich auch der im Jahre 1859 vom Schah angeordneten Volkszählung hartnäckig entgegensetzte. Dieses Vorurtheil erstreckt sich beim Perser ebenso auf die Angabe seines Alters; auf die Frage darüber, antwortet er unbestimmt: „schon 30 oder 40 Jahre vorüber", oder „pire-merd em" (ich bin ein Greis), weil er das wahre Alter entweder nicht angeben will oder wegen Mangel an Aufzeichnung nicht angeben kann.

Anders verhält sich die Sache mit den Nomaden (il, tschäder-neschin). Ihr Chef, der Ilchani, kennt genau, wieviel Zelte sein Stamm enthält; ihm liegt daran, dessen Stärke, Seelenzahl und Viehstand zu kennen, die Abnahme zu verhindern und den Zuwachs zu fördern. Da sie bestimmte, unveränderliche Weideplätze innehaben, sich höchst selten mit andern Stämmen mischen und meist in Monogamie

leben, so kann durch Zählung der Zelte die mittlere Bevölkerung leicht bestimmt werden. Die umfassendsten Aufklärungen über diese Stämme befinden sich in dem Buche der Lady Sheil, besonders in den Noten des Colonel Sheil, welche als Appendix beigefügt sind.

Rechnet man den Flächenraum des jetzigen Reichs Iran, ohne die bestrittenen Nebenländer, auf circa 22000 Quadratmeilen, bedenkt man die ungeheuern Strecken wüsten Landes, welche entweder ihrer Bodenbeschaffenheit wegen keine Cultur zulassen oder, obzwar sie culturfähig sind, aus Mangel an Arbeitskräften brach und unbebaut liegen; berücksichtigt man die Entvölkerung der einst so großen Städte wie Ispahan, Ray, Kaswin, Schiraz, Sultanieh, Hamadan, Meschhed, ferner daß die Ortschaften zerstreut und oasenförmig in Ebenen und Thälern gelegen, daß ganze Provinzen, so der östliche Theil des Reichs, durch Einfälle der Turkomanen, Afghanen und Beludschen beinahe verwüstet sind und ihre Bevölkerung in die Sklaverei geschleppt wurde, daß selbst in der Nähe der Hauptstadt Teheran große Strecken brachen Bodens sich vorfinden, weshalb die Nomaden sie zum Durchzug benutzen, so kann die Bevölkerung nicht sehr hoch angeschlagen werden, und die Annahme von durchschnittlich 400—450 Seelen auf die Quadratmeile dürfte nicht als zu gering erscheinen, welches eine beiläufige Bevölkerung von 9—10 Millionen ergäbe.

Der Reisende könnte zwar durch den Anblick der vielen leeren Strecken und zerstörten Dörfer in den entgegengesetzten Irrthum verfallen und die Bevölkerung gar zu niedrig anschlagen. Stellt man aber dem entgegen die schönen, fruchtbaren Bergthäler, den ergiebigen Boden, welcher bei natürlicher oder künstlicher Bewässerung einen sehr reichen und fast sichern Ertrag gewährt, die vielen Früchte und Gemüse, die Producte, welche die Heerden sowol zur Nahrung als

auch zur Kleidung liefern, erwägt man, daß allein die Nord- und Westprovinzen an 150000 Mann guter Truppen stellen können, ohne daß der Anbau durch den Abgang von Arbeitskräften gänzlich unterbrochen würde, so kann man eine gar zu geringe Seelenzahl nicht annehmen.

B. Abstammung.

Der Abstammung nach ist die Bevölkerung folgendermaßen zusammengesetzt:

1) Ureinwohner, die Perser und Meder.*) Als Prototyp der erstern gilt die kleine Zahl der Gebern in Yezd und Kirman, ihnen am nächsten im Typus stehen die Luren, Legs und die Einwohner von Kirman, Yezd und Schiraz; als Prototyp der Meder, doch durch die Sumpfluft ziemlich modificirt, sind die Einwohner am Kaspischen Meere anzusehen, die Mazanderaner (Topyren) um Balafrusch (Taberistan) und Gilan'er. Beide Urvölker finden sich auch häufig zerstreut, in Turkistan und Afghanistan unter dem Namen der Tädschik, in Indien als Parsis.

2) Türkisch-tatarische Stämme wohnen vorzüglich in Azerbeidschan bis gegen die Mitte Irans, doch sind auch große Stämme und Zweige in den verschiedenen Gegenden des Landes vertheilt, so um Hamadan (Ecbatana), Schiraz u. s. w. Sie datiren von den Einbrüchen des Dschengis-Chan und Teymur leng (Tamerlan). Auch in den russischen Besitzungen von Transkaukasien sind die Turko-Tataren überwiegend.

---

*) Der Name Perser (farsi) hat sich wohl erhalten, jener der Meder aber ist jetzt im Lande gänzlich unbekannt, weil sie durch Irruption türkischer Stämme fast ganz verdrängt wurden. Doch versteht man gewöhnlich unter Farsi nur den Einwohner der südlichen Provinz Fars, denn der Perser nennt sich Irani und sein Land Iran.

3) Mischlinge aus den häufigen Kreuzungen der Ureinwohner mit den Turko-Tataren. Und zwar erhielt sich in den Städten mehr der persische, auf dem Lande mehr der türkische Typus, weil die Gewerbtreibenden stets den Iranern angehören.

4) Kurden. Sie blieben meist in ihren Stammsitzen im Elwendgebirge; einzelne Zweige wurden zwar auch in andere ferne Provinzen versetzt, so nach Chorassan u. s. w., sie hielten jedoch überall fest an Namen, Sprache und Sitte ihrer Stammesgenossen.

5) Araber, bestehend aus einzelnen zersprengten eingewanderten Stämmen, die zum großen Theil zu Zeiten der Eroberung durch die Moslems im Lande zurückblieben; sie behielten zum Theil ihre Sprache bei, zum Theil nahmen sie das Persische an. Ihr Hauptsitz ist am Persischen Meerbusen.

6) Armener und Kaukasier, welche theils freiwillig ins Land zogen, theils mit Gewalt dorthin versetzt wurden; selbst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden nach der Eroberung von Tiflis durch Aga Muhamed Chan noch viele Familien nach Nähawend und Käkawend versetzt und zur Annahme des Islams gezwungen.

7) Abkömmlinge aus den Kreuzungen der Ureinwohner mit Armenern und Kaukasiern, besonders von mütterlicher Seite. Die Perser besitzen nämlich eine besondere Vorliebe für blendendweiße Hautfarbe und nahmen sich häufig Weiber aus diesen Stämmen, sei es durch Güte oder mit Gewalt, daher in den angesehenen Familien viel armenisches Blut zurückblieb. Die hellblaue oder meergrüne Farbe der Iris spricht oft deutlich für solche Vermischung, manchmal gelingt es auch durch Nachfrage sie festzustellen.

8) Nestorianer oder Chaldäer. Sie nähern sich dem Araber-Judentypus und wohnen um den Urumiehsee, auch zerstreut in Kurdistan.

9) Juden.

10) Wenige Afghanen und Beludschen.

11) Turkomanen, rein mogulischer Rasse. Sie wurden meist als Gefangene und Geiseln ins Land gebracht, wo sie dann blieben.

12) Abkömmlinge aus Kreuzungen mit den Mogulen, in den nordöstlichen Grenzprovinzen vorkommend, so in Chorassan.

13) Zigeunerstämme.

14) Zengebarer und Abyssinier, als Sklaven eingeführt.

15) Eine sehr kleine Zahl von Berbern, aus der Nähe von Kabul. Sie bewohnen in Teheran ein eigenes Viertel, das Berbernquartier genannt.

16) Nachkömmlinge von Russen und Polen, welche in frühern Zeiten desertirten, sich zum Islam bekehrten und sich im Lande ansiedelten.

17) Die kleine Colonie der Europäer, welche sich zeitweilig im Lande aufhalten.

18) Früher war eine große Anzahl Hindu (Banianen), meist Kaufleute, im Lande, jetzt beschränkt sich ihre Zahl nur auf wenige Derwische.

Der Ureinwohner (Perser und Meder)

ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie so weiß wie der Europäer oder der unter ihm lebende Armener; die Iris ist hellbraun (selten schwarz), das Haar schlicht (nie kraus) und dunkelkastanienbraun, der Bart sehr entwickelt und dicht, der Schädel schön oval, die Stirne nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet; die Augen sind groß mit gewölbter Hornhaut und langem obern Lid, das oft einen großen Theil der Cornea bedeckt, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Wangen wenig

fleischig ohne Incarnat, die Lippen dünnanliegend, das Kinn schmal, der Hals nie lang, der Kehlkopf wenig hervorragend, der Brustkorb breit und entwickelt, die Hüften und das Becken der Frauen weit, die Knochen dünn, die Extremitäten gut entwickelt, um die Gelenke zart, die Hände und Füße von besonderer Schönheit, der Haarboden sehr dicht, der Körper stark behaart. Er setzt unter keinen Verhältnissen des Lebens viel Fett an, während man andererseits exquisite Magerkeit ebenso selten findet. Ich sah im ganzen nur drei fette Perser, doch auch nicht in dem Maße beleibt, daß ihnen das Reiten sehr beschwerlich gefallen wäre. Seine Statur ist über der mittlern Infanteriegröße; auffallend hohe und schlanke, andererseits sehr kleine Individuen finden sich selten. Meinen Landsleuten, den Herren Offizieren, war dieses Verhältniß so auffallend, daß sie mich oft darauf aufmerksam machten. Seine Gesichtszüge sind ernst, doch weder so scharf noch andererseits so schlaff oder carrikirt wie die mancher Europäer; denn der Perser läßt sich nicht durch heftige Gemüthsaffecte erregen, vielmehr ist es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, sich wenigstens äußerlich zu beherrschen, daher vermeidet er Geberdenspiel und Gesticulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig sind. Im ganzen bietet er in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationalitäten, besonders von den Tataren, Armenern und Juden; auch in seinem Wesen findet sich nichts von alledem, was den Südländer und den Semiten zu charakterisiren pflegt.

Unter den höhern Klassen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den sogenannten mirza, mustäfi (Secretäre), muharrer (Stilisten), munschi (Correctoren), sowie unter den zahlreichen Luxusdienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadschi

Baba" von Morrier unübertrefflich geschildert ist. Der Perser hat einen eigenen Namen für sie geschaffen, er nennt sie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Lassen fuzuli. Der Fuzul ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit (mædächel) zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen, nach persischem Ausdruck „zu essen" versteht. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet sie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, ist er voll Anmaßung gegen den Untern, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citiren, und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er schickt sich in alle Lagen des Lebens und ist zu allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Ispahan besonders gibt es Fuzuls von reinstem Wasser, daher Morrier weislich den Helden seines Romans dort erziehen läßt. Ein Muster von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Chan, selbst für die Perser ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienst; der damalige Minister, Hadschi Agassi, gegen den er intriguirte, äußerte sich über ihn: „Wenn der Diw von Demawend*) auf die Ebene Teherans herabsieht

---

*) Der Berg Demawend dominirt bekanntlich die Ebene von Rages

und daselbst den Aga Chan bemerkt, so zieht er sich bescheiden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meister gefunden."
Der europäische Reisende kommt meist mit Leuten dieser Kategorie in Berührung, er ist daher leicht geneigt, die Caricatur Morrier's für Wahrheit zu nehmen und das Charakterbild einer gewissen Menschenklasse irrthümlicherweise auf den Kern der Nation zu übertragen.

Der Perser ist im allgemeinen habgierig, er liebt, viel Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, doch gibt er es ebenso leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten. In gewisser Beziehung geizig, kennt er doch in Sachen der Liebe keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, an seinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniederung als solidarisch betrachtend. Verrath in der Familie ist fast unerhört, und findet dann die allgemeine Verachtung, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, trotzdem sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Tugend wird gewöhnlich mit tækwā übersetzt, doch dieses Wort bedeutet Frömmigkeit, d. h. einen dem Ritualgesetz gemäßen Lebenswandel; das Wort hunner bedeutet nicht honor, sondern die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu einem Gewerbe, daher sagt man ustā hunner dāred (der Meister hat Befähigung); nemeke hælāl und nemeke hærām (erlaubtes und unerlaubtes Salz), welches man gewöhnlich gleichbedeutend mit Dank und Undank nimmt, bezieht sich buchstäblich auf Erwiderung und Vernachlässigung der Gastfreundschaft; peschimāni heißt nicht Reue, sondern Mismuth

---

und Teheran. Die Diws (böse Geister) wurden, wie die Sage erzählt, nach dem Sturze des Usurpators Zahak an den Demawend gefesselt.

über den schlechten Erfolg. Ebenso gibt es für Gewissen und Gewissensbisse kein Wort in der Sprache; da sich aber jedes Volk für die existirenden Begriffe ein Wort bildet, so dient der Mangel eines solchen als Beweis, daß diese abstracten Begriffe nicht gekannt sind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perser nicht genau, obwol er jedes Wort betheuert; und seitdem Sadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck sei der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit als Nothlüge ausgegeben. Andererseits macht er freilich auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glaube, sondern gibt, wenn ertappt, lächelnd die Falschheit seiner Worte zu. Es besteht hierin eine gegenseitige Convention: man empfängt eine falsche Münze und zahlt mit derselben wieder aus, ohne sich für einen Betrogenen und Betrüger zu halten.*)

Der Perser ist mäßig und genügsam in der Nahrung; so hoch er auch gestellt sei, werden ihn zu zeiten etwas Brot, Käse und einige Wüstenkräuter befriedigen, doch liebt er geistige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, ist aber unter Umständen arbeitsam und unermüdlich, und weiß Hitze und Kälte, Hunger und Durst zu ertragen. Glück wie Unglück trägt er mit vollkommenem Gleichmuth. Erhebt z. B. ein im Orient nicht unmöglicher Glückswechsel einen gewöhnlichen Schreiber zum Minister, so wird den neuen Günstling nur der eine Umstand befremden, daß diese Stelle ihm nicht schon früher zutheil wurde und daß er selbst die in ihm liegenden Vorzüge nicht eher erkannte, als bis sie andere herausfanden. Wird derselbe

---

*) Als sich ein englischer Repräsentant beim Großvezier über die Unzuverlässigkeit seiner Worte beklagte, erwiderte dieser: „Nimm als Regel an: alles, was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein."

einige Zeit darauf wieder seiner Würde entsetzt und seines Vermögens beraubt, so zieht er sich ruhig in seinen Harem zurück und ruft, ähnlich dem Araber Hiob, aus: „Kesmet est, hemme māle schāh, umre pādschāh dærāz bāsched!“ (So ist die Bestimmung, alles gehört dem König, lange lebe der König!)

In hohem Grade vermag der Perser seine Leidenschaften zu beherrschen; seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in der Seele vorgeht, sie sind eine tabula rasa. Lange kann er den Groll in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und der Rache eintritt. Hierin befolgt er die Maximen Saadi's. Dieser erzählt: „Als ein Derwisch von einem Großen mishandelt wurde, schwieg er und steckte einen Stein in die Tasche. Einige Zeit darauf wurde auf königlichen Befehl der Große in eine Grube geworfen, der Derwisch kam und schleuderte ihm den Stein an den Kopf.“ Saadi macht dabei die Bemerkung: „Nach der Meinung anderer wäre Verzeihen hier auch am Orte gewesen, doch jeder mag wählen, was ihm beliebt.“ Er huldigt dem Grundsatz nil admirari, oder weiß es wenigstens, wenn sein Temperament ihn dennoch hinreißen sollte, so einzurichten, daß man seine Bewunderung nicht merkt. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Er ist witzig, doch unlogisch in seinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, so wird er folgern: also ist Cajus kein Pferd oder Esel u. s. w. Jede Autorität hassend, versteht er doch, sich einer jeden zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unter-

drückung und Willkür; doch kaum bietet sich ihm die Gelegenheit, so ist er der ärgste Tyrann und eignet sich ohne Scrupel Gut und Vermögen anderer zu. Empfindet der König den Druck europäischer Mächte, so hält er seinerseits wieder die Minister, diese die Statthalter, diese ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Christen, Juden und Gebern unter despotischem Druck. Seines Schicksals für den nächsten Tag nicht sicher, lebt der Perser nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut sein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur so viele und nur solche Bäume, daß er in kürzester Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grausam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachsicht als den Menschen. Der stete Anblick despotischer Willkür stumpft sein Mitgefühl ab; daher ist er auf Befehl zu jeder grausamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf andere wälzend.

Er liebt es, Gäste zu bewirthen (mehmāni); der niedrigste Knecht ist im Stande, seinen ganzen monatlichen Lohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt seine Gäste nur deshalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, sein Brot allein zu essen, ohne hiermit die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Ueber die maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selbst ein geborener Schauspieler und weiß eine gute Darstellung zu schätzen, jedes Spectakel (tamaschā) zieht ihn an.

Er ist nicht sehr erfinderisch, jedoch sehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerthen. Er liebt seinen heimatlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung meist auf sehr zweideutigen

Boden. Durchaus nicht fanatisch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perser, welche zu Hause nie ihr Gebet verrichten, werden, sobald sie zusammenkommen, in diesem Punkte dem Gesetz genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß sie sich gegenseitig nur täuschen wollen. Im Umgang ist er angenehm; er versteht es immer etwas Verbindliches zu sagen, und erwartet von seinem Partner dasselbe, wenn sich auch beide glühend hassen und sich einander zu verderben suchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn gestelltes Ansuchen rund abschlagen, das widerstrebt seinem Charakter; er zieht es vor, zu versprechen und nicht zu halten. Man darf dies nicht immer als Falschheit deuten, es ist vielmehr eine ihm innewohnende Schwäche; er will, wie er sich ausdrückt, den Bittsteller nicht hoffnungslos (mahrum) entlassen, darum sucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden. Doch letzterer ist auch ein Perser; durch öfteres Einstellen und Ausharren gelingt es ihm, hier und da doch seine Sache durchzusetzen. Andererseits sieht man wieder Bittsteller monatelang sich mit leeren Hoffnungen herumtragen und den letzten Rest ihrer Habe verzehren, bis endlich Noth sie zum Verlassen des Ortes zwingt. Der Europäer, der diesen Charakterzug nicht kennt, geräth in Zorn; doch besser ist, die Sachen zu nehmen wie sie sind, und auf ein gegebenes Wort nicht zu bauen.

Obwol von Natur nicht freigebig, kann er doch der Sitte nicht widerstehen, sobald man einen Gegenstand bewundert, denselben als Geschenk anzubieten. Bewundert man sein Narghilé, sein Pferd u. s. w., so wird man gleich die Worte hören: „Pischkisch māles chumā est!“ (Geschenk, Euer Eigenthum!), und obwol dies meist leere Redensart ist, so geht es doch auch nicht selten bei entbehrlichen Sachen in Erfüllung. Es ist daher dem Europäer anzurathen, mit

den Ausbrüchen der Bewunderung zurückzuhalten und ebenfalls das nil admirari sich anzueignen, sonst bringt er sich und seinen Wirth in die peinlichste Verlegenheit.

Einen eigenthümlichen Hang hat er zur Speculation, zum Geheimen und Räthselhaften. Jede geheime Gesellschaft erregt sein Interesse, jede neue Religionssekte findet bald zahlreiche Anhänger; so findet z. B. das Freimaurerthum bei ihm lebhafte Sympathie. Dieses heißt auf persisch faramusch chäne (Haus der Vergessenheit). Zufällig ist das französische Wort frimaçon dem persischen faramusch (Vergessenheit) ähnlich, daher entstand die Sage, daß jeder mit dem Eintritt in die Loge das frühere Leben vergißt. Nach der Rückkehr vieler Perser aus England zu Zeiten Mehmed Schahs, und in der neuesten Zeit mit der Mission des Ferruch Chan, gewann die Freimaurerei eine ziemliche Verbreitung in Persien, selbst unter der nächsten Umgebung des Schah. Sogar viele Mulas und Seiide wurden in die Gesellschaft gezogen, es fanden geheime Conventikel statt, und es sollen sich merkwürdige Scenen von Abnegation zugetragen haben, welche an die Conventikel der St.-Simonisten unter Enfantin erinnerten. Der König fühlte sich endlich bewogen, energisch dagegen einzuschreiten und die Führer mit dem Leben zu bedrohen; viele büßten auch im Kerker und Exil ihren Eifer. Denn von jeder geheimen Gesellschaft fürchtet man in Persien, daß sie sich mit der Zeit gegen die Regierung und ihre Misbräuche wenden und so die Existenz der bestehenden Gewalt in Gefahr bringen möchte.

Die Art des Grüßens ist die bei allen Muselmanen gebräuchliche. Der Eintretende sagt: „Salam aleckum!" (Friede mit Euch!), worauf ihm: „U aleckum essalam u rahmet ullah!" (Auch mit Euch der Friede und die Barmherzigkeit Allah's!) erwidert wird. Beim Abschied sagt der Hauswirth: „Chusch ämadi, sofā äwurdi, muscharaf muzzain!" (Du kamst gelegen,

du brachtest Wohlbehagen ins Haus, ich bin geehrt, geschmückt!), worauf der Scheidende erwidert: „Lutfe auli kem neschæwæd!" oder „Säje schumā kem neschæwæd!" (Die Güte des Hochgestellten oder Euer Schatten möge sich nicht mindern!) Nicht-Mohammedaner werden jedoch der Formel des Salams nicht gewürdigt, weil man in derselben einen symbolischen Ausdruck des Islams zu finden glaubt*); sie werden daher statt des Grußes mit Fragen und Complimenten über das Befinden u. s. w. überhäuft. Niedergestellte grüßen ihren Vorgesetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel als Zeichen der Unterwürfigkeit. In vielen Gegenden ist der Gruß: ägur bäsched (gute Vorbedeutung) üblich. Die Sucht nach Complimenten und Titeln in der Anrede findet keine Grenzen. Man titulirt sich mit schærif, særkär, dschænäb (Gnaden, Excellenz, Liebden); selbst zwei Knechte aus reichen Häusern, welche sich begegnen, werden sich das Särkar nicht vorenthalten. Man gebraucht selten bei der Anrede den bloßen Namen, sondern setzt das Wörtchen mirza (Schriftkundiger) vor, oder läßt dem Namen den Titel Chan oder Beg folgen, bei Frauen Chanum oder wenigstens das türkische Wort Badschi. Wer die Wallfahrt nach Mekka gemacht, erhält den Titel des Hadschi; die Wallfahrer nach Kerbelah und Meschhed fügen ihrem Namen Kerbelai und Meschhedi zu.

Charakteristisch sind auch die Schimpfworte und Flüche des Persers. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich seine Familie, besonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft als die des Individuums. Die gebräuchlichsten sind

*) Der Muselman leitet salam (Gruß und Friede) und islam von einer gemeinschaftlichen Wurzel ab.

das peder-suchte (dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide) und das peder-sek (der Vater ist ein Hund), welches letztere der Türke mit köpöj oglu (Hundesohn) übersetzt. Die meisten Flüche, welche die Frauen betreffen, sind so obscön, daß sie keine Uebersetzung erlauben, und doch hört man sie oft im Munde kleiner Kinder, welche sie mechanisch nachsprechen.

Der Perser liebt sehr seine Aussage zu betheuern, was jedoch keineswegs deren Wahrhaftigkeit verbürgt. So schwört er meist beim Kopfe Ali's, Mohammed's, des Schah u. s. w.; er wiederholt Wallah, Billah, Tillah. Die meisten Betheuerungen kommen jedoch auf Rechnung seines Partners im Gespräche, daher der Schwur: besære schumā (bei Euerm Kopf) der häufigste ist. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärts bewegt, bei gleichzeitiger Zusammenziehung der Lippen. Seine Entrüstung drückt er meist durch die Formel la illāh il allah, Bewunderung und Beifall durch bārik-allah, āferin, hæzār āferin, maschallah (Bravo, tausend Bravo) aus.

Der türkisch-tatarische Stamm.

Der Schädel des Turko-Tataren ist im Vergleich zu dem des Iraners weniger oval, das Gesicht ist breiter und weniger ausdrucksvoll, die Brauen sind weniger gewölbt, nicht über der Nase zusammengewachsen, die Augen nicht so fein geschlitzt, die Lider dicker, die Iris braun, die Nase ist kurz und dick sowol an der Wurzel als an den Flügeln; die Backenknochen und das Kinn breiter, die Muskulatur daselbst entwickelter, die Lippen fleischiger, die Extremitäten weniger elegant, das Skelet massiver. Die Statur ist gewöhnlich höher als die des Persers, der Knochenbau und die Muskulatur stärker.

Die Turko-Tataren nähern sich im Charakter den Osmanlis (Bewohnern der Türkei), obwol sie auch viel von den Persern angenommen haben; sie sind plumper und weniger schlau, jedoch tapfer und entschlossen, daher fast alle Soldaten aus diesen Stämmen ausgehoben werden. Sie verachten die Perser als feig und halten viel auf ihre türkische Abkunft; sie sind ruhig, aber einmal in Streit gerathen, entschieden und zum thätlichen Angriff bereit.

Folgender Zug, von dem ich Augenzeuge war, wird das Gesagte am besten bestätigen. Ein Perser hatte mit einem Türken Streit und überhäufte denselben mit einem Schwall von Schimpfwörtern; der Türke saß ruhig und rauchte seinen Tschibuk, endlich löste er sorgfältig das Rohr, als ob er es putzen wollte, versetzte dem Perser damit einen Schlag über den Kopf, köpöj oglu (Hundesohn) rufend, setzte sich wieder hin, prüfte das Rohr, ob es nicht Schaden genommen habe, und rauchte, als sei gar nichts vorgefallen, weiter.

Der Gegensatz, welcher zwischen diesen beiden Völkerstämmen herrscht, veranlaßte die Regierung, die türkischen Regimenter in persische Districte, besonders nach Ispahan und Schiraz zu verlegen.

Als ich im Sommer 1859 gegen Mitternacht mit meinen armenischen Dienern durch den Garten Tschehar-Bagh zurückkehrte, schlitzte ein Luti mit dem Dolch den Rock meines Dieners und flüchtete sich in ein Gartenhaus. Es entstand Streit; wir riefen die türkische Wache. Diese wollte Einlaß in das Haus, und da er ihr verwehrt wurde, schrie ein türkischer Soldat, barfuß, nur in Hemd und Baumwollhose gekleidet, eine Flinte auf der Schulter, zum Fenster hinauf: „Ihr persischen Hunde, ihr wagt es, einen Dolch zu führen! Wenn ich Schah von Persien wäre, ich erlaubte keinem

Perser, eine Nadel bei sich zu tragen!" Mit diesen Worten wurde die Thür gesprengt, der Uebelthäter hervorgezogen und dem Gouverneur überliefert, welcher ihn auf unsere Fürbitte nur mit einer geringen Zahl von Streichen bestrafte. Wo das persische und türkische Element in einem Grenzorte oder in einer Stadt zusammenstoßen, nimmt jenes das Uebergewicht und greift zum Schaden des andern weiter um sich.

Die Türken sprechen das Türkisch-tatarische, welches viel härter als der Osmanlidialekt ist, doch verstehn sich beide gegenseitig. Der Türke spricht nie vollkommen das Persische, er wird immer statt des u ein tiefes französisches u sprechen. Der jetzige Schah, obwol er in seiner Jugend nur türkisch sprach, weil dies die Hofsprache seines Vaters war, außerdem seine Umgebung in Tabris nur aus Türken bestand, erlernte später das Persische vollkommen, ja er vermeidet es bei öffentlichen Gelegenheiten türkisch zu sprechen. Das Commando sämmtlicher Soldaten ist türkisch, weil die meisten Soldaten diesem Stamm angehören.

Die Kurden

bilden einen schönen, kräftigen Menschenschlag. Sie sind in Farbe des Auges, der Haut und des Haares so wenig von den nordischen, besonders deutschen Rassen unterschieden, daß man, abgesehen von den gebräuchlichen Haarfärbemitteln und der orientalischen Kleidung, sie leicht für Deutsche nehmen könnte. Sie sprechen ihre eigene Sprache, das Kurdische, welches dem iranischen Sprachstock angehören soll. Sie stehen unter ihrem Gouverneur (wali). Derselbe wird zwar vom Schah ernannt, doch ist die Stelle in der Familie erblich, welche sich ihrer Abkunft von den Sassanidenfürsten rühmt. So sehr sich auch die Kadscharen bemühten, durch Vermählung einer Prinzessin die Interessen zu verketten

oder, um den Einfluß des Wali zu schmälern, Feindschaft in dessen Familie zu stiften, so konnte dies doch nur zum Theil gelingen. Der Sitz des Wali ist im Städtchen Senne.

Die Kurden sind ein ritterliches und räuberisches Volk, dessen Stämme in steter Fehde untereinander leben und sich, wenn sie bedrängt werden, bald auf persischen, bald auf türkischen Boden zurückziehen; doch gelten bei ihnen die arabischen Gebräuche des Schutzes und der Gastfreundschaft, und sie sind in ihren Unternehmungen als offen und ehrlich bekannt, daher der jetzige Schah den Schutz seiner Person und seiner Familie einem kurdischen General, Adschutan-Baschi Aziz Chan, anvertraut, weil er mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß dieser bei jeder Gelegenheit unbedingt zu ihm stehen werde.

Der Armener

unterscheidet sich vom Perser durch weißere Hautfarbe, dicke Wangen, welche in der Jugend mit Incarnat, im Alter nicht selten mit feinen dendritischen Adern versehen sind, durch ein massiveres Skelet und Neigung zur Fettleibigkeit, die dem Perser gänzlich abgeht; besonders werden die Frauen sehr beleibt. Der Bartwuchs ist schwächer, die Brauen weniger gewölbt und buschig, das Kopfhaar braun, in der Jugend auch blond.

Die Zahl der Armener sowie ihr einstiger Reichthum und Handel (s. Chardin) ist jetzt auf ein sehr beschränktes Maß reducirt. Tatus Chan, der armenische Bischof in Ispahan, versicherte mich, daß die Seelenzahl seines Bischofssitzes, welcher von Java und Indien bis Kaflan Kuh in Persien (zwischen Irak und Azerbeidschan) reicht, sich auf 20000 belaufe; hierzu wären noch eine kleine Zahl römisch-

katholischer Armener und einige hundert Familien in Tabris und dessen Umgegend, zum Bischofssitz Utsch Miazin gehörig, zu rechnen. Die meisten leben in Ispahan, jetzt nur 400 Familien statt der 12000 zu Zeiten Chardin's, manche in Tabris und Teheran; die andern haben einige Dörfer nahe den drei letzten Städten inne; einige Familien leben versprengt in Schiraz und Bender-Buschir.

Einzelne wenige Kaufleute in Tabris abgerechnet, sind die Gemeinden sehr verarmt, auf eine dürftige Agricultur und die Weinfabrikation angewiesen. Der Perser kauft ihre Producte ungern, weil sie gesetzlich unrein sein sollen; der Weinhandel, eo ipso unerlaubt, ist durch alle möglichen Hindernisse und Gefahren erschwert. Obwol dem Gesetze nach mit dem Muselman gleichgestellt und obwol sie in mancher Beziehung den russischen Schutz genießen, sind sie doch der Willkür der Gouverneure preisgegeben, welche ihnen Erpressungen nicht ersparen, und gezwungen in Processen und Händeln die Gerechtigkeit der Mutschtehide (höhere Priester) nachzusuchen. Tritt ein einzelnes Glied der Familie zum Islam über, so hat es auf die gesammte Erbschaft Anspruch. Zu diesen Drangsalen kamen noch die innern religiösen Wirren. Einige Familien wurden durch Missionare zur römisch-katholischen Kirche bekehrt; dadurch entstand Zwiespalt in der kleinen Gemeinde, es erfolgten Anfeindungen, selbst Attentate und andere heillose Scenen, zu denen Menschen ohne Beschäftigung, besonders wenn sie unter hartem Druck leben, sich hinreißen lassen. Die katholischen sowol wie die armenischen Priester begünstigten den Nonnenstand; so entstanden einige Klöster, und der Mangel an Frauen in diesen kleinen Gemeinden wurde empfindlich. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Auswanderung nach Indien und Rußland in steter Zunahme vor sich geht; es gibt fast keine Familie, welche nicht mehrere Anver-

wandte in diesen beiden Ländern zählt; die jüngere Generation wandert zu ihren Verwandten aus und folgt dem Gesetz der Attraction. Es werden auch bereits von Indien ansehnliche Summen zum Unterhalt der Kirchen und armer Anverwandten eingeschickt.

Wollte man den Charakter der Armener nach den wenigen übriggebliebenen Familien beschreiben, so könnte man kein anziehendes Bild entwerfen. Druck und Armuth demoralisiren und benahmen selbst den Muth, welcher den Armenern notorisch nie fehlte. Unter den gegebenen Verhältnissen sind sie indeß immer noch thätig, unternehmend und als Kaufleute sehr tüchtig zu nennen; sie halten zusammen und stützen sich gegenseitig, sind aber fanatisch und im Worthalten ebenso unzuverlässig wie die Perser.

Sie sprechen die armenische Sprache, viele sind sogar in ihrer Indolenz oder aus Haß gegen die Perser nicht einmal der persischen mächtig. Ihre Priester (keschisch) leben in großer Dürftigkeit, manchmal soweit reducirt, daß sie sich abwechselnd jeden Tag in einem andern Hause die Kost schenken lassen; sie leiten die religiösen Angelegenheiten der Gemeinde und den Schulunterricht der Jugend. Die vielen Kirchen, welche die Armener in Ispahan besaßen, liegen jetzt, mit Ausnahme von dreien, in Ruinen; an andern Plätzen dienen schlichte Kammern als Gotteshäuser.

Juden.

So vielfach ich mich auch über die Geschichte ihrer Einwanderung erkundigte, konnte ich doch nichts Zuverlässiges erfahren, weil sie weder Geschichtsquellen noch sonstige originale Traditionen besitzen. Auf mein Drängen brachte mir endlich ein gelehrter Jude ein Geschichtswerk, das jedoch nichts anderes als das Manuscript eines ins Hebräische übersetzten Josephus Flavius war. Sie waren einst, zu Zeiten

der Sassaniden und selbst der Muselmanen, im südlichen Persien sehr zahlreich und mächtig. Sie occupirten ganze Gegenden und bevölkerte Städte; später wurden sie durch Druck und Verfolgung sehr reducirt, sodaß, wie mich der gelehrte jüdische Mula in Hamadan versicherte, die Anzahl der sämmtlichen Judenfamilien in Persien sich nur auf zweitausend belaufen soll. Sie bilden drei große Gemeinden in Schiraz, Ispahan und Kaschan, kleinere in Teheran, Demawend, Balafrusch und Kazeran; einige leben auch versprengt in kurdischen Ortschaften. Die große Judengemeinde in dem Wallfahrtsorte Meschhed hörte, infolge eines von den Priestern angezettelten Aufruhrs mit Ausrottung bedroht, fast ganz auf; viele bekehrten sich scheinbar zum Islam und bilden daselbst noch jetzt eine geheime Judengemeinde; viele flüchteten sich nach Herat, weil sie mit der dortigen großen Gemeinde in steter Verbindung standen. Die vermeintlichen Bekehrungen, welche der abenteuerliche Missionar Jussuf Wulf — so wird Rev. Joseph Wolf in Persien genannt — unternommen haben will, gehören ins Reich der Fabel. Der arme Missionar ließ sich so gern täuschen; aus ungenügender Kenntniß der persischen Sprache nahm er in Disputationen, bei denen sich die Parteien nicht verstanden, jeden Mangel an Widerrede, wozu sich überhaupt ein Jude im Orient gegen einen englischen Agenten nicht herbeiläßt, für Connivenz, ergo für Bekehrung. Mulla Meihdi, von dessen Bekehrung er so viel Rührendes in seinem Buche zu erzählen weiß, schrieb eigens einen Brief an seine Glaubensbrüder in Teheran, daß an dem Ganzen kein wahres Wort sei.

Die Juden sprechen ein Patois viel mit altpersisch untermischt, auch sind sie der einzige Stamm in Persien, der Zischlaute spricht, welche bekanntlich der Perser bei aller Anstrengung kaum hervorzubringen im Stande ist; so sprechen sie säl (Jahr) wie thal im Englischen aus u. s. w.

Während der Rede gesticuliren sie viel mit den Händen und setzen die Gesichtsmuskeln in Bewegung, was der Perser schon aus dem Grunde vermeidet, weil er nicht will, daß aus seinen Worten sein Seelenzustand errathen werde. Die gebildete Klasse schreibt und spricht hebräisch nach richtiger, originärer Art. Gewöhnliche Briefe schreiben sie zwar in persischer Sprache, bedienen sich jedoch dazu der hebräischen Targumbuchstaben.

Bekanntlich gibt es unter den Juden zwei Typen: den rein arabischen mit feiner Adlernase, schwarzen, glänzenden Augen und zierlichen Extremitäten; dann die andere, in alten Zeiten mit Chamiten gekreuzte Rasse, mit dicker Nase, tiefer Nasen- und Mundfurche und Kraushaar, welches oft dem Negerhaar nahe kommt. Beide Typen finden sich in Persien. Ueberhaupt haben Klima und sociale Verhältnisse nicht im mindesten auf sie eingewirkt, sodaß sie von Juden in andern Ländern durch nichts zu unterscheiden sind.

Ihre Satzungen sind dieselben wie die der übrigen Sefardim-Juden, nur ist die Polygamie bei ihnen erlaubt, obwol solche wegen der gedrückten Verhältnisse, in denen sie leben, nur ausnahmsweise in Anwendung kommt. Sie feiern dieselben Feste; das Purimfest wird selbst mit dem puerilen Klopfen beim Namen Haman's begangen. Die Gesetzbücher werden unter den nämlichen Formalitäten copirt und aufbewahrt. Es gibt auch Schwärmer, welche sich durch übermäßiges Fasten von drei bis sieben Tagen kasteien.

Sie leben im äußersten Druck und Elend. Auf einen Stadttheil (mahale jœhnd) zusammengedrängt, sind sie gezwungen, die Hausthür so niedrig zu machen, daß es nur in gebückter Stellung einzutreten möglich ist, um sich bei einem etwaigen plötzlichen Ueberfall leicht verbarrikadiren zu können. Einzelne Gouverneure und ihre Unterbeamten neh-

men die wirkliche oder vermeintliche Gesetzübertretung eines Individuums als Veranlassung, die ganze Gemeinde zu brandschatzen. Es wird außerdem von ihnen die von Mohammed für die Geduldeten aufgelegte Kopfsteuer (dschezieh) erhoben. Dieser fortdauernde Druck veranlaßte die meisten zur Auswanderung in die Türkei und die östlichen Länder, obwol dieselbe von seiten der Regierung auf alle mögliche Weise verhindert wird, und daher nur im geheimen durch Flucht ausgeführt werden kann. Bedeutend besser und einflußreicher ist die Stellung der Juden in Afghanistan und Turkistan, wo sie oft die einzigen sind, welche die Communication und den Austausch zwischen den sich befehdenden Stämmen vermitteln. Im Jahre 1854 kam ein jerusalemitaner Jude nach Teheran zum Zweck einer Collecte. Auf mein Befragen über seine weitere Reise antwortete er, daß er sich nach Turkistan und Afghanistan begeben wolle; und als ich ihn auf die Gefahren, womit europäische Reisende dort bedroht seien, und auf die Ermordung von Stoddart und Conelly aufmerksam machte, erwiderte er: „Die Schwierigkeit des Durchkommens besteht für mich nur in Persien, wo beim Passiren jeder Stadt eine Accise abgefordert wird; sobald ich die Grenze überschritten habe, bekomme ich von einem Tribus zum andern einen Juden zur Begleitung, der mich in voller Sicherheit zum nächsten Ort bringt. Ich spreche aus Erfahrung, da ich dieselbe Reise schon einmal machte.“ Wirklich traf er zwei Jahre später, zwar mit wenig Geld, doch wohlbehalten wieder in Teheran ein. Bei der letzten Einnahme von Herat wurde die Judengemeinde durch den Prinzen Sultan Murad Mirza, benannt Hessame Sultanah, hart mitgenommen. Es sollte sich nämlich ein im Orient berühmter Diamant, genannt Säkka, in ihrem Besitz befinden; dieses Kleinod wurde zum Vorwand von Plünderung und Vexation. Ob der

Diamant sich vorgefunden hat, ist nicht ermittelt worden; der Prinz häufte aber unermeßliche Schätze zusammen, der König wurde mit einem Diamanten von 800 Dukaten im Werth abgefertigt.

Sie leben meist von Seidespinnen, Glasschleifen, Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten; sie erzeugen Alkohol, Branntwein, Wein, Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpetersäure, und verstehen sich auf die Scheidekunst, daher sie in der Münze unentbehrlich sind, deren technische Manipulationen sie leiten. Viele gelten auch als renommirte Aerzte; einer der Leibärzte des vorigen Königs Mehmed Schah war ein Jude, namens Hak-Näzar. Sie erfreuen sich ferner des Rufes als gute Sänger und Musiker, daher sie öfter bei Festen zur Unterhaltung der Gäste eingeladen werden. Im Jahre 1859 veranstaltete der kalamter (Polizeimeister) von Schiraz mir zu Ehren ein kleines Fest in seinem Garten, wozu er die besten Judenmusikanten gemiethet hatte. Die Execution, welche die persischen Gäste entzückte, war genau nach Art des polnischen Gesangs, nicht einmal die Gurgel- und Nasenlaute fehlten. In Schiraz befindet sich überhaupt die ganze Gemeinde in ziemlich guter Verfassung, weil sie daselbst die Protection der mächtigen Familie des Hadschi Käwam genießt, dessen Ahnherr ein Jude war und dessen Vater, Hadschi Ibrahim, der gegenwärtigen Dynastie der Kadscharen zum Throne Persiens verhalf, später jedoch von Feth Ali Schah sammt seiner ganzen zahlreichen Familie hingerichtet wurde. Der damals noch kleine Knabe Hadschi Käwam, jetzt ein siebzigjähriger Greis, entging dem traurigen Lose. Er gilt für den schlauesten Kopf in ganz Persien; ihm gelang es, den alten Glanz des Hauses wiederherzustellen und trotz seiner hohen Stellung ein Alter von 70 Jahren zu erreichen. Sein Sohn ist eben der Kalamter, dessen Gast ich war.

Das einzige nationale Monument, das die Juden in Persien besitzen, ist das Grabmal Esther's in Hamadan, dem alten Ecbatana, wohin sie seit undenklichen Zeiten pilgern. Dort befindet sich in der Mitte des Judenviertels ein kleines Gebäude mit einer Kuppel, auf dessen Spitze ein Storch sein Nest gebaut hat. Der Eingang ist zum größten Theil vermauert, nur ganz unten blieb eine kleine Oeffnung, durch die man in gebückter Stellung eintreten kann; sie wird durch eine bewegliche Steinplatte statt der Thür 'abgesperrt, welche Vorrichtung von den häufigen Ueberfällen herrührt. Man gelangt in eine niedrige Vorhalle, dort sind die Namen vieler Pilger und das Jahr der Restauration der Kapelle eingeschrieben. Von der Vorhalle tritt man in einen kleinen, viereckigen, nur spärlich durch schmale Fenster beleuchteten Saal, in welchem sich zwei hohe Eichenschreine, die Grabdenkmäler von Esther und Mordechai, befinden. Rings um dieselben sind in hebräischer Sprache die Verse aus dem letzten Kapitel von Esther nebst den Namen dreier Aerzte eingravirt, auf deren Kosten das Grab restaurirt wurde.

Für die Echtheit der Esthersage und jener Grabstätte mögen folgende Argumente sprechen:

1) Die Juden lebten seit der babylonischen Gefangenschaft in Persien; es wäre schwer gewesen, ein Ereigniß, welches die gesammte Nation betraf, ihnen zu octroyiren.

2) Die Beschreibung der Zelte*) und des Gastmahls im

---

*) In der Uebersetzung wird statt von Zelten von Vorhängen gesprochen, allein die ganze Beschreibung beweist, daß nicht von diesen, sondern von Zelten die Rede ist, unter denen die Gäste während des Mahls Unterkunft fanden. Noch heutigen Tags braucht man die dort erwähnten Stoffe zur Anfertigung von Zelten, nämlich einen dichten Baumwollstoff, kerbas (das כרפס der Bibel), und zur innern Bekleidung einen moirirten Seidenstoff, chārā (חור). Es ist hiernach klar, daß die Uebersetzung dieser Worte mit Farben keine richtige sein kann.

Eingang des Buchs ist so vortrefflich, daß es höchst wahrscheinlich ist, der Autor habe sich an Ort und Stelle befunden.

3) Die Könige residirten allerdings in Susan, dem Schusch (Schön) der Perser. Diese Stadt liegt in Arabistan; im Winter ist der Aufenthalt dort sehr angenehm, dagegen soll er, nach der Aussage vieler Augenzeugen, besonders des Gouverneurs Chanler Mirza, im Sommer unerträglich sein; die Hitze ist dann so groß, daß sich während des Tags kein Raubthier aus seiner Höhle herauswagt. Es war daher der persischen Sitte angemessen, daß der König in einer Berggegend sein Lagerzelt aufschlug. Zu diesem Zweck findet sich in der Nähe kein günstigerer Platz als Hamadan, am Fuße des Elwend, wo zahlreiche Bäche sich in die Ebene ergießen und sie befruchten. Der Perser rechnet noch heute diese Ebene zu den Yeiloks, Sommerquartieren der Nomaden. Die Juden zeigten mir vor der Stadt einen geebneten Hügel, Mussella genannt, auf dem des Königs Ahasverus Zelte gestanden haben sollen. Möglich also, daß Esther während des Sommeraufenthalts starb und dort begraben wurde.

4) Nach orientalischen Verhältnissen ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein König im Rausche oder wegen einer Laune ein Weib hinrichten läßt, daß er dann ein Mädchen aus dem Volke, ohne nach deren Herkunft und Charakter zu fragen, heirathet, und daß diese ihn durch ihre Körper- oder Geistesvorzüge derart für sich einzunehmen weiß, daß sie Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübt.

5) Ebenso ist die Scene mit Haman, wo ein bis dahin allmächtiger Minister sammt seiner Familie ins Verderben gestürzt wird, unter dem Vorwande, daß er seine Augen bis zur Sultanin zu erheben gewagt, eine solche, wie sie sich im Orient jeden Tag wiederholen könnte und in der That während meiner Anwesenheit in ähnlicher Weise sich zu-

getragen hat. Nasser-eddin Schah heirathete ein Mädchen von niederm Stande, Dscheiram Chanum; bald war ihr Einfluß über den König so mächtig, daß alle Frauen verdrängt und ihr Sohn als legitimer Erbe erklärt wurde. Großvezier war Mirza Agha Chan. Als kurz darauf der Kronprinz erkrankte, berief die Mutter zu seiner Behandlung den Judenarzt Hak-Näzar. Sie schöpfte Verdacht, der Knabe sei durch Vermittelung des Großveziers vergiftet worden, und in diesem Verdacht bestärkte sie der Arzt. Der Knabe starb. Nun wollte sich der Großvezier an dem Arzte rächen und dessen Familie ins Verderben stürzen. Doch die einflußreiche Mutter schützte denselben und brachte es vielmehr dahin, daß der Minister selbst gestürzt wurde. Nur durch Zufall konnte er sein Leben retten. Der König fragte die Sultanin, was sie noch begehre? Sie antwortete: „Die Kinder, Brüder und Onkel des Ministers sind mir im Wege.“ Und alle wurden zwar nicht wie die Söhne Haman's an den Galgen geschlagen, aber gefoltert, ihres Vermögens beraubt und ins Exil geschickt. „Und Mordechai (d. i. Haknæzar) war groß und angesehen unter seinem Volke“ (Buch Esther, X, 3).

Die Gebern

oder Zerduschti, d. i. Zoroastriner, wie sie sich nennen, leben noch in kleiner Seelenanzahl in den Städten Yezd und Kirman. Angeblich Götzendiener, wären sie schon längst ausgerottet worden, wenn sie nicht einen Freibrief vom Khalifen Ali besäßen*) und unter dem Schutz der indischen Pharsis ständen. Letztere schicken ihnen jährlich erhebliche Summen, um den Erpressungen der Gouverneure zu ge-

*) Er wird in der Stadt Yezd aufbewahrt.

nügen, denn es liegt ihnen sehr daran, daß ein kleiner Rest ihrer Glaubensgenossen im Mutterlande zurückbleibe und das heilige Feuer wahre, deshalb trachten sie, eine gänzliche Auswanderung zu verhüten. Ein Delegat, der Manuktschi Sahib, wurde von ihnen nach Teheran geschickt, der für die persischen Gebern die Erlaubniß auswirken sollte, erstens die Steuern von Indien aus zu zahlen, zweitens eine Erziehungsschule zu gründen. Beide Gesuche aber hat die Regierung abgelehnt, das erstere, weil sie einen Eingriff in die Souveränetät darin erblickte; das letztere, weil sie keine Unterrichtsanstalt zum Götzendienst gestatten könne. Vorzüglich leiden die Gebern dadurch, daß man ihnen ihre schönen Töchter entlockt oder mit Gewalt entführt und dann unter dem Vorwande, sie seien bereits Muselmanen geworden, deren Zurückgabe unbedingt verweigert. Unter diesen Verhältnissen und wenn die Bedrückung in derselben Weise fortdauert, ist vorauszusehen, daß binnen nicht ferner Zeit das Land von Christen, Juden und Gebern gesäubert sein wird; „man bedenkt nicht, welcher Schaden dadurch für den Schatz des Königs erwächst" (Buch Esther, VII, 7). Die Gebern stehen als Kaufleute und Oekonomen im Ruf des Fleißes, der Ausdauer und Redlichkeit; sie vermitteln den Handel mit Indien und haben eigene Karavanserais in Teheran, Ispahan und Schiraz. Sie sprechen untereinander altpersisch, ihre Priester heißen Mabeds. Als Begräbnißstätten, dergleichen sie eine bei Teheran haben, dienen ihnen isolirte Plätze, wo die Todten bekanntlich den Raubvögeln zum Fraß ausgesetzt werden. Nach dem persischen Gesetz für unrein geachtet, dürfen sie nicht die öffentlichen Bäder besuchen, sondern nur die der Armener und Juden. Von religiösen Festen haben sie mit den Persern nur das Neujahrsfest (nauruz) gemein, oder besser gesagt, diese mit ihnen, weil die Perser es von den Gebern beibehielten. Obwol der

Schah von anderer Religion ist, betrachten sie ihn de facto doch als legitimen Herrscher, und zollen ihm als Nachfolger von Kâûs und Dschemschid Verehrung. Ihre Seelenzahl beträgt, nach genauer Zählung, zwischen 8 und 9000.

Turkomanen.

Mogulen reinen Bluts, Abkömmlinge von Turkistan, sind wenige als Geiseln aus dem Stamme der Goklan in Teheran zu finden. Sie zeichnen sich aus durch gelbliche Hautfarbe, breite Backenknochen, breite Stirn, schiefe, kleine Augen, breite Nasenwurzel, sodaß oft die Augen mit dieser in einer Fläche zu liegen scheinen, und langen, dünnen Schnurr- und Knebelbart (rische kusseh) bei vollkommenem Abgang des Backenbarts. Als Geiseln beziehen sie zum Theil vom Staate eine Pension, zum Theil leben sie als Kurschmiede und verfertigen als solche schöne Pferdedecken und Waschbeutel. Ihr Leben ist sonderbar mit dem des Pferdes verwebt, für welches Thier sie eine eigene Zärtlichkeit an den Tag legen. Ich sah oft acht- bis zehnjährige Goklankinder auf hohen Turkomanenrossen; während des schnellsten Galops umhalsten die kleinen Reiter ihre Pferde und bezeigten ihnen allerhand Liebkosungen. An vielen Einwohnern von Chorassan ist die Kreuzung mit der turkomanischen Rasse nicht zu verkennen.

Nach officieller Zählung vom Jahre 1855 gab es in Persien 22475 Turkomanen-Familien oder richtiger Zelte (karatschäder) aus den Stämmen der Jamut, Goklan und Tekkeh. Sie bewohnen die großen Steppenländer an den Flüssen Gurgan (Hyrkanien) und Atrek, welche sich in den Kaspischen See, in dessen Südostküste, ergießen, und ziehen sich bis Buschnurd und bis Meschhed in Chorassan hin. Obwol dem Namen nach Unterthanen (rayat) des Reichs, zahlen sie doch, dank dem meist sehr traurigen Zustande der persischen

Angelegenheiten, wenig mehr als gar keine Abgaben (mäliät). Ja sie plündern fast täglich das Land an Gut und Leuten, die sie als Sklaven nach Chiwa und Buchara verkaufen. Ist der Gouverneur von Astrabad oder Meschhed mächtig, so trachtet er wieder seinerseits die Stämme zu plündern; er macht dann selbst Raubzüge (tschapâûl) unter den sogenannten Unterthanen, und schickt erbeutete Sklaven und Pferde als Geschenk (pischkisch) an den Schah. Letzteres ereignete sich vor wenigen Jahren, als der kräftige Dschafer Kuli Chan Buschnurdi Statthalter von Astrabad war; er zwang sogar einen Stamm der Goklan, eine Anzahl von Berittenen zur Expedition nach Herat zu stellen. Als diese nach Teheran kamen und vor der Stadt lagerten, fürchtete man in der Residenz einen plötzlichen Ueberfall von seiten der Gäste; allein sie waren durch die Anwesenheit ihres Bändigers Dschafer Kuli so im Zaum gehalten, daß der Schah sogar wagte, sie vor sich Revue passiren zu lassen. Gleichwol zog man es vor, diese zweifelhafte Hülfstruppe in ihre Heimat zurückzuschicken. Dschafer Kuli wurde damals von seiten der Regierung zu einer neuen Expedition bewogen, die er auch mit der Bedingung unternahm, daß man ihm Truppen zur Unterstützung nachschicke. Er war jedoch von frühern Jahren her der Regierung verdächtig; man schickte ihm daher die versprochenen Truppen nicht, es gern sehend, daß er eine Schlappe erlitt. Mit genauer Noth gelang es ihm, sich durchzuschlagen, worauf er in seinen Geburtsort Buschnurd zurückkehrte. Nach seinem Tode erhielt der schwache Prinz Abul-meluk das Gouvernement der Provinz Astrabad; unter ihm dehnten die Turkomanen ihre Plünderungen bis nach Astrabad aus.

Alle drei Stämme leben in ewiger Blutfehde sowol untereinander als meist auch mit den Persern, welche sie als Schiiten hassen und deren Verkauf in die Sklaverei sie für

erlaubt halten. Während ihrer innern Fehden ruft oft ein Stamm die Hülfe der Perser an, welche ihrerseits die Gelegenheit günstig glauben, um über ihre Feinde herzufallen. Doch kaum sind sie erschienen, so verbinden sich die Streitenden wieder zu einer Coalition und fallen dann gemeinschaftlich über die Helfer und Bedränger her.*)

Afghanen,

von der reinsten kaukasischen Rasse, sind an ihrer hohen Statur und kräftigen Gestalt, an den geistvollen Physiognomien, großen Glotzaugen (tscheschme chireh) und an ihrem entschlossenen Auftreten zu erkennen. Sie leben nur in kleiner Zahl, als Flüchtlinge, von Stipendien des Schah, daher man sie unter dem Volke spottweise musche-chazineh, d. i. die Mäuse des Staatsschatzes, nennt.

Beludschen

sind nur hier und da, als Sklaven, zu finden, sie nähern sich dem Hindutypus. Kreuzungen des Iran'schen und Beludschenblutes aber trifft man sehr häufig an, namentlich in Sistan.

Zigeuner (kauli, karatschi)

finden sich als wandernde Stämme (ils) in vielen Theilen des Reichs. In Physiognomie, Sitten, Gebräuchen, Lagerung, Lebensweise, Annahme jedweder Religion und Halten an keiner, gleichen sie vollkommen ihren Stammesgenossen in Europa. Sie sind bekannt als muntere Tänzer

*) Die meisten statistischen Angaben über Turkomanen verdanke ich meinem Freunde Dr. J. C. Häntzsche, welcher acht Jahre in Rescht am Kaspischen See als Arzt gelebt hat.

und Musikanten; sie prophezeien aus den Lineamenten der Hand, aus dem Würfelknochen der Schafe, oder aus einem gedruckten Blatt.*) Sie treiben das Schmiedehandwerk, machen schöne Ketten und Siebe, flicken Kessel, verzinnen Geräthschaften und bilden eigene Ils unter einem Nomadenchef. Sie gelten auch als gute Läufer, daher alle Schatirs (Läufer) des Königs ihrem Stamm angehören.

Die kleine Colonie der Europäer

umfaßt, mit Ausschluß der Gesandtschaften und Consulate der verschiedenen Mächte, eine beschränkte Anzahl von Kaufleuten (Franzosen, Griechen, Deutsche, Schweizer und Russen), einige im Dienste des Königs stehende Offiziere, Aerzte und mehrere zugewanderte Handwerker, im ganzen kaum mehr als hundert Individuen. Sie leben in Tabris und Teheran, drei Familien in Rescht, eine in Schiraz. Der Europäer findet sich hier nicht heimisch, sondern isolirt und von den Eingeborenen gemieden. Mancher ist unfreiwillig im Lande geblieben und liegt in persischer Erde begraben, aber bisjetzt kam kein Fall vor, daß ein Europäer Persien als zweites Vaterland adoptirt hätte, wie dies in Aegypten und der Türkei häufig der Fall ist. Durch die Schwierigkeit der Communication mit Europa von der civilisirten Welt abgeschnitten und ganz auf sich beschränkt, von der weiblichen Bevölkerung durch Gesetz und Sitte so vollständig getrennt, daß er kaum in Jahren ein

*) So erzählte mir Dr. Cloquet: „Als ich im königlichen Lager zu Sultanieh war, kam eine Zigeunerin und wollte mir aus einem großen Blatte wahrsagen; ich erkannte eine Nummer des «Journal des Débats», die ihr, wie ich später erfuhr, General Ferrier für einen geleisteten Dienst geschenkt hatte.“

unverschleiertes Gesicht erblickt, ändert der hier lebende Europäer mit der Zeit seinen Charakter und seine Lebensweise; er verliert die Thatkraft, nimmt viel von den Gewohnheiten des Landes an, wird ungesellig und mürrisch, und lebt in steter Feindschaft mit seinen Leidensgenossen. Wenn der Auswanderer aus Europa in den Orient kommt, findet er den fetten Boden brach liegen; er glaubt daher, bei mitgebrachter Energie und gutem Willen bald einen guten Anbau machen zu können, und erwartet mit Zuversicht eine reiche Ernte. Nach einiger Zeit wähnt er sich auch wirklich dem angestrebten Ziele näher und bereits eine durch seinen Einfluß hervorgebrachte Aenderung zu verspüren; aber nach Verlauf von Jahren muß er zu seinem Schmerz bekennen, daß nicht die Orientalen sich geändert haben, sondern daß er selbst sich geändert, daß er selbst ein halber Orientale geworden ist. Nur der gebildete Mann mit wissenschaftlichem Streben und Interesse für Land und Volk findet hier für längere Zeit Befriedigung; der Ungebildete wird bald des Lebens müde, ergibt sich, wie es häufig der Fall ist, um sich zu betäuben, dem Rausch, oder begeht Handlungen, die eines moralischen Menschen unwürdig sind. Leider gibt niemand so rasch seinen Nationalcharakter in der Fremde auf wie der Deutsche. Schon nach kurzer Zeit affectirt er, seine Muttersprache vergessen zu haben, er macht Fehler im Geschlecht der Hauptwörter, spricht mit fremdländischer Betonung, oder zieht es vor, französisch oder italienisch zu radbrechen, und schämt sich seiner neuangekommenen „weniger gebildeten" Landsleute. In der Türkei und in Aegypten konnte ich Aehnliches vielfach beobachten. Solche Leute geben sich als Affen dem Gelächter jedes Verständigen preis.

C. Stände.

Es gibt in Persien durchaus keine grellen Kasten- oder Ständeunterschiede, keinen eigentlichen alten Adel. Einen Stammbaum besitzen nur einige Chefs von Nomadenstämmen, welche ihr Geschlecht aus den Zeiten Dschengi's, Tamerlan's und selbst von den Sassaniden ableiten. Man hört zwar oft das Wort nedschābet (Adel) und nedschib (adelich); es wird jedoch darunter mehr die Stellung, welche das Individuum in der Gesellschaft einnimmt, verstanden. Bei dem fabelhaft schnellen Glückswechsel, wie man ihn nur in diesem Lande sieht, steigt eine Familie plötzlich, nimmt alle Civil- und Militärstellen ein und wird nedschib, um ebenso rasch zu sinken und in Vergessenheit zu gerathen. So gibt es im Lande wenige Familien, welche durch drei Generationen (puscht dar puscht) in Glanz und Ansehen geblieben wären.

Der höchste Adelstitel ist Schāhzādeh, Prinz aus der regierenden Dynastie; er ist durch Nachsetzen des Wörtchens Mirzā kenntlich, so Abbas Mirzā (Prinz Abbas). Weil aber die Nachkommen Feth Ali Schahs seit etwa achtzig Jahren auf mehr als zweitausend männliche Sproßen angewachsen sind, traf man eine Unterscheidung zwischen denjenigen, welche von seinem Sohne Abbas Mirza, dem Kronprinzen, und denjenigen, welche von andern Söhnen stammen. Erstere gelten als nächste Verwandte des Königs; sie functioniren meist als Statthalter und besitzen Würden und Vermögen. Die andern hingegen leben von geringen Pensionen; sie sind arm, werden vom Schah wie vom Volk misachtet, aus Furcht vor Ansprüchen auf den Thron zu keiner militärischen Stelle zugelassen, und können wegen ihrer hohen Geburt ebenso wenig zu einer bürgerlichen Beschäftigung oder zu einem

Handwerk greifen; man dichtet ihnen mit Recht oder Unrecht allerhand Laster an; sie sind für das Land, welches sie ernähren muß, eine Last; durch langen Müßiggang verloren sie alle militärische Tugend und Tapferkeit der Kadscharen; es blieb ihnen nichts als deren Vorurtheile. Bei ihrer beispiellosen Vermehrung kann es gar nicht fehlen, daß zuletzt der Schatz für die Pensionen nicht ausreichen wird, und daß sie schließlich den Prinzentitel ablegen müssen, um sich mit dem Volke zu vermischen: ein Weg, den bisjetzt nur wenige von ihnen eingeschlagen haben.

Außerdem leben noch viele Descendenten aus den frühern Dynastien der Säfis, von Kerim Chan und Nadir-Schah; man nennt sie zum Unterschied Mirzädeh. Erstere waren vorzüglich stark in Ispahan vertreten; in der neuesten Zeit wurden sie aber wegen politischer Umtriebe exilirt und in ferne Städte des Reichs internirt. In Ispahan traf ich im Bazar einen Baumwollschläger (hallätsch), der ein Abkömmling des erlauchten Monarchen Kerim Chan war. Die Abkömmlinge Nadir-Schahs haben sich häufig mit den Kadscharen verschwägert.

Der eigentliche Adelstitel, durch das dem Namen nachgesetzte Wörtchen Chān bezeichnet, z. B. Issa Chan, wird entweder durch ein Diplom vom König verliehen, oder er ist von den Aeltern angeerbt, oder man legt ihn sich, wenn man zu Vermögen gekommen ist, selbst bei. Er hat aber so wenig Wichtigkeit, daß viele Staatsbeamte den Titel Mirza vorziehen. Wenn eine Familie verarmt, so geht der Titel stillschweigend wieder verloren; nur manche führen ihn selbst als Stallknechte u. s. w. noch fort.

Leuten türkischen Stammes, besonders den Militärs, wird der Titel Beg gegeben, dem jedoch nicht etwa die Bedeutung eines Beg oder Bei der Türkei zukommt.

Mehr angestrebt sind die Ehrentitel (lækæb), welche

die Regierung den einzelnen Civil- und Militärbeamten ad personam ertheilt. In frühern Zeiten waren sie sehr selten und deshalb hochgeachtet; nur die höchsten Staatsbeamten wurden durch sie ausgezeichnet. In der neuesten Zeit hat man aber einen wahren Unfug damit getrieben, sodaß jetzt kaum ein Beamter vorhanden ist, der sich nicht eines Läkäb erfreute. Da das Wörterbuch beinahe erschöpft ist, suchte man nach Auskunftsmitteln; man bedient sich der Synonymen däwlet, sultanet und mulk, welche alle drei „Regierung" bedeuten; so nizām em mulk, nizām eddaule, æmin el mulk, emin eddaule, itemād eddauleh, mutæmmed eddaule u. s. w. (Disciplin, Stütze, Säule, Rath, Arm, Beutel, Diadem, Fackel, Zunge der Regierung, der Krone, des Reichs u. s. w.). Selbst Frauen erhalten solche Titel, als: Furughe sultaneh, æfsāre sultaneh u. s. w. Der Verwalter des königlichen Hofstaats heißt „das Auge des Reichs", wobei man sich unwillkürlich an Aristophanes' Achener Herold erinnert: „Das Auge des Königs mag erscheinen."

Den größten Einfluß auf das Staatsleben üben die Mirzas*) oder Aehle-kælæm (die Schreiber oder Leute der Feder); aus ihnen gehen sämmtliche Minister (vezir), Staatssecretäre (mustāfis) u. s. w. hervor. Ihr Einfluß überwiegt den aller andern Stände, selbst des Militärs. Sie sind meist Leute aus dem Volke, des Schreibens, des Lesens und der laufenden Geschäfte kundig, welche sich durch Zufall, Geschicklichkeit, Geschmeidigkeit und Anempfehlung zu den höchsten Würden emporschwingen und Reichthümer anhäufen. Der Bezirk Tafrisch stellt von ihnen das größte Contingent. Wenn sie zu hohen Würden gelangt sind, stehen ihnen selbst die Prinzen des königlichen Hauses im Ansehen nach, ja

*) Das Wort Mirzā wird in diesem Fall dem Namen vorangesetzt, so Mirzā Jussuf, zum Unterschied von Jussuf Mirzā, Prinz Joseph.

diese finden sich oft als Bittsteller bei ihnen ein. Die meisten Statthalter sind zwar Prinzen, doch an ihrer Seite steht ein Mirza als Vezier, der die Geschäfte leitet, die Rechnungen führt und oft auch den größten Theil des Gewinnstes (mædächel) zieht. Der Gouverneur sammelt zwar die Steuern und Abgaben in der Provinz, aber er unterliegt der Controle eines Mustafi in der Residenz, welcher einen bedeutenden Druck auf ihn ausübt, und mit dem er die erpreßten Summen theilen muß. Dem Offizier ist die Besoldung und Verpflegung seiner Truppen überlassen, aber die Controle fällt wieder einem Mirza in der Residenz unter dem Namen læschker-næwis (Schreiber des Heeres) zu, welcher vom Brot des Soldaten „mitißt“.

Die Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, bilden wenigstens den funfzigsten Theil der sämmtlichen Bevölkerung; es gibt ganze Ortschaften, welche nur aus Seiiden bestehen. Sie sind unter allen Ständen verbreitet: Priester, Kaufleute, Beamte, Gewerbs- und Landleute, und unterscheiden sich durch die blaue oder grüne Farbe des Gürtels oder des Turbans. Sie besitzen in der Regel einen eigenen, die arabische Abstammung verrathenden Typus; doch sah ich auch einen Seiiden — er kam als Gesandter von Buchara nach Teheran —, welcher den mogulischen Typus zeigte. Es genügt ein grünes Tuch um die Lenden zu schlagen, um an einem fremden Ort als Seiid zu gelten. Die Abstammung in Frage zu ziehen, ist schon deshalb Blasphemie, weil man damit einen Abkömmling des Propheten, wenn auch nur momentan, für einen Bastard erklären würde. Zufolge der Straflosigkeit, welche die Seiiden meist vor dem Gesetz genießen, hat sich unter ihnen eine hübsche Anzahl von Schurken, Gaunern und Urkundenfälschern herausgebildet. Daher sagt das Sprichwort: „Der Seiide ist ohnehin schwer zu behandeln; war er jedoch noch über-

dies in Mekkeh, so ist er dem Teufel zu schlecht.“ Besonders mag sich der Europäer hüten, mit dieser Klasse in Streit zu gerathen; er kann sich leicht böse Händel zuziehen, und trachte daher, ihnen womöglich auszuweichen.

Lutis entsprechen den Rowdies in Nordamerika; es sind Leute, die den biblischen Lot zu ihrem Schutzpatron erwählt haben, nachts auf Beute und Händel ausgehen, dem Wein und Spiel anhängen, und gern Verwirrung, oft nur des Spaßes, oft aber auch des Vortheils halber anstiften. Sie tragen im Gurt einen Tscherkessendolch als Waffe, die Mütze sitzt ihnen schief auf dem Kopfe. Man findet ihrer in allen Städten und unter allen Ständen; vorzüglich gehören ihnen die Athleten (pahlewäns), Affen-, Bären- und Löwentreiber, Tänzer u. s. w. an. Als sehr unternehmende Lutis sind die von Täbris, Schiraz und Ispahan berüchtigt. Die Protection einiger Lutis kann dem Europäer zu zeiten sehr nützlich sein!

Derwische. In frühern Zeiten gingen aus dieser Klasse die edelsten Denker und die begabtesten Poeten hervor; wir wollen nur an die gefeierten Namen eines Saadi und Hafis erinnern. Doch jetzt bilden sie eine Klasse von Landstreichern, Bänkelsängern und Märchenerzählern ohne besondere Bildung. Für jeden Erwerb zu indolent, entsagen sie dem Besitz und leben sorglos von einem Tag auf den andern. Viele von ihnen sind Hindu, andere sind Perser, selbst Söhne angesehener Familien, einige sogar Prinzen; der Bruder des Finanzministers schloß sich ihnen an. Unbekümmert um Habe und Vermögen, durchstreifen sie mit dem Stock, dessen Griff die Worte jä ali bildet, mit der Derwischmütze, einem Tigerfell, einem Steinbockhorn und der Bettelschale aus Kokos (kæschkul) die verschiedensten Länder und Gegenden. Mit dem Rufe jä hak (o Wahrheit) hält der Derwisch dem Europäer seine Schale hin und

verlangt ein Sahib ḳran (etwa ein halber Gulden); gibt man ihm weniger, so wirft er es oft stolz von sich. Manche von ihnen treiben sich halbnackt und barhäuptig in den Ruinen herum; andere beobachten eine gewisse Eleganz in der Kleidung, diese nennen sich ahle āzād (die freien Leute). Fast alle rauchen das Beng (ein Haschischpräparat); viele werden davon stumpfsinnig, mehr dem Thier als dem Menschen ähnlich. Obwol es bekannt ist, daß sie weder an Mohammed noch Ali glauben, sondern im Herzen Theisten oder Pantheisten sind und an die Seelenwanderung glauben, so genießen sie doch überall eine gewisse Achtung unter dem Volk. Niemand wagt es, sie barsch abzuweisen oder sie gar rauh zu behandeln. Ein Derwisch durchzog viele Jahre lang die Straßen Teherans, selbst die Plätze der königlichen Burg, und rief mit lauter Stimme „Alian, Alian!", ein mystisches Wort, dessen Bedeutung niemand verstand; er störte nachts die Ruhe der Bewohner, doch niemand wagte, ihm zu nahe zu treten, ja er fand mit der Zeit Verehrer, der Schah selbst konnte seine Excursionen nicht hindern. Viele von ihnen geben vor, Alchymie zu treiben, locken als Adepten bedeutende Summen ab und verschwinden dann spurlos. Als Bänkelsänger und Märchenerzähler sind sie unübertrefflich. Durch wohlbemessene Pointen wissen sie die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. In dem spannendsten Moment der Entwickelung unterbrechen sie ihre Erzählung — gerade wie in den Nächten der arabischen Märchen —, um die Spende einzusammeln und am andern Tage fortzufahren. Diese Erzählungen, in gutem Stil und reiner Sprache vorgetragen, verbreiten die Kenntniß der persischen Sprache und Poesie unter dem Volke, und leisten in dieser Beziehung unendlich viel mehr als unsere Landbühnen, die leider nicht selten sogar den Verderb der Sprache befördern.

Soldaten heißen persisch serbāz, d. i. Leute, welche

mit dem Kopf spielen, ihn einsetzen, obwol der Name madebāz (die den Magen einsetzen) richtiger wäre, denn sie sind nebst den Rayets die wahren Schmerzenskinder des Landes. Sie werden meist aus den türkischen Stämmen des Nordens genommen, aus Azerbeidschan, Märageh, Hamadan und Chamseh; nur einige Regimenter stammen aus Irak und Kurdistan. Die Kaschaner sind seit jeher von der Beisteuer zum Contingent befreit, weil sie als furchtsam gelten; von ihnen circulirt die Anekdote, daß einst ein heimkehrendes Regiment Kaschaner einige Mann Bedeckung zur Sicherheit auf dem Marsche verlangt habe. Christen und Gebern sind ebenfalls vom Kriegsdienst befreit; der Emir nizam hatte zwar ein Regiment aus den Chaldäern ausgehoben, sie wurden jedoch unter dem folgenden Großvezier wieder entlassen. Dies hindert indeß nicht, daß mehrere Armener als höhere Offiziere und Generale in der Armee dienen, so Dawud Chan Gurdschi, Dschibrail Chan, u. a. Letzterm hat der König sogar im Sommer 1859 die Obhut über das königliche Lager in Niaveran und hiermit die Sicherheit seiner Person und seines Harems anvertraut.

Die gesammte Wehrkraft des Landes zerfällt in die reguläre (nizām) und irreguläre (rædif) Truppe. Die Rädifs bestehen aus Fußvolk mit Flinten bewaffnet (tufenktschi) und aus Cavalerie (sawāreh rædif); sie sind meist zum Schutze der Grenzen gegen feindliche Einfälle bestimmt. Diese Truppe muß sich selbst equipiren; sie erhält erst dann die Löhnung, wenn sie, für den Dienst oder eine Expedition (sefer) verwendet, die Musterung des Königs oder des Gouverneurs passirt hat. Es ist genau bestimmt, wieviel Mannschaft ein jeder Stamm stellen und ausrüsten muß; auch die Dienstzeit ist festgesetzt. Da jeder Chef seine Leute kennt und es auch in seinem Interesse liegt, schöne, schlagfertige Truppen zu haben, so sind sie meist stattlich

bekleidet und auf guten Pferden beritten. Ich begleitete oft den König zur Revue. Die Mannschaften sahen gut und tüchtig aus; fast alle Flinten waren mit Silber beschlagen, die Pferde kräftig und wohlgenährt. Ihre Bestimmung ist ähnlich wie die der Kosacken; sie plündern, schaffen Proviant, beunruhigen den Feind, machen nächtliche Ueberfälle, und leisten besonders gegen die Angriffe der irregulären Cavalerie der Turkomanen die vortrefflichsten Dienste. Ueberhaupt wurde jede tapfere Waffenthat während meiner neunjährigen Anwesenheit nicht von der regulären, sondern von der irregulären Truppe ausgeführt. Sie stehen immer unter dem Commando ihres Tribuschefs oder seines Sohnes.

Die reguläre Truppe besteht aus Fußvolk (piädeh nizām), Artillerie (tubchāneh) und aus etwa 300 Mann Cavalerie (sawāreh nizām). Vom Fußvolk gibt es an 84 Bataillone (fautsch), jedes nominell zu 800 Mann, doch sind selten mehr als die Hälfte im Dienst. An der Spitze des Bataillons steht ein særtip (General); ihm unterstehen die andern Grade, als: serheng (Oberst), javer (Major), sultan (Hauptmann), nājib (Lieutenant), wekil (Feldwebel) und dehbāschi (Corporal). Die Anzahl der im Dienst stehenden und disponibeln Offiziere ist übermäßig groß und würde für wenigstens den doppelten Armeestand hinreichen. Zehn Bataillone unterstehen dem Mirtuman, an der Spitze der ganzen Armee stehen der sepāh sālār (Feldmarschall), der adschutān bāschi (Kriegsminister) und der leschke næwis bāschi (oberster Kriegscommissar). Die Soldaten werden für die Dauer des ganzen Lebens gestellt, daher findet man auch unter ihnen viele gebrechliche Greise. Jedes Regiment soll der Regel nach ein Jahr dienen, im andern auf Urlaub sein; doch wird bei größern Expeditionen hiervon abgesehen, indem dann der Urlaub erst nach zwei bis drei Jahren eintritt.

Der persische Soldat ist kräftig, schön gewachsen, genügsam; er erträgt starke Strapazen, Durst, Hunger, Kälte, Schlaflosigkeit, forcirte Märsche; er besitzt auch viel natürlichen Muth: kurz man findet im Lande das schönste Material zu einer vortrefflichen Armee; doch baut man zu sehr auf diese Tugenden, man setzt voraus, daß der Mann im schlimmsten Fall sich von Kräutern ernähren kann, und thut methodisch alles, um die Leute zu Grunde zu richten. Die Offiziere (Sahib mænsab) sind aller Kenntnisse des Kriegswesens bar. Ein Knabe von sechzehn Jahren tritt aus der Schule durch Protection, Bestechung, Kauf oder Familienrücksicht in den Grad eines Obersten; sein Wirken besteht darin, den Sold der Soldaten zu unterschlagen und das für ihre Kleidung und Verpflegung bestimmte Geld sich anzueignen. Der Sold (muwadschib) ist zwar nicht gering, der persische Soldat könnte damit vortrefflich bestehen, doch wird ihm von der Regierung nur dreiviertel, und zwar nachträglich zu Ende des Dienstjahrs verabfolgt; davon enthalten ihm dann die Offiziere noch einen großen Theil vor, und der Rest wird in beschnittenen Dukaten ausgezahlt. Der Soldat muß deshalb im Laufe des Jahres Geld auf schwere Zinsen entleihen, sodaß ihm fast nichts von dem Sold übrigbleibt. Dasselbe gilt für die Kleidung; sie ist für den Winter ungenügend; er hat keinen Mantel, daher viele bei Märschen im Winter zu Grunde gehen. Die Gewehre sind schlecht, nicht einmal immer mit Feuersteinen versehen, die Bajonnete locker und verbogen. Ohne Rücksicht auf Acclimatisation, werden die türkischen nordischen Bergsoldaten in die heißen Gegenden des Persischen Meerbusens in Garnison (sächlu) gelegt; mehr als die Hälfte stirbt an Fieber, Ruhr, Typhus, Medinawurm und Heimweh. Für ärztliche Pflege wird keine Sorge getragen; sie haben keine Spitäler, schlechte oder gar keine Aerzte, fast jeder Verwundete ist verloren. Vor einer

großen Expedition, z. B. nach Herat, werden dem Soldaten 1—2 Dukaten angewiesen, sonst ist für seine Verpflegung nicht gesorgt; der Proviant wird ihm um erstaunlich hohe Preise verkauft, und nicht selten zieht es der Offizier vor, die Nahrungsmittel an den Feind zu verkaufen, sodaß die Belagerten besser als die Belagerer verpflegt sind. Die Leute haben kein Recht, sich zu beschweren; jede Klage wird als Insubordination bestraft. Ich war einst selbst Zeuge davon. Der Schah hielt Revue über mehrere Regimenter, welche nach Herat zogen; im Vorbeimarschiren jammerte ein Soldat, daß er vor Hunger erliege, da ihm sein Sold nicht bezahlt werde. Der Schah fragte den Kriegsminister, was er dazu sage. Dieser erwiderte: „Der Mann ist närrisch und störrig", und versetzte dem Armen, da der Schah ihn zu strafen befahl, in persona einige Maulschellen. Bei dem Mangel an Fuhrwesen kaufen sich gewöhnlich je drei Soldaten einen Esel zum Tragen ihrer Effecten. Die große Zahl dieser magern Thiere im Nachtrab erschwert und verzögert sehr den Marsch, und wird der Nachtrab abgeschnitten, so findet sich das ganze Heer der Mittel entblößt. Der Offizier bleibt, wenn es zum Angriff (hamleh, maarikeh) kommt, weit hinter der Front; er versteckt sich in einer Grube, ja er läßt sich sogar von seinen Soldaten zu dem Zweck eine graben. Es ist daher höchst selten, daß ein Offizier verwundet oder getödtet wird.

Unter diesen Umständen darf es nicht befremden, daß die Disciplin sehr gelockert ist, daß die Soldaten in den Garnisonen Kleinhandel treiben, Eier, Früchte u. s. w. verkaufen, oder durch Plünderung und Diebstahl sich Unterhalt verschaffen, daß sie unwillig ans Exercitium gehen und mit Schrecken an eine Expedition denken, denn sie wissen, daß sie verkauft und verrathen sind. Bei ihrer gewohnten Genügsamkeit suchen sie sich unterwegs verschiedene Kräuter

und kochen davon mit etwas Reis und Butter eine Suppe, die zu ihrer kümmerlichen Ernährung dient. Trifft einen Soldaten die Reihe, als Wache (karaül) zu functioniren, so wird er oft in vierundzwanzig Stunden nicht abgelöst; doch er macht sich's bequem: er legt die Flinte bei Seite, raucht eine Pfeife und kocht sich seine Suppe.

Unter ähnlichen Verhältnissen kann auch die beste Mannschaft nichts leisten. Die reguläre Truppe, welche dem Schatz erhebliche Summen kostet und die besten Arme, die bei der dünnen Bevölkerung nur schwer entbehrt werden können, dem Ackerbau entzieht, wird nie einem äußern Feind gefährlich werden, sie kann nur Furcht und Schrecken im eigenen Lande und in Gegenden, wo sie durchzieht, verbreiten. Und doch glaubt der König, die beste Armee zu besitzen, welcher nur die europäischen Kriegsmaschinen fehlen, um die ganze Welt damit zu erobern. Einmal, als wir auf den großen Platz zur Revue ritten, war der König vom Anblick der Mannschaft so hingerissen, daß er bei der Rückkehr ausrief: „Sie zierten das Meidan, wie die Rose den Garten; es war überall ein Parterre von Blumen zu schauen!“ Darum erhält sie auch in der officiellen Staatszeitung immer die Prädicate der „unbesiegbaren“, der „sieggekrönten“ u. s. w.

Etwas besser organisirt ist die Artillerie. Vor etwa dreißig Jahren durch englische Offiziere von der ostindischen Armee eingerichtet, bewahrt die Mannschaft noch etwas militärischen Geist und Disciplin. Ihr Vorstand, Fazan Agha, treibt auch die Sachen nicht aufs äußerste, daher die Soldaten besser verpflegt, gekleidet und eingeübt sind. Der Schah spricht mit vielem Stolz von dem Zeughaus (dschabbechâneh), wo Kanonen gebaut und Waffen verschiedener Art ziemlich gut verfertigt werden. Bekannt ist die folgende Anekdote. Während Hussein Chan unter der Regierung Mehmed Schahs als Gesandter in England war, wurde ihm

das große Arsenal von Woolwich gezeigt. Als echter Perser äußerte er nicht im mindesten Bewunderung oder Erstaunen. Beim Abschied endlich gefragt, wie er die Anstalt gefunden habe, sagte er nur die wenigen Worte: „Ihr habt nicht das große Arsenal von Teheran gesehen."*)

Der Schah hält seine Artillerie für die beste der Welt. Bei den Schießübungen, die er sehr häufig veranstaltet, pflegt er selbst einigemal die Kanonen zu richten; trifft er ins Ziel, so erhält er vom Premier zur Belohnung 50 Dukaten, welche er dann unter die Mannschaft vertheilt. Im Meidan des königlichen Schlosses befinden sich zwei Kanonen von mächtigem Kaliber; sie wurden in Bender Abbas zu Zeiten der Säfi-Könige von den Portugiesen erbeutet und später nach Teheran geführt; man nennt sie tube murwärid (Perlkanonen). Meist werden sie von Menschenhänden mit unsaglicher Mühe, bisweilen auch mit Verlust von Menschenleben, auf die Schießstätte gezogen.

Einmal forderte auch mich der Schah auf eine Kanone zu richten. Ich unterzog mich nur mit Angst diesem Geschäft, denn ich fürchtete, einen von den Wächtern der Schießstätte zu treffen; doch lief alles glücklich ab, und kein Menschenleben war der königlichen Laune zum Opfer gefallen.

Trotz der disciplinirten Armee darf man sich im Kriege auf keinen combinirten Angriff einlassen. Die Offiziere blei-

---

*) Dieser Hussein Chan gilt selbst in Teheran als Prototyp eines Lügners und Prahlers. Durch seine eleganten Manieren wußte er sich überall bemerkbar zu machen. Als bei seiner Durchreise durch Wien die Fürstin Metternich die Schärfe seines kameh (Dolch) bewunderte, antwortete er ihr mit dem in Persien üblichen Compliment: „Er verwundet nicht so tief wie Ihre Augen." Vor meinem Abschied von Teheran bat er mich, der Fürstin viele Grüße von ihm auszurichten. Ihr wohlgelungenes Miniaturbild bewahrt er mit vieler Pietät.

den hinter der Fronte zurück, und der Soldat mag zusehen, wie er sich, gut oder schlecht, aus der Affaire zieht. Verwundet, überläßt man ihn seinem Schicksal; zeichnet er sich aus, belohnt man ihn nicht; benimmt er sich feig, so wird ihm verziehen, denn niemand bemerkt es. Nach einem Sieg werden die Köpfe der gefallenen und verwundeten Feinde abgeschnitten und die präparirten Skalpe als Trophäe nach Teheran gebracht. Natürlich figurirt auch mancher persische Skalp darunter, es geschieht ad majorem regis gloriam. Die Präparation besteht darin, daß der Kopf einige Zeit unter die Erde vergraben, dann herausgenommen und geklopft wird, wobei die harten und weichen Theile herausfallen und nur die Haut zurückbleibt; diese wird mit Stroh ausgefüllt und auf eine Pike gesteckt. Ich sah mehrere solcher Skalp-Revuen, die größte nach dem Siege über die Araber von Mäscat. Der Imam, welcher längere Zeit den Strich von Bender-Abbas in Pacht hatte, verweigerte nämlich den Pachtschilling und machte Miene, seine Souveränetät geltend zu machen. Gegen ihn zog Abdullah Chan, der Sohn des Gouverneurs von Kirman. Er nahm eine tüchtige Dosis Haschisch und vertheilte auch einiges an seine Soldaten; der Angriff ward durch den europäischen Arzt Fagergreen, einen Schweden, der in persischen Diensten steht und in Schiraz ansässig ist, gut geleitet; die Araber wurden gegen das Meer gejagt, viele wurden getödtet, andere ertranken. Ich sah den Zug der Skalpe, untermischt mit den gefangenen Arabern und Beludschen, welche zum Tode verurtheilt waren; das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, da der Imam den Pacht erneuerte und viele Beutel Theresienthaler an den Schah schickte.

Im ganzen drängt sich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß von der regulären Truppe in ihrem gegenwärtigen Zustand weder für den König noch für das Land etwas Tüch-

tiges zu erwarten sei, und daß sie im Kriege gegen eine europäische Macht fast gar keinen Widerstand zu leisten vermöchte. Gegen innere Unruhen und die Scharmützel mit den Turkomanen würde ein Drittheil der Mannschaft ausreichen. Bei gehöriger Verpflegung und Besoldung, und unter Führern, die sich das Vertrauen der Leute zu erwerben wüßten, könnte das Land ein treffliches Heer besitzen; denn die Soldaten stammen aus demselben Blut wie die, mit denen einst Nadir Schah nicht nur sein Vaterland von zahlreichen Feinden, den Afghanen und Türken, befreite, sondern ganz Asien zittern machte und selbst Rußland Achtung gebot. Leider aber wird das vortreffliche Material ohne Sinn und nutzlos vergeudet.

Ueber die andern Stände, als: Priester, Kauf- und Gewerbsleute, Ackerbauer und Nomaden, wird am geeigneten Orte Näheres mitgetheilt werden.

II.

Wohnhäuser, Städte, Gärten, Sommersitze und Zeltlager.

Ausdehnung der Wohnungen. Rascher Verfall. Baumaterial. Bauleute. Innere Einrichtung. Ventilation. Heizung. Aborte. Höfe. Frauengemächer. Die Stadt Teheran (Lage, Befestigung, Stadtviertel, Gassen, Beleuchtung, Reinigung, Bazare und Karavanserais, Bäder, Moscheen und Madrasses, Amphitheater, Plätze, Miethswohnungen, Hunde, Fliegen, Mücken, Zecken, Skorpione und Solpugen). Die Citadelle von Teheran. Physiognomie anderer Städte (Ispahan. Die beweglichen Minarets). Gärten. Sommersitze. Zeltlager.

A. Wohnhäuser.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Persers, daß er sich, sobald er zu Stellung, Einfluß und Reichthum gelangt, eine neue Wohnung aufführen läßt und sie übermäßig, fast ohne Zweck und Plan, vergrößert; er liebt zu bauen und zu erweitern. Rings um sein Haus siedeln sich seine Stammesgenossen, Glieder desselben Tribus (täife), ferner Diener und Clienten an, sodaß in kurzer Zeit der Complex einen ganzen Stadtbezirk einnimmt. Da nun beim Mangel an alten adelichen Familien ein fortwährendes Emporkommen und Sinken von Individuen stattfindet, so bevölkern sich

einzelne Stadttheile in wenigen Jahren; sie gelten dann als die beliebten (marghub), um ebenso rasch wieder einzugehen, denn jeder trachtet in der Nähe des aufgehenden Sterns seinen Sitz zu nehmen und von dem untergehenden sich zu entfernen. Nachdem im Jahre 1851 Mirza Agha Chan Großvezier (sader aazam) geworden war, brachte seine Familie einen ganzen Stadttheil an sich und bebaute ihn mit neuen Palästen; aber schon sieben Jahre später, beim Fall des Veziers, standen die Häuser leer, herrenlos, ihrem nahen Verfall entgegensehend, denn die Besitzer lebten im Exil oder suchten sich den Blicken der Regierung zu entziehen. Um diese Zeit stieg der Glücksstern der Familie des Feruch Chan Amin uddauleh auf; sie begann eine ähnliche Rolle zu spielen, um, wie vorauszusehen war, ebenfalls bald einer andern zu weichen. Aber damit nicht genug; auch in andern ferngelegenen Städten werden ganze Stadttheile, welche dem Tribus eines abgesetzten Ministers gehören, nach seinem Fall auf Befehl der Regierung niedergerissen und gestampft*), wie dies mit dem Nur-Viertel in Schiraz nach der Execution des Ibrahim Chan, Veziers des Feth Ali Schah, und mit den Quartieren der Makûi nach Exilirung des Ministers Hadschi Mirza Agassi geschah.

Der Plan dieser schnell aufsprossenden Häuser ist gewöhnlich so weitläufig angelegt und wird bei neu hinzukommenden Geldquellen so oft modificirt, daß das Gebäude nie zu Ende geführt wird, oder daß bei dem unsoliden Bau der eine Theil bereits zusammenstürzt, während der andere noch im Fortbau sich befindet. Da wechselt plötzlich die Stellung des Eigners, er verarmt, verliert seine Würde,

*) Stampfen (kubiden) ist ein Zeichen der vollendeten Zerstörung und des Verbots der Wiederaufrichtung, ähnlich wie das Salzstreuen im Mittelalter.

wird exilirt, mit Geldstrafen belegt, oder er ergreift die Flucht; und nun bleibt das Haus ein unfertiges Conglomerat, nie etwas Ganzes oder Vollendetes darstellend. Schon der Dichter Saadi klagt:

> Wer immer kam, ein neues Haus er baute;
> Er schied, dem andern er es anvertraute;
> Doch dieser etwas Neues selbst ausbraute —
> Und niemand so den Ausbau je erschaute.

Diese Stelle ist zwar im metaphorischen Sinn in Bezug auf die Unbeständigkeit des irdischen Guts zu nehmen, doch entspricht das Bild ganz der persischen Volkssitte. Zu vollenden und abzuschließen liebt der Perser nicht, er will nur Neues schaffen und läßt das Alte durch Vernachlässigung zu Grunde gehen. So verschwendet er große Summen auf den Bau neuer Schlösser und Wohnungen, scheut aber die geringen Ausgaben für nöthig werdende Reparaturen. Ein Haus, das ihm durch Erbschaft überkam, läßt er verfallen; pietätvolle Anhänglichkeit an Haus und Herd seiner Väter ist ihm ein ungekannter Begriff. So baute Mehmed Schah, der Vater des jetzt regierenden Königs, ein neues, ausgedehntes Schloß am Fuße des Elburz-Gebirges bei Abbas-Abad; der Zufall wollte, daß er einige Wochen nach dem Ausbau im Jahre 1848 verschied; bereits im Jahre 1857 war der Ruin des Gebäudes so vollständig, daß ich über die Trümmer wegreiten konnte; die Backsteine und das Bauholz wurden verkauft, und als der jetzige König in der Nähe campirte, führte man fast unter seinen Augen das Material hinweg. In ausgedehntem Maße wurde dieses System in Ispahan, der alten Residenzstadt der Safavi, geübt. Großartige, in schönem Stil errichtete Paläste sind zur Gewinnung von Baumaterial demolirt oder dem muthwilligen Ruin preisgegeben worden, um einige elende Hütten oder sogenannte Paläste in verdorbenem neuen Geschmack

herzustellen. Selbst die prächtigen und für Reisende unentbehrlichen Karavanserais, von Schah Abbas dem Großen mit Munificenz ausgestattet, liegen zum Theil in Trümmern und drohen aus Mangel an Aufsicht den gänzlichen Einsturz. Auch die vielen kostbaren Brücken, die hier und da über Sturzbäche und Engpässe führen, sind meist unbrauchbar, weil ein Pfeiler morsch geworden oder die Wölbung Lücken und Löcher bekam, sodaß man sie nur mit großer Vorsicht passiren kann. Ist eine zur Communication unumgänglich nöthige Brücke halb eingefallen, baut man höher oder tiefer eine neue. Man strebt immer nach dem Ruhm, etwas Neues geschaffen zu haben.

Hierzu gesellt sich der Aberglaube an böse Vorbedeutungen, der sich nicht allein auf Häuser, sondern auch auf ganze Ortschaften, auf Pferde und Frauen erstreckt. Der Perser nennt es bæd ḳadem, d. i. unglücklicher Tritt. Hat sich in einem Hause ein plötzlicher Unglücksfall ereignet, so findet sich fast niemand, der es, wenn auch umsonst, bezöge, und so geht es, sich selbst überlassen, dem raschen Verfall entgegen. Ferner werden viele Häuser aus allen möglichen Veranlassungen von der Regierung sequestrirt; niemand will sie kaufen, man betrachtet sie als unrechtmäßig erworben, und es ist nicht erlaubt, das Gebet in ihnen zu verrichten. Ebenso wenig begünstigen die rigorösen mohammedanischen Religionsbegriffe die Erhaltung eines Baudenkmals alter Zeit. So fand ich in Persepolis fast alle menschlichen Figuren verstümmelt oder wenigstens mit ausgehauenen Augen, weil sie angeblich Götzen und Götzenanbeter repräsentirten.

Nach allem diesen kann es nicht befremden, daß trotz der fortwährenden Neubauten nur wenige Häuser in bewohnbarem Zustand sich befinden.

Andere Gründe des schnellen Verfalls liegen im Bau

selbst und in dem dazu verwendeten Material, welches wir näher beleuchten wollen.

Das Baumaterial besteht zumeist aus Backsteinen, die an der Luft getrocknet werden. Sind sie aus gutem, durchgearbeitetem Lehm geformt und an der Sonne gehörig gedörrt, so widerstehen sie bei dem vorherrschend trockenen Wetter lange Zeit, oft Jahrtausende, der Zerstörung, wie an einigen uralten Bauten ersichtlich ist. Doch dazu nimmt man sich jetzt selten mehr die Mühe; man bereitet die Ziegeln aus der obern mit Humus und Salpetersalzen gemischten Erde oder aus Straßenkoth, daher sie schon nach einem mehrere Tage anhaltenden Regen zerbröckeln; und auch die gebrannten Ziegeln, wegen Mangel an Brennholz und infolge der unvollkommenen Bereitungsart schlecht ausgebacken und mit Kies untermischt, verwittern bei mäßiger Feuchtigkeit. Die zur Grundlegung verwendeten unbehauenen Steine und Geröllstücke tragen ebenso wenig zur Solidität der Gebäude bei. In Teheran selbst werden wegen schlechter Beschaffenheit der jetzigen Ziegeln häufig die aus den Ruinen von Ray ausgegrabenen zu Neubauten gebraucht. Ihre Festigkeit sowie die dort aufgefundenen Thongeschirre beweisen hinlänglich, wie weit die damaligen Bewohner den heutigen in dieser Fabrikation voraus waren.

Als Mörtel wird nur selten am Grundbau und der Kellerwölbung Kalk mit Lehm untermischt angewendet, im allgemeinen nimmt man mit Lehm gemengten Gips oder Lehm mit Stroh untermischt (kähgil), letztern ausschließlich zum äußern Anwurf des Hauses.

Bauholz gibt es in den Hochebenen fast gar nicht; man muß acht- bis zehnjährige Pappelstämme, deren Rinde abgeschält wird, dazu verwenden. Dieses weiche Holz leistet aber keinen Widerstand, es fault leicht und wird noch dazu häufig von zahlreichen Teremiten (muriäneh) durchfressen.

Nur bei größern Bauten bestehen einige Balken aus Platanenholz, das kostbar und selten ist.

Der Grund wird selten tiefer als 2—4 Fuß gegraben, welche unzureichende Basis überdies durch das frei in den engen Straßen fließende Wasser und durch die im Hause befindlichen schadhaften Bassins und Cisternen zu leiden hat.

Die Dächer sind flach, nur unmerklich geneigt und mit einer dicken Erdschicht bedeckt, welche die weichen Pappelbalken eindrückt, daher das Regenwasser durch Risse und Spalten sickert und in das Innere des Hauses dringt.

Die große Ausdehnung der Wohnungen macht es dem Besitzer beim besten Willen nicht möglich, für die nothwendigen Reparaturen zu sorgen.

Auf Vorstellungen über die leichte Bauart der Wohngebäude, antwortet der Perser stereotyp: „er baue sein Haus, um es einige Jahre zu bewohnen; was dann geschehen werde, wisse nur Gott". In dieser Unsicherheit der Zustände und des Eigenthums liegt also die Hauptursache, daß kein solider Bau zu Stande kommt. Selbst die königlichen Bauten, wie bedeutende Summen auch dafür verausgabt werden, machen in dieser Hinsicht keine Ausnahme: sie sind zwar luftig und hübsch, stehen aber an Solidität den Privathäusern sogar nach. So geschieht es, daß während des Sommers wenigstens ein Drittheil des Winterpalastes, und während des Winters ebenso viel vom Sommerpalast umgebaut werden muß. Kommt die Zeit, wo das Hoflager verlegt werden soll, so findet in der Regel eine unliebsame Verzögerung statt, weil die Bauten noch nicht fertig sind. Als im April 1853, weil nach einem ungewöhnlich regnerischen Frühling die Cholera in Teheran ausbrach, der Schah plötzlich den Sommerpalast zu Niaveran bezog, fand er daselbst fast kein einziges Zimmer, in dem er ohne Regenschirm weilen konnte. Während meines Aufenthalts stürzte

das Dach der königlichen Bibliothek ein und beschädigte viele kostbare Bücher; ein ähnliches Los drohte der Schatzkammer. Es ist einmal sanctionirter Gebrauch, daß von jedem Dukaten, der für öffentliche Bauten bestimmt ist, nur vier Zehntel wirklich dafür verausgabt werden, das übrige aber in die Taschen der Beamten und Bauunternehmer fließt. Allein auch die vier Zehntel scheinen nicht immer, wenigstens nicht zu rechter Zeit verwendet zu werden; man verläßt sich auf den trockenen Sommer, auf den seltenen Regen, und begnügt sich, einige Goldflitter an die Wände und Thüren zu kleben. Dem König ist der ganze Vorgang kein Geheimniß; doch drückt er dabei die Augen zu, weil er weiß, daß eines Tags das betrüglich Erworbene durch Confiscation wieder in seinen Beutel zurückkehren wird. Einst erging sich der König unter Begleitung der Höflinge in seinem Garten; wir stießen auf einen elend gebauten, schlecht gefirnißten Kiosk von zweideutiger Solidität und Schönheit. Der König fragte, wieviel der Bau wol werth sein möchte. Aus schonender Rücksicht für die Betheiligten glaubten wir eine hohe Summe rathen zu müssen und nannten 1000 Dukaten; der König aber erwiderte lachend: „Ich zahlte 6000 dafür.“ Zwei Jahre später hatte er sich freilich alles zurückzahlen lassen.

Die Maurer, Bauleute wie Meister, stammen meist aus der Stadt Kaschan; sie haben die Gewohnheit, stets singend ihre Arbeit zu verrichten. Mit monotonem Gesang verlangt der Maurer von den Gehülfen und Taglöhnern seinen Bedarf an Baumaterial. Sein ganzes Werkzeug besteht in einer schmalen, einem knieförmigen Spatel ähnlichen Kelle; nur selten bedient er sich des Hammers, da die Luftziegel (chischt) mit der Hand zerbrochen werden. Mit der Hand wirft er den Mörtel und den digerirten Gips in die Fugen und klopft dann mit der Faust einigemal darauf, um etwas Festigkeit zu geben. Die Kelle dient ihm blos zum Glätten,

und er würde sie, wenn auch dazu die Hand ausreichte, gewiß à la Diogenes ganz verwerfen. Das Senkblei wendet er nur an, wo die Mauer etwas schief oder gebogen ausfällt, er nimmt die Sache nicht so genau; macht man ihn auf den unausweichlichen Sturz seiner Mauer aufmerksam, so erwidert er lächelnd: „Man baut nicht für die Ewigkeit.“

Und doch sind dieselben Bauleute vortreffliche Handwerker, wenn sie nur wollen. Mehrere sorgfältig ausgeführte Madrasses und Karavanserais legen Zeugniß ab von ihrer Geschicklichkeit; in Eleganz, Leichtigkeit und Formverschiedenheit der Wölbungen sind sie den Europäern sogar überlegen. Man betrachte nur die ovoide Wölbung der Moschee von Sultanieh, die Mittelkuppel im Bazar Tscheharsu in Kaschan, oder die Wölbungen der Moscheen von Ispahan, besonders in der Mesdsched dschumeh. Manche sind so flach, daß sie fast horizontal zu liegen scheinen. Kleinere Arbeiten dieser Art verrichten die Perser ohne alle Schablonen. Allerdings stürzt auch wol das Gewölbe schon während des Baues wieder ein; aber des Menschen Fleiß, sagen sie, soll sich eben darin zeigen, daß er nicht ermüdet, sondern die mislungene Arbeit von neuem beginnt. Bei ähnlicher Veranlassung citirte mir ein Baumeister die bekannte Anekdote vom Emir Teimur (Tamerlan). Diesem ging es in seiner Jugend sehr mislich, nichts gelang ihm, und er wollte schier verzweifeln. Da sah er einer Ameise zu, wie sie ein schweres Korn in die Höhe schleppte; neunundneunzigmal entglitt es ihr, aber immer raffte sie es wieder auf und brachte es endlich doch an den Ort der Bestimmung. An dem Beispiel der Ameise belebte sich sein Muth, und er ging wieder frisch an das begonnene Werk. — Besonders geschickt sind die Perser im Aufführen von Rohbauten, sie verstehen es, Ziegel von verschiedener Farbe und Größe unter verschiedenen Winkeln so zusammenzustellen, daß die gefälligsten Muster und geome=

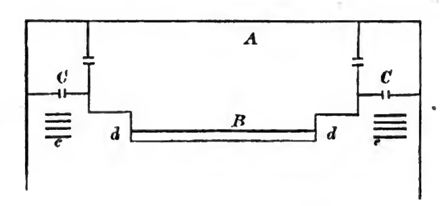
trischen Figuren entstehen, ähnlich den winkelig gebrochenen Schichtungen der Gebirge. Besonders in den ältern Bauten von Ispahan findet man überraschend schöne, einfach geschmackvolle Formen.

Wo Vielweiberei und Abschließung der Frauen herrscht, muß natürlich die Bauart des Wohnhauses eine andere sein als in monogamischen Ländern. Als Hauptgrundsatz gilt, daß die Häuser nach außen gegen die Gasse nur nackte, kahle Mauern zeigen, alle Pracht aber nach innen, gegen die Höfe und Gärten zu, entfaltet wird. Kein Fenster geht auf die Gasse; die hohen, erdfarbenen, von Regen zerfressenen Lehmwände, welche alle Häuser von außen umschließen, geben ihnen mehr das Ansehen von Hügeln oder kolossalen Schwalbennestern, als von menschlichen Wohnungen.

Das Hausthor (dærwäzeh) ist nicht über 7 Fuß hoch; die Thür, mit großen eisernen Nägeln beschlagen, ist immer verschlossen und öffnet sich nur auf den Schlag eines daran befestigten Fallhammers. Man gelangt in eine kleine gewölbte Vorhalle (dälän), den Sitz des Thürhüters (ķäptschi), und von dort in den viereckigen Hof des Männergemachs; denn jede Wohnung ist in zwei Abtheilungen geschieden: in das Birun oder Männergemach, den Aufenthaltsort des männlichen Gesindes, wozu auch dem Fremden der Zutritt gestattet wird, und in den Enderun oder Harem, welcher nur den Frauen, dem Hausherrn und einigen wenigen (mahrum) zugänglich ist.

Der Hof (hæjät) bildet ein Parallelogramm, an dessen drei Seiten, zwei Fuß über der Bodenfläche, Zimmer und Cabinete sich befinden. Die Zimmer (ätäk) sind alle separirt und communiciren nicht miteinander, so zwar, daß man von einem ins andere nur durch den Hof gelangen kann, weshalb ein jedes mit einigen Stufen zum Aufgang versehen ist. Diese Zimmer dienen zur Wohnung für das Gesinde, zu Küche, Magazinen, Kaffee-, Thee- und Rauchcabineten.

Gegenüber dem Haupteingang befindet sich der große Saal (tälär), wo der Herr des Hauses die Gäste empfängt und die Tagesgeschäfte abmacht. Er ist sehr hoch und geräumig, mit vielem Luxus ausgestattet, mit Wandmalereien geschmückt und mit den kostbarsten Teppichen bedeckt. Zu beiden Seiten des Saals führen Treppen auf eine kleine Estrade, von wo der Eingang in den Talar stattfindet. Der Saal (*A*) bildet ein Parallelogramm mit vorspringendem Raum (*B*)



gegen den Hof. Die vordere Wand (*dd*) besteht aus einem großen Fenster (urusí). Auf dieses Fenster wird viel Kunst und Sorgfalt verwendet, es kostet oft die Summe von 2—300 Dukaten; die obere Hälfte desselben wird nämlich durch feingefügtes, einer zierlichen Stickerei ähnliches Holzwerk ausgefüllt, in verschiedenen geometrischen Figuren Sterne, Poligone und Flechtwerk der originellsten Art bildend, und dem Künstler liegt es ob, stets neue Muster zu erfinden, damit nie ein Fenster dem eines andern Hauses gleiche. In die Lücken des Flechtwerks werden verschiedenartig gefärbte Gläser eingesetzt, sodaß der Gesammtanblick den Figuren eines Kaleidoskops entspricht. Die untere Hälfte der Fensterwand wird durch fünf bis sieben senkrechte Balkensäulen unterbrochen, in welchen sich schwere Coulissenfenster bewegen, die zwar einfacher, doch ebenfalls mit buntfarbigen Gläsern versehen sind. Diese kostspieligen Fenster bieten

zwar einen imposanten Totaleindruck, doch lassen sie sich wegen ihrer Höhe und delicaten Zusammensetzung sehr schwer rein halten und waschen; auch habe ich nie bemerkt, daß ein Perser es nothwendig fand, eine ähnliche Manipulation daran vorzunehmen. Daher füllen sich in kurzer Zeit alle Fugen mit Staub; die kleinen Glasstücke lösen sich ab, und der Wind pfeift dann ungehindert durch den Saal. Trotzdem wird nie ein Fenster ausgebessert, es wäre dies wider den Grundsatz des Persers. Im schlimmsten Fall werden die Lücken im Winter mit Papier verklebt, daher die Behauptung, das Fenstermachen sei ein dem Perser angeborenes Handwerk.*)

Während des Tags werden die Fenster fast nie geschlossen, und es kommt dem Europäer sonderbar vor, im Winter bei offenen Fenstern ein lebhaftes Kaminfeuer brennen zu sehen. Das Schließen wäre auch wegen der vielen Lücken nur eitle Mühe. Dem schlechten Verschluß der Fenster und Thüren ist es zuzuschreiben, daß, obgleich die Erwärmung bei den ärmern Klassen mittels eines Kohlenbeckens geschieht, doch Fälle von Asphyxie durch Kohlenoxyd fast unerhört sind. Dank dieser mangelhaften Einrichtung ist der Geruch in persischen Zimmern nie so penetrant wie in Europa in den Wohnungen der Armuth, sowie auch deshalb die Skro-

---

*) Der Emir tubchane, Commandant der Artillerie, wurde zum Vorwand einer Gelderpressung vom Großvezier aufgefordert, sämmtliche Rechnungen aus den dreißig Jahren seiner Verwaltung vorzulegen. Der arme Mann, der kaum nothdürftig schreiben konnte, war in großer Verlegenheit. Gedrängt wegen des Ausweises, sagte er endlich: „Da müßte ich ja alle Fenster hertragen lassen, denn an ihnen sind die Rechnungen aufgeklebt.“ Ein Geschenk von 5000 Dukaten an den Vezier überhob ihn der Mühe des Transports. Als ausgezeichnetes Klebemittel dient das Pulver der Wurzel von Asphodalus (serisch), welche sich häufig in den hohen Bergthälern findet.

fulose seltener und Erkältungskrankheiten fast gar nicht vorkommen. Zur Abhaltung der Kälte von 2—5 Grad R. dient ferner ein langer Rollvorhang, der die ganze fehlende Wand zu bedecken vermag.

Die Thüren (dær) bestehen aus zwei mit eleganten Arabesken, Vögeln und andern Thieren bemalten Flügeln. Sie haben eine wenigstens einen Fuß hohe Schwelle und sind so niedrig, daß der Europäer, der an diese Einrichtung nicht gewöhnt ist, entweder mit dem Schienbein oder mit dem Kopf anrennt.*) Sie drehen sich nicht in Angeln, sondern um Zapfen, und werden nicht mittels Schnallen, sondern durch ein Kettchen, oben an dem Querbalken, geschlossen. Uebrigens findet das Schließen der Thür während des Tags nie statt, welches auch bei der beschriebenen Construction unnütz sein würde. Des Anstands halber ist an jeder Thüre ein Vorhang (perdeh) angebracht, bei den Armen aus leichtem Baumwollstoff, bei den Reichen jedoch aus persischem oder indischem Shawl.

Durch das gleichzeitige Oeffnen aller Thüren und Fenster, sodaß die Luft ungehindert von allen Richtungen eindringt, wird der europäische Ankömmling oft sehr beängstigt, denn er fürchtet die Zugluft; allein dies ist etwas, das der Perser nicht begreifen kann, er hat in seiner Sprache kein Wort für Zugluft; von Jugend auf daran gewöhnt, fühlt er vom Zug keinen nachtheiligen Einfluß. Dem Gast wird in heißen Tagen derjenige Ort als Ehrenplatz angewiesen, wo der

---

*) Es kamen mir bei Europäern Fälle schwerer Contusionen und selbst leichte Gehirnerschütterungen infolge des Anstoßens gegen den Thürbalken vor; doch nie begegnet ein ähnlicher Unfall einem Perser, weil er an die Construction gewöhnt ist, eine hohe Mütze trägt, deren Herabfallen ihn an die Pfoste mahnt, und der allgemeinen Sitte gemäß beim Passiren durch einen engen Raum den Kopf nicht vorwärts, sondern rückwärts neigt, um das Hinderniß stets im Auge zu behalten.

Wind von allen Seiten durchstreicht und die Luft abkühlt. Tritt der Perser in ein geschlossenes Gemach, so ruft er aus: „Chaffèh est!“ (Es ist erstickend!) und läßt sogleich alle Zugänge öffnen.*)

Die innern Wände dieser Säle sind prächtig hergerichtet; eine Reihe Nischen (täktsche), mit reliefartigen Gewinden und Arabesken verziert, zieht sich daran hin. Diese Reliefs werden aus freier Hand mit Kohle gezeichnet und dann geschickt in Stuck abgeformt; ich sah deren viele in Ispahan, welche an Leichtigkeit und Eleganz der Zeichnung wie an Feinheit der Ausführung alle Vorstellungen überboten. Um die Nischen herum, wie an den Karniesen und Vorsprüngen, überall befinden sich Malereien, Blumensträußchen, Blütenbüschel, Vögel und Frauengestalten in lieblichen Verschlingungen darstellend, die zwar der Perspective und des Schattens ermangeln, aber durch die anmuthige Erfindung und die Frische der Farben einen besondern Reiz gewähren. Den Glanzpunkt der Malerei und der Stuccaturarbeiten bildet der Plafond, auf dessen Ausschmückung die meiste Sorgfalt verwendet wird. Aus feinstem Spiegelglas gefügte künstliche Figuren wechseln hier mit bunten Gemälden in goldenen Rahmen, mit Porträts von Monarchen, Generalen, Frauen und Knaben, sodaß das Ganze einem Quodlibet nicht unähnlich sieht. Ein solcher Plafond mit seinen Stuccaturen, Malereien und Vergoldungen kostet oft 500—800 Dukaten, und bedenkt man dazu, daß die flachen Dächer selten einem anhaltenden Regen widerstehen, die durch Nässe entstehenden Beschädigungen aber niemals restaurirt werden, so muß man über die kin-

*) Ich kannte nur zwei Perser, welche gegen Zugluft empfindlich waren; doch beide hatten als Gesandte lange Zeit in Europa gelebt, wo sie auf deren Schädlichkeit aufmerksam gemacht wurden.

dische Verschwendung staunen. In der Neuzeit begann man allerdings den Saal mit einem schrägen Dach (schirwâni) zu versehen, allein das schlechte Bauholz verleiht auch diesem selten die nöthige Festigkeit.

Der Estrich ist nicht gedielt, sondern nur mit einer glatten Gipslage überzogen; er wird mit den berühmten persischen Teppichen und Filzen bedeckt. Einen Teppich nach europäischer Weise über das ganze Zimmer zu spannen, ist nicht Sitte, weil die persischen Teppiche wegen ihrer Dicke und Dichtigkeit zu schwer gehoben oder transportirt werden könnten.*) Man belegt die Seiten mit zwei dicken Yezder-Filzen (kænâre); zwischen beide wird ein feiner, gemusterter Teppich aus Farahan (ḳâli) gebreitet, und an die Thür kommt wieder ein schmaler Filz (serneschin). Der oben mit *B* bezeichnete Raum am Fenster erhält den kostbarsten Teppich, den schâh-neschin, d. i. Königs- oder Herrensitz. In einem der Seitenwinkel liegt noch ein dicker, feiner Flanell (patu), meist carminroth, worauf der Eigenthümer oder Vorsitzende Platz nimmt.

Bei den minder Wohlhabenden ersetzt die Stelle der theuern und schweren Teppiche ein steifes, festes, buntfarbiges Gewebe, welches sehr dauerhaft, zum Niedersitzen auf persische Weise aber nicht weich genug ist. Man nennt es gelim, und es gilt sprichwörtlich als Zeichen der Genügsamkeit und

---

*) Auf meiner Durchreise durch Ispahan wurde ich im Schlosse Anguristan einquartiert. Der Gouverneur befahl, mir einen Teppich unterzubreiten; elf Farasche (Diener und Aufwärter) schleppten sich damit, vermochten ihn aber nicht zu heben, sondern er mußte durch das Fenster hereingezogen werden. Dieser Teppich, von Schah Abbas stammend, war mehr als zweihundert Jahre alt und noch so gut erhalten, die Farben so frisch, die Zeichnung so zart, wie ich in dieser Art nie etwas Aehnliches gesehen.

der sich reich dünkenden Armuth der Derwische; so singt Saadi:

> Die ganze Welt genügt nicht dem Eroberer;
> Ein halbes Brot und ein Gelim dem Derwisch.

Ist ein Zimmer gehörig mit Teppichen versehen, so ist es auch nach persischen Begriffen vollkommen möblirt, denn von Möbeln und ihrem Gebrauch versteht der Perser nichts. Er schafft wol, in Nachahmung der Europäer, einige Sessel an, macht aber fast nie Gebrauch davon; geschieht es ja einmal, so vergißt er sich beim Niedersetzen, schlägt die Beine unter und hat dann beim Aufstehen die größte Pein, sich zu erheben und das Gleichgewicht zu behalten. Als Schränke dienen die in den Mauern angebrachten Nischen; in diese werden die zum täglichen Gebrauch bestimmten Kleider, in Tücher (bächtsche) eingewickelt, hineingelegt, während der übrige Vorrath in Koffern (jachdän) aufbewahrt wird.

Unter dem Talar befindet sich ein kellerartiges Gemach (zir-zemin), der gewöhnliche Aufenthalt des Persers während der heißen Sommertage. Es herrscht darin eine angenehme Kühle, die jedoch dem Europäer nicht zusagt, er bekommt Kopfschmerz und zieht bald die Hitze dieser künstlichen Kühle vor. Der Fremde thut daher wohl, das Zirzemin zu jeder Tageszeit zu meiden. Abends und nachts ist der Aufenthalt darin auch dem Perser absolut schädlich, welcher ihn dann mit jenem auf der Plateforme oder dem Dache vertauscht. Um die nöthige Ventilation im Keller- und im Hauptgemach zu unterhalten, ist eine eigene Vorrichtung angebracht; man nennt sie bädgir (Windgreifer, Windfänger). Sie besteht in einem langen Schlauch, der, vom Keller aufsteigend, das Haus thurmartig 8—20 Fuß überragt. In der Mitte ist er durch Kreuzwände in vier gleiche Räume abgetheilt, während nach oben die Seitenwände fehlen und das Ziegelkreuz offen steht. Der Wind,

von welcher Richtung er auch kommen mag, verfängt sich darin; es entsteht zwischen der obern und der Kellerluft eine Circulation, oft in dem Maße, daß ein poröses, mit Wasser gefülltes Thongefäß, kurze Zeit dem Luftstrom ausgesetzt, frisch und kalt wird. An der Stelle, wo der Schlauch in den Keller mündet, hat der Boden des Saals eine vergitterte Oeffnung; dadurch entsteht auch dort ein starker Luftzug, der in einiger Entfernung erfrischend wirkt.

Eine andere Einrichtung, um die Luft abzukühlen, ohne die unangenehme Nebenwirkung des Kelleraufenthalts ertragen zu müssen, findet sich in Häusern der Reichen, wo fließendes Wasser vorhanden ist; sie heißt serd-āb und besteht aus einem ebenerdigen, etwas vertieften Zimmer oder vielmehr Durchgang, dem gegen die Gärten zu beide Wände fehlen. Durch die Mitte läuft eine Rinne mit fließendem Wasser. Der Durchzug der Luft, verbunden mit der Strömung und Verdunstung des Wassers, machen dieses Gemach zu einem sehr angenehmen, erquicklichen Aufenthaltsort in heißen Sommertagen.

Für die Heizung wird, wie in allen südlichen Ländern, sehr wenig Sorge getragen; nicht etwa daß es in Persien nicht kalt oder die Kälte nicht empfindlich wäre, aber sie dauert zu kurz, und sich wegen einer vorübergehenden Ungemächlichkeit in Mühe und Unkosten zu versetzen, das widerstrebt der Natur des Persers. Nur in Häusern der Reichen befinden sich einige kleine, niedrige Winterzimmer, in welchen Kamine (buchāri) angebracht sind. Dieselben bestehen aus einer Höhlung in der Mauer, von wo ein Schlauch gegen das Dach steigt; die äußere Verkleidung ist mit Stuccaturen, Vergoldungen, Arabesken und mit Versen verziert. Man hüllt sich, wenn es kalt ist, in Pelzwerk, kauert nahe am Kamin zusammen und zieht so direct die Wärme ein, ohne viel von Rauch

belästigt zu werden, da dieser ungehindert durch die offenen Thüren und Fenster seinen Ausgang nimmt.

Europäische Oefen behagen dem Perser nicht, denn er findet sich unbehaglich in geschlossenen Räumen, er klagt über stickende Luft und den unerträglichen Ofendunst (buchār dāred). Dagegen liebt er die europäischen Kamingeräthschaften, womit er gern das Feuer schürt. Auf den ausgebrannten Kohlen pflegt er sich das in Stückchen geschnittene und auf den Spieß (sich) gesteckte Fleisch selbst zu braten (sichkæbāb), ein Geschäft, welches sogar der Schah zuweilen höchsteigenhändig verrichtet.

Das Brennholz ist schlecht und theuer und verdient kaum diesen Namen, denn es besteht aus Gestrüpp und Wurzeln von verschiedenen Kräutern, wie Artemisien (jauschan), Astragalen (gewenn) u. s. w., und aus dürren Aesten von Fruchtbäumen. Hier und da benutzt man das Holz der Bergcypresse und der wilden Mandelbäume. Es wird nach dem Gewichte gekauft; ein Chalvar (530 wiener Pfund) kostet durchschnittlich 0,8 bis 1,0 Dukaten.

In sehr reichen Häusern wird manchmal ein großes Kohlenbecken mit wohlausgeglühten Kohlen (mangal) ins Zimmer gestellt, doch ist dieser Gebrauch wegen der Kostspieligkeit seltener als in der Türkei.

In den Harems hat man einen eigenthümlichen Wärmeapparat, den Kursi oder Tendur. Ueber ein kleines, mit Asche bedecktes Kohlenbecken wird ein Tischchen gestellt, darüber werden schwere, gut wattirte Wolldecken gebreitet. In dem dadurch gebildeten Raum finden vier Frauen, ins Kreuz gelagert, vollkommen Platz; nur der Kopf und die Hände bleiben frei; im Rücken dient ein Bündel Wäsche oder ein Polster zur Lehne. Sehr viele Perserinnen schlafen während des Winters unter dem Tendur. Die Gewohnheit macht sie fast unempfindlich gegen den schädlichen Einfluß; daß jedoch

manche Genitalleiden von dieser Sitte herrühren, ist wol nicht zu bezweifeln.

Handwerker und Kaufleute, welche frei im Bazar hantieren, zünden ein kleines Kohlen- oder Holzfeuer an und erwärmen sich abwechselnd die erstarrten Finger.

Der Verbrauch an Kohle ist in Persien sehr bedeutend; sie ist zur Bereitung von Thee, Kaffee, Narghile, Käbab (Braten) sowie für verschiedene Gewerbe unentbehrlich. Man bringt sie aus den Wäldern Masanderans nach Teheran, wo das Chalvar zwischen 1,8 bis 2,3 Dukaten kostet. Auch Steinkohlen finden sich in bedeutenden Lagern und vortrefflicher Qualität. Wegen der mangelhaften Einrichtung der Oefen, und da sie zum Anzünden des Narghile untauglich sind, weiß man sie jedoch nicht zu verwerthen.

Unrathskanäle hat man in den persischen Städten nicht, sondern tiefe Senkgruben, welche in einer gewissen Tiefe horizontal ausgebuchtet nnd erweitert sind. In Ispahan und andern Agriculturbezirken endet der Schlauch in ein minder tiefes, kellerartiges Gewölbe, von wo aus die Excremente, mit Stroh und Abfällen gemischt, von den Landleuten als Dünger weggeführt werden. Wenn diese Transporte nur des Nachts geschähen und die Räumung in kurzen Fristen sich wiederholte, so wäre die Einrichtung in Städten von mittlerer Bevölkerung sowol für die Agricultur als auch für den Gesundheitszustand gewiß die zuträglichste.

Der Abort besteht in einem kleinen Appartement über dem Schlauch, in dessen Mitte auf dem Boden ein länglicher Ausschnitt sich befindet, zu beiden Seiten mit einem Ziegel zum Daraufstellen der Füße versehen. Der Perser verrichtet die Excretio alvi et urinae in hockender Stellung, aus Furcht, seine Kleider zu beschmuzen, wodurch er gesetzlich unrein würde. Nichts ist ihm am Europäer unausstehlicher, als daß dieser die Excretio urinae stehend verrichtet

und die Reinigung der partes nicht, wie er, mittels Wasser oder in der Wüste mit Sand bewirkt. Bei dem ungenirten Nennen der geheimen Theile selbst in guter Gesellschaft von Männern und Frauen darf es nicht befremden, daß Europäer vielfach eben in diesem Punkte gefragt und zur Rede gestellt werden. Unter Feth Ali Schah interpellirte einst der Premierminister den Gesandten einer Großmacht darüber, ward aber in derb englischer Weise von dem Befragten abgefertigt.

In dem Werk des berühmten Reisenden Barth findet sich folgende Stelle (II, 376: „Mit großem Behagen und in einer Weise, die mich herzlich lachen machte, beschrieb Agid Burku eine Sitte der Heiden, welche mit der der civilisirten Europäer übereinstimmt, aber in den Augen der Mohammedaner als ein Greuel erscheint und dem Europäer, wenn er ihr nicht entsagt, unter Fanatikern leicht das Leben kosten kann, — ich meine die Gewohnheit, ein kleines Bedürfniß im Stehen zu verrichten."

Dasselbe Verhältniß waltet in Persien ob. Der Prinz Ikbaleh Dawleh, englischer Unterthan aus dem indischen Königshaus Aud, kam auf seiner Reise nach Ispahan in das Städtchen Natans. Obwol sonst ein sehr eifriger Muselman, verrichtete er, durch eine organische Krankheit dazu gezwungen, die Excretion im Stehen. Darüber entstand ein Tumult, das Volk warf mit Steinen, und einer aus der Suite des Prinzen wurde schwer verwundet; ich behandelte ihn in Ispahan an einer gefährlichen Kopfverletzung. Auf Einschreiten der englischen Gesandtschaft verstand man sich später zu der geforderten Satisfaction. Von einem in Paris weilenden Perser hinterbrachte man dem König, um seine Emancipation und Abtrünnigkeit vom Gesetz zu beweisen, daß er Schweinefleisch esse und stehend die Function verrichte.

Nach geschehener Excretion wäscht sich der Perser die

Theile mit der linken Hand, während die rechte sorgfältig geschützt bleibt. Zu dem Behufe trägt jeder eine Kupferkanne mit langem Rohr bei sich oder läßt dieselbe vom Diener nachtragen. Niemand unternimmt eine Reise oder den kleinsten Ausflug, ohne die unerlaßliche Kanne mit sich zu führen. Das Ritualgesetz schreibt vor, daß man womöglich die Evacuation am Ufer eines fließenden Baches oder im Wasser selbst vollbringe. An schattigen Punkten kann man daher fast nirgends einen ungestörten Ruheplatz finden, selbst die Gegenwart des Schah wird nicht respectirt. Weit zweckmäßiger war das mosaische Gesetz, welches in Lagerplätzen die Aborte auf ferne Stellen zu verlegen und das Excret mit Erde zu beschütten befahl; der weisen Gesetze eines Zerduscht gar nicht zu gedenken, daß überall das Wasser in seiner Reinheit bewahrt werden solle.

Der Hof (hajät) des Hauses ist in mehrere Gärtchen und Beete getheilt, worin Bengalische Rosen (gule reschti), Jasmin, Schneeball- (budak) und andere Bäume, Gesträuche und Blumen angepflanzt sind. Des Schattens halber werden hier und da die Gänge mit Rebenspalieren und Lauben versehen.

Wasser, sowol zu den gesetzlichen Waschungen bei den Gebeten als zur Kühlung und zum Aufspritzen unentbehrlich, fehlt in keinem persischen Hause. Ein großes Bassin (hauz), welches mit einer Wasserleitung in Verbindung steht, nimmt die Mitte des Hofes ein. Es bildet entweder ein viereckiges, 6—7 Fuß tiefes Becken oder verschiedene polyedrische Figuren, und ist dann möglichst flach und ausgedehnt, um die Oberfläche des Wassers und seine Verdunstung zu vermehren. Das Becken wird mit Ziegelsteinen ausgelegt und mit einem wasserdichten Cement überkleidet. Man bereitet letztern, indem man frischen Kalk zu gleichen Theilen mit Kieselerde haltender Badeasche aus verbranntem Pferdemist, oder mit

Papus von Arundo donax vermengt, dann die Masse durch zwei bis drei Tage mit Keulen schlägt, bis sie gleichmäßig wird. Er erhält sich bei steter Feuchtigkeit vortrefflich, springt jedoch im Trockenen, wird auch von der Kälte spröde und brüchig, weshalb das Bassin im Winter bedeckt und mit Dünger verwahrt werden muß. Infolge der mangelhaften Construction der Kanäle verdirbt das Wasser sehr rasch; es füllt sich mit thierischen und pflanzlichen Organismen, und wird dann die Quelle von Intermittens und Dysenterie, welche in manchen Häusern endemisch grassiren. Besonders nachtheilig wirkt in dieser Hinsicht auch die Sitte, wonach häufig ein über dem Bassin errichtetes Gerüst als Schlafstätte für die Hausleute benutzt wird.

Hier und da gibt es in den Höfen noch eine Cisterne (äbambär), welche entweder ebenfalls durch geleitetes oder durch Regenwasser gespeist wird. Das Wasser erhält sich mehr oder weniger rein darin, je nach ihrer baulichen Anlage, der Beschattung und Reinigung.

Seitwärts vom großen Saal oder von einem andern Zimmer aus führen von beiden Seiten symmetrisch steile, enge Treppen zu zwei Gemächern im ersten Stockwerk, Balachane genannt (d. i. über dem Hause, daher der Name Balkon), welche gewöhnlich zum Frühjahrsaufenthalt dienen.

Die Dächer (puschtebäm) sind, wie erwähnt, flach und bestehen aus einer dicken Schicht Thonmörtel, der mit Stroh gemischt*), dann gestampft und gewalzt wird. Während der heißen Sommernächte bieten sie die angenehmste Schlafstelle. Der Europäer fürchtet anfangs den Schlaf in freier

*) Dieser Mörtel heißt kahgil (Thonstroh); angefeuchtet, verbreitet er den bekannten Thongeruch. Er gilt den Persern als besonders wirksames Analepticum, daher bei Ohnmachten feuchtes Kahgil unter die Nase gehalten wird.

Luft, und versucht es im Zimmer, höchstens bei offenen Fenstern, zu schlafen; allein die Hitze sowol wie die Mücken belästigen ihn dergestalt, daß er sich ganze Nächte schlaflos herumwälzt und endlich erkrankt. Besser also, man ahmt die Landessitte nach und versucht nicht das Unmögliche. Da die Luft fast beständig trocken ist, schadet das Schlafen auf dem Dache nicht, nur muß man sich gehörig zudecken, weil ohne diese Vorsicht die plötzliche Abkühlung der Luft nach Mitternacht leicht Fieber erzeugt.

Gegen Sonnenuntergang begeben sich alle Bewohner des Hauses einschließlich der Frauen auf das Dach. Aus diesem Grunde bestimmt das Gesetz, daß jedes Haus zur Abwehr neugieriger Blicke mit überragenden Feuermauern versehen sei, sowie es auch streng verboten ist, die Augen auf ein fremdes Dach hinüberschweifen zu lassen: ein Verbot, das Europäern nicht genug eingeschärft werden kann, wollen sie nicht muthwillig sich großer Gefahr aussetzen.*) Desgleichen ist es verboten, ein Haus so hoch anzulegen, daß man von dessen Dach das des Nachbars überschaut.

In den weitläufigen Häusern der Prinzen und hohen Beamten besteht noch ein eigener Seitenhof mit besonderm Eingang und mehrern feingemalten Zimmerchen (chalvet, Geheimgemach). Hierher zieht sich der Besitzer zurück, wenn er ungestört sich mit jemand unterreden oder, Geschäfte vorschützend, dem dolce far niente sich überlassen will.

Von dem birun (Männergemach) oder manchmal schon von dem Hauptthor aus führt ein Gang zum harem (Frauengemach). Dieser Gang, häufig im Zickzack angelegt,

*) Ich gab im Jahre 1854 einem Europäer Gastfreundschaft. Obwol ich ihn mit der Landessitte bekannt machte, konnte er doch in meiner Abwesenheit der Neugierde nicht widerstehen. Es erfolgten Steinwürfe und andere Unannehmlichkeiten, sodaß ich große Mühe hatte, die Aufregung beizulegen.

ist am hintern Ende mit einem Vorhang verschlossen, welcher die Grenze der Weiberabtheilung bezeichnet, und nur von Frauen, Eunuchen, dem Ehemann und auf jeweilige specielle Erlaubniß vom Arzt gelüftet werden darf. Auf Anfrage hebt der Eunuche den Vorhang und ruft „Bis millah!" (Im Namen Gottes!); der Vorhang fällt nieder, und man befindet sich im Enderun. In Bauart und Eintheilung unterscheidet sich das Enderun wenig vom Birun, nur sind die Höfe zur Unterkunft der vielfachen Frauenwirthschaften mannichfaltiger, die Zimmer der Favoritefrau pompöser eingerichtet, die Seitenteppiche zuweilen auch mit kostbarem indischen Shawl bedeckt, die Thürvorhänge von Shawl oder von gemusterter Seide aus Yezd. Besonders auffallend ist die in der Nische und auf den Gesimsen stehende Menge von bemaltem Glas und Porzellan, chinesischer wie europäischer Arbeit: Spiegelchen, Schüsseln, Thee- und Milchkannen, Schalen, Becher und Näpfe in den verschiedensten Größen, Formen und in den buntesten Farben.

Von den Bädern und von den oft sehr ausgedehnten Gärten, welche zu den Häusern reicher und angesehener Personen gehören, wird am geeigneten Ort die Rede sein. Desgleichen über Stallungen und deren Einrichtung. Außer den Pferden wird kein Hausthier im Stall untergebracht; Rinder, Schafe und Ziegen übernachten im Hofe des Hauses.

B. Die Stadt Teheran.

Wenn sich der Reisende einer europäischen Hauptstadt nähert, so mahnen ihn die vielfach convergirenden und sich kreuzenden Straßen, das muntere oder tumultuarische Treiben der zu- und wegfahrenden Wagen und Kutschen, die reichen Dörfer und Flecken, die städtische Tracht, Gesittung und Verfeinerung der Bewohner, die Fabrikgebäude und end-

lich der Anblick von Monumenten, ausgedehnten Friedhöfen, hervorragenden Thürmen und Kuppeln, daß er sich gegen das Centrum des Landes bewege. Nichts von alledem darf man bei Teheran erwarten. In einer schlecht bewässerten Ebene gelegen, nahe dem Rande der Wüste, ohne alle Straßen und Verbindungswege außer denen, welche der Tritt der Saum- und Lastthiere bezeichnet hat, bietet die Stadt kein öffentliches hervorragendes Gebäude, keine Thürme und Minarets, keine hochgewölbten Moscheen; die Häuser aus grauem Thon und die flachen, fahlen Dächer geben ihr den Anblick einer Gruppe von unregelmäßigen Erdhügeln. Dörfer befinden sich zwar zahlreich in der Umgegend, aber sie sind wie Oasen in der weiten Ebene zerstreut oder am Fuße des Elburz durch eine Hügelkette maskirt. Die Stadt hat absolut keine Industrie, daher auch kein Fabrikgebäude, der Handel beschränkt sich rein auf das locale Bedürfniß, daher kein lebhaftes Zuströmen von Waaren; kurz nichts erinnert an eine Großstadt. Als ich bei meiner Ankunft im Jahre 1851 in unmittelbare Nähe der Stadt gelangt war, ja als ich bereits die Thore passirt hatte, wegen Unkenntniß der Sprache aber keine nähern Erkundigungen einziehen konnte, schien es mir unglaublich, daß ich wirklich die Residenzstadt vor mir hätte.

Teheran, in der trockenen Hochebene am südlichen Abhang der Elburzkette, 3308 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, bildet ein unregelmäßiges Polygon, von neun geraden Linien begrenzt; seine größte Ausdehnung ist von Ost nach West. Das heutige Teheran ist streng genommen nur eine Fortsetzung oder Verrückung der alten mächtigen Stadt Rages oder Ray, welche vielfach durch Kriege verheert, von den Mogulen unter Dschengis und Tamerlan zerstört, endlich ganz unter Trümmer begraben wurde, und deren Wiederaufbau Aberglaube und Vorurtheil verhinderten, indem die

Sage ging, sie sei wegen ungastlicher Aufnahme eines Nachkommen des Propheten Ali von diesem verflucht. Dagegen vergrößerte sich allmählich das daranstoßende Dorf Teheran. Noch jetzt wird in Urkunden der städtische Grundbesitz mit dem Beisatz „in Teheran auf dem Boden Rays (chāk-e-Ray)" einregistrirt. Bekanntlich wählte der Gründer der jetzigen Kadscharendynastie, Chadsche Mehmed Aga, nach dem Untergang der Herrscherfamilie Zend, mit Hintansetzung der Städte Ispahan und Schiraz, Teheran zur Residenz. Es leiteten ihn dabei mehrere Motive. Erstens war es in Persien von jeher Grundsatz der Begründer einer neuen Dynastie gewesen, eine andere Stadt zur Residenz zu erheben, sie reich und mächtig zu machen und eine neue Bevölkerung von Günstlingen und Clienten um sich zu versammeln, dagegen die frühere Hauptstadt sammt den dort seßhaften Anhängern der alten Dynastie zu schwächen. So hatten auch die frühern Dynastien jede die Residenz gewechselt und nacheinander Tabris, Märageh, Sultanieh, Kaswin, Ispahan, Schiraz u. s. w. bewohnt. Sodann wollte der Gründer der Kadscharendynastie seinem Tribus, welcher um Astrabad seßhaft und an Zahl ziemlich gering war, näher sein, um bei einem etwaigen Handstreich oder einer Empörung nöthigenfalls in dessen Mitte Zuflucht und Schutz zu finden. Endlich mochte ihn wol auch die Lage des Orts zu der Wahl bestimmen. Denn wie trostlos unfruchtbar und wasserarm die Gegend auch zu sein scheint, so ist doch die Ernährung der Population daselbst leichter als an irgendeinem andern Punkte Persiens. Durch das nahe Gilan und Masanderan wird die Stadt mit Reis, Fischen und Südfrüchten, durch die Chamse mit Getreide und Hülsenfrüchten, durch die Nomaden vom Elburz, Elwend, Demawend und Laridschan mit Vieh und den beliebten Milchproducten, durch Ispahan, Kaschan, Kum und deren Umgebung mit Trauben, Melonen und anderm Obst, durch

Tabris, Ispahan, Kaschan und Hamadan mit Manufacturen und Waaren versorgt. Das mangelnde Wasser kann leicht durch künstliche Leitungen mittels unterirdischer Kanäle, selbst im großen durch Ableitung der Flüsse Dschedscherud und Keretsch und des Sees Tar, oberhalb der Stadt Demawend, beschafft werden. Die zahlreichen Gebirgsdörfer am Fuße und in den Thälern des Elburz bieten die herrlichsten Plätze für Sommerquartiere und Lager; die fetten Triften von Laar geben hinreichendes Futter für die königlichen Pferde; der Bedarf an Holz und Kohlen ist durch Anbahnung von Wegen aus den Urwäldern am Kaspischen Meere herbeizuschaffen; schöne Glanzkohle findet sich in mächtigen Lagern wenige Meilen östlich von der Stadt am Fuße des Gebirgs, sie streicht zwar nur in schwacher Schicht vor Teheran vorbei, erscheint jedoch an den südlichen Abhängen in unermeßlichen Lagern wieder; die grauen Marmorhügel bei Ray liefern einen vortrefflichen Bau- und Kalkstein, weiterhin ziehen sich mächtige Gipslager, der Thon ist plastisch und eignet sich zum Erdbau.

Diese letztern Umstände, obwol sie bei der Wahl der Hauptstadt gewiß am wenigsten berücksichtigt wurden, hatten auch den Bestand der alten, volkreichen Stadt Rages ermöglicht, welche zwar unter günstigern Bodenverhältnissen gelegen und vor den Westwinden mehr geschützt war, aber doch nur den erwähnten Vortheilen ihre Größe verdankte.

Im Umfang von 4000 Klaftern ist die Stadt Teheran durch einen Erdwall aus gestampftem Lehm, worauf hundert Thürme (burdsch) errichtet sind, und von einem Graben (chandek) umgeben. Ein östliches, ein nordöstliches, zwei südliche und zwei nördliche Thore — das eine der letztern das Citadellenthor — führen in das Innere; sie heißen Derwaze Dawleh, D. Schemiran, D. Dulab, D. Nau und D. Kaswin.

Teheran macht Anspruch darauf, eine Festung von Bedeutung zu sein; der Kriegsminister fragte einst alles Ernstes einen österreichischen Offizier, ob Oesterreich (nemseh) eine ähnliche Festung besitze. Und doch sind die Mauern von Wasserrissen so abgeschwemmt, daß einzelne Personen im geheimen den Weg über sie nehmen, ja an einer Stelle, wo die Wasserleitung durchzieht, hat sich die lustige Jugend einen bequemen Eingang gesucht; die Thürme sind halb verfallen und würden kaum dem ersten gutgezielten Kanonenschuß widerstehen. Dies veranlaßte einen unserer Offiziere zu der Aeußerung, Teheran könne durch Maceration der Lehmmauern oder mit Feuerspritzen genommen werden. Der Graben ist halb ausgefüllt mit Resten abgenagter Skelete, mit Trümmern und Stadtkehricht. Die Thore sind zwar sehr massiv und die Schlüssel werden sorgfältig vom Stadtcommandanten bewahrt, sodaß der Einlaß nachts nur mit dessen ausdrücklicher Erlaubniß erfolgen kann, und man, nach 10 Uhr vor den Thoren anlangend, im Freien übernachten muß; allein sie bewegen sich so schwerfällig und unsicher um ihre Zapfen, daß ein plötzlicher Einsturz derselben nicht zu den Seltenheiten gehört und während meines Aufenthalts sich zweimal ereignete. Im Sommer 1854 ließ der König, welcher damals zwei Meilen weit von der Stadt wohnte, seine Elefanten aus Teheran kommen. Der Wärter kehrte spät in der Nacht mit ihnen zurück und fand die Thore verschlossen. Bitten und Drohungen halfen nichts, er fürchtete sehr, daß die empfindlichen Thiere sich erkälten und krank werden möchten. In seiner Verlegenheit forcirte er mit den beiden Elefanten das Stadtthor. Als der König dies erfuhr, gerieth er in Zorn und wollte den Treiber tödten lassen; nur die Vorstellung, es werde dadurch der Welt die Schwäche der Festung verrathen werden, rettete den armen Mann. Einige Zeit später fuhr der Prinz Dolgoruki in seinem

Galawagen über die Zugbrücke der Citadelle; da stürzten die Thore beim Oeffnen zusammen und der Diener nebst zwei Pferden wurden getödtet.

Gegen innere Meuterer und äußere Freibeuter gewähren diese Mauern allerdings einigen Schutz; sie sind daher für die Sicherheit der Citadelle, des königlichen Hauses und der Schatzkammer von Bedeutung.

Das innere Gebiet der Stadt zerfällt in die Citadelle (ark), welche ihrerseits im Umfang von 1040 Klaftern durch eine hohe Lehmmauer mit Thurm und Graben eingefaßt wird, und in vier Stadtviertel, von denen das neueste, nordöstliche, auf Gartengrund gebaut, das wasserreichste, gesundeste und höchstgelegene ist; es heißt das Schemiraner Viertel (mæhæleh schemirān). Das Viertel südlich von der Citadelle, das volkreichste aber wasserärmste, enthält die Karavanseraien und Bazare; es heißt Mæhæleh Schāh abdulazim. Das westliche Viertel (M. sengeletsch) hat die meisten Paläste, wohingegen das südöstliche oder Viertel der Gruben und Pfützen (M. tschal-meidan) das ärmste und ungesundeste ist.

So wenig der Perser auf das Aeußere der Häuser sieht, ebenso wenig Sorgfalt verwendet er auf die Anlage und die Weite der Gassen; sie sind eng, winkelig, unregelmäßig, oft sackartig endend. Der Mangel an Quergassen und Durchgängen nöthigt zu großen Umwegen, und dieser Uebelstand wird von Tag zu Tag greller, da es fast jedermann erlaubt ist, mit seinem Hause weiter vorzurücken und den schmalen Weg noch mehr zu verengen. An manchen Stellen können kaum zwei beladene Thiere einander ausweichen, sodaß durch die vielen mit Stroh, Holz u. s. w. voluminös bepackten Kamele und Maulthiere die Communication fortwährend gehemmt wird. Nach dem Grundsatz, daß die Gasse keinem und allen gehöre, werden vor den Häusern der

Reichen Ladungen von Stroh, Getreide, Reis u. s. w. abgeladen, die oft stundenlang die Passage versperren. Dazu kommt noch die orientalische Sitte, wonach die Großen, von einem Schwarm von Dienern und Clienten begleitet, äußerst langsam sich vorwärts bewegen und jeder, der im Rang geringer ist, ausweichen, anhalten oder den Rückweg nehmen muß.

Noch mehr tragen zur Erschwerung der Communication die Wasserleitungen und Senkgruben bei. Die Stadt deckt nämlich ihren Wasserbedarf durch sechs verschiedene Leitungen, welche alle vom Fuße des Elburzberges ihren Ursprung nehmen und worunter die des Königs (Kanate-Schah) die mächtigste ist. Bis zur Stadt sind sie überbaut. Vom Stadtgraben aus werden sie mittels einer Communicationsröhre (schutur gelu, Kamelhals) in das Innere der Stadt geführt. Hier fließt das Wasser in der Mitte der Straße theils ganz offen, theils nur halb überdeckt. Dieselben Kanäle dienen auch zum Abfluß der Regengüsse und der verschiedenen Wasch- und Abspülwasser der Stadt, daher sie sich leicht verstopfen, und um sie wieder flott zu machen, sind an verschiedenen Stellen in der Mitte der Straße Löcher angebracht. Die Lastthiere der Stadt, an diese Einrichtung gewöhnt, gehen vorsichtig daran vorbei; schwerbeladene Thiere vom Lande aber, besonders Kamele, treten häufig in die Löcher und brechen ein Bein. Besonders im Frühling, wenn durch Schnee und Regengüsse die Oeffnungen maskirt werden, ist die Passage für Thiere gefährlich, man muß dann dem Pferde freien Zügel lassen, damit es mit dem Fuß untersuchen und der Gefahr ausweichen kann.

Um Erde zum Baumaterial zu gewinnen, manchmal auch zum Zweck eines Abzugsschlauchs, werden häufig nahe den Häusern Senkgruben (tschä) gegraben; man nimmt sich nicht immer die Mühe, sie zu bedecken; sie bleiben offen und bilden

ein ferneres Hinderniß für die Passage. Werden sie bedeckt, so geschieht es nur mittels einiger dünner Balken und daraufgestreuter Erde; die schwache Decke sinkt bald wieder ein, und nun bleibt die Grube lange Zeit offen. Dennoch ereignet sich selten ein Unglücksfall, denn jeder sieht behutsam vor sich hin, und wer hineinfällt, hat das Unrecht, die nöthige Achtsamkeit versäumt zu haben.*)

Es gibt auch eigentliche Brunnen in Teheran, allein das Wasser darin ist salzig und bitter, und kann nur als Spülwasser benutzt werden. Anders verhält es sich mit den Brunnen von Ispahan, welche zu jeder Jahreszeit ein gutes und 14 Grad kaltes Wasser in hinreichender Menge liefern.

Beleuchtung. Bis 10 Uhr abends werden die Gassen durch kleine, von Strecke zu Strecke aufgestellte Oellämpchen spärlich beleuchtet. Doch reicht ihr Licht nicht hin, und es ist Gebrauch — auch von der Sicherheitspolizei angeordnet —, daß man nachts auf der Straße mit einer Laterne (fanus) versehen sei. Die Construction dieser Laternen ist eigenthümlich; sie bestehen aus einem Untersatz und einer Decke von Kupfer, zwischen denen ein etwa 2½—3 Fuß messender beölter Papiercylinder auf Drähten ausgespannt ist. Gewöhnlich werden zwei Stück von den Dienern vorgetragen. Von Gastmählern werden die Gäste mittels Windlichtern (maschale), aus mit Naphtha getränktem und auf hohe Stangen

---

*) Vor einigen Jahren sollte ich einen zweiundsiebzigjährigen Greis am Staar operiren. Als ich früh mit meinem Gehülfen hinkam, erfuhr ich, daß er Tags vorher in eine Grube gefallen und einen Rippenbruch erlitten hatte. Ich glaubte an sein nahes Ende und überließ ihn seinem Schicksal. Ein Jahr später stellte sich derselbe Greis wieder bei mir ein. Mit Assistenz des Dr. Dickson vollzog ich nun die Operation, worauf er, geheilt, eine Wallfahrt nach Kerbelah unternahm, auf welcher ihn das Fatum ereilte.

bestecktem Werg bestehend, nach Hause begleitet. Erst in der neuesten Zeit ließ der König die dem Schlosse parallel laufende Gasse durch zahlreiche Laternen auf europäische Weise, jedoch mit Talgkerzen, beleuchten.

Der Perser liebt es überhaupt nicht, sich nachts viel zu beschäftigen; die Arbeit wird während des Tags abgemacht, denn das Gebot des Morgengebets zwingt ihn, auch im Sommer mit Sonnenaufgang aufzustehen. Bei den ärmern Klassen brennt abends eine mit Ricinusöl gefüllte Lampe.*) Die mittlern Stände bedienen sich der Talgkerzen, welche jedoch nicht wie in Europa durch Eintauchen, sondern durch Uebergießen des Dochts mit geschmolzenem Talg gefertigt werden, daher sie spindelförmig auslaufen. In die Häuser der Reichen und Beamten fanden jedoch auch schon die Stearinkerzen Eingang; sie werden von Rußland aus importirt und heißen schame käfuri, d. i. Kampherkerzen. Zur Verhütung des Abtropfens sind hohe, in der Mitte ausgebauchte Glascylinder (mardengi) im Gebrauch, welche als ausländische, meist österreichische Waare hoch im Preise stehen. Der König und der Hofstaat lieben besonders die Hängeleuchter (tschehil-tscheräk), freilich ein sehr kostbarer Luxusartikel. Der Gebrauch der Illumination (tscheragäni) zur Feier eines glücklichen Ereignisses, z. B. der Einnahme einer Stadt, der Ernennung des Thronfolgers, der Hochzeit des Königs mit einer neuen Frau u. s. w., wurde durch den jetzigen König eingeführt. Da jedoch die Häuser keine Fenster nach der Straße haben, ist eine Illumination im europäischen Sinn nicht möglich; es werden einige Lämpchen vor den Thüren angezündet und dergleichen auf dem großen

*) Am Kaspischen Meer wendet man zur Beleuchtung meist das Naphthaöl an, welches von den Turkomanen in der Nähe von Astrabad auf kleinen Schiffen verführt wird.

Platze in verschiedenen Figuren auf den Boden gestellt, was von der dominirenden Loge aus gesehen, in welcher der König sich befindet, immerhin einen recht hübschen Anblick gewährt.

Für die Reinigung der Straßen geschieht gar nichts. Dem Belieben der Gemüsepflanzer ist es überlassen, die Abfälle als Dünger wegzuführen. Eingeweide des Schlachtviehs, Speisereste und gefallene Thiere werden auf die Gasse geworfen und bleiben dort liegen. Es ist demnach ein wahres Glück, daß die zahlreichen Hunde mit ihrem üppigen Nachwuchs nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen und die Gassen säubern; auch Schakale unterstützen sie hier und da in dieser Arbeit. Die zurückbleibenden Skelete werden in den Stadtgraben geworfen. Doch gibt es auch kleine Hügel in der Stadt, welche den Schmuz mehrerer Jahrhunderte, schichtenweise aufgelagert, in sich bergen.*) Der pestilenzialische Gestank, welchen diese vielen faulenden Substanzen verbreiten, macht den Aufenthalt in Teheran während des Sommers unerträglich, besonders für Europäer; er erzeugt die häufigen perniciösen Fieber, und ist Ursache, daß die Cholera, wenn sie eingeschleppt wird, mit beispielloser Heftigkeit wüthet. Am auffälligsten ist der Verwesungsgeruch einige Tage nach dem ayd-e-ḳurban (Opferfest), weil an diesem Tage so viel Schafe geopfert werden, daß es selbst der angestrengten Arbeit der Hunde und Schakale nicht gelingt, die Cadaver zu bewältigen. Dem Europäer ist daher dringend anzurathen, während des Sommers einen Landsitz aufzusuchen; in der Stadt würde er sich unfehlbar eine schwere Dysenterie zuziehen.

*) Als ein solcher in der Nähe des Bazars liegender Schmuzhügel durchgegraben wurde, schloß ich aus den Jahresringen, daß die Stadt Teheran älter sein müsse, als in den Chroniken gewöhnlich angegeben wird.

Im Winter sinkt oft die Temperatur auf 6 Grad R., und es fällt in Teheran 2 Fuß hoch Schnee. Um da die Dächer von ihrer Last zu befreien, werden emsig die Schneemassen zusammengeschaufelt und auf die Gasse geworfen. Hier liegen sie zu Bergen gehäuft, bis das eintretende milde Wetter sie auflöst und die Passage wieder freimacht. Bei anhaltendem Regen geschieht es auch, daß eine Lehmmauer gegen die Gasse zu einfällt; die Trümmer werden nicht eher weggeräumt, als bis die trockene Jahreszeit ihre Benutzung zu Baumaterial und den Wiederaufbau der Mauer erlaubt. An zwei Stellen der Stadt führen Straßen über noch bestehende Friedhöfe; hier weicht der lockere Boden oft den Tritten der Pferde, und es bleibt ein klaffendes Grab. Ganz dicht vorbei geht die Wasserleitung, die nur unvollkommen ausgemauert ist. Jene Viertel um die Friedhöfe werden daher bei ausbrechenden Epidemien stets am härtesten mitgenommen.

Bazare und Karavanserais gibt es sehr viele in Teheran, weil alle Kaufleute und Handwerker darin ihren Handel und ihr Gewerbe treiben. Die Bazare sind lange, hohe gewölbte Gänge, zu beiden Seiten mit Läden besetzt. Von ihnen führen Eingänge in die Karavanserais, die Niederlagen der Großverkäufer. Früher waren diese Etablissements alle eng und niedrig, erst unter dem Vezierat des Mirza Taghi Chan wurde der ausgedehnte Bazar Emir mit den dazu gehörigen Karavanserais gebaut. Seine Einrichtung ist prächtig; die Höfe und Gärten, weit und mit Luxus angelegt, sind nach dem königlichen Schloß das Sehenswertheste der ganzen Stadt. Andere, minder schöne Bazare schließen sich an die genannten an oder stehen in entferntern Straßen. Nach altem Brauch nehmen die Handwerker einer Branche einen eigenen Bazar ein, ebenso wie die Kauf-

leute einer bestimmten Fabrikstadt, z. B. die von Yezd, Kaschan, Kirman u. s. w., ein bestimmtes Karavanserai einnehmen. Manchmal werden die zerstreuten Handwerker einer Branche sogar von der Regierung zur Uebersiedlung an einen gemeinschaftlichen Ort gezwungen, wie es in neuerer Zeit mit den Schuh- und Mützenmachern der Fall war.

Die gewölbten Gänge des Bazars halten die Sonnenstrahlen ab, sind daher im Sommer kühl und schützen im Winter vor übermäßiger Kälte.

Außer den großen Bazars gibt es noch eine Menge kleinere (bazartsche). Man verbindet nämlich zwei nebeneinanderliegende Häuser durch aufgelegte Pappelbaumstämme, bildet ein Dach von Laubwerk und verhängt die Seiten, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, mit alten Leinwanddecken. Letztere, von Wind und Wetter in Lumpen zerfetzt, bieten oft einen scheußlichen Anblick dar. In solchen Gezelten finden Krämer, Tischler, Schuhflicker, Gemüse- und Fruchthändler ihr Unterkommen. Fast alle Woche stürzt so ein improvisirter Bazar ein, besonders im Frühling, doch ist selten der Verlust von Menschenleben dabei zu beklagen.

Bäder (hammam, germäbe), ebenfalls sehr zahlreich, sind entweder private, öffentliche oder gemischte. Unter gemischten Bädern versteht man solche, die zwar für den Privatgebrauch bestimmt, doch zu gewissen Stunden für Geld auch dem Publikum zugänglich sind. Die Bäder zu Teheran stehen jedoch, sowol was Pracht und Luxus an Marmorplatten und Säulen betrifft, als auch hinsichtlich der Geräumigkeit denen von Ispahan nach. Halb unterirdisch angelegt, machen sie sich von außen nur durch schlechte Malereien, gewöhnlich Riesen- und Ringer, oder Schlachtscenen aus den fabelhaften Kämpfen Rustam's darstellend, und

durch einen aufgespeicherten Thurm von Pferdemist, dem Heizungsmaterial, bemerklich.

Sehenswerthe öffentliche Gebäude besitzt Teheran fast gar nicht; die wenigen Moscheen und Madrasses (Schulen) können mit denen von Ispahan keinen Vergleich aushalten. Am bemerkenswerthesten ist noch die Mestschede-Schah, von Feth Ali Schah gebaut, mit einer schwervergoldeten Kuppel, und die Madrasse-Emir. Beachtung verdienen nur die Fayence-Ziegel und Platten, mit denen die Dächer der Kuppeln und die innern Wände der Madrasses, Moscheen und des königlichen Palastes bekleidet sind. Mittels künstlicher Einfügung und Zusammensetzung derselben werden ganze rings um das Gebäude laufende Inschriften, Jagdscenen, Thierstücke u. s. w. gebildet, die an Schönheit der Zeichnung wie an Glasur und Farbe ihresgleichen suchen. Meisterstücke dieser Fabrikation besitzt Ispahan, besonders prächtig ist die hellblaue Farbe. Man behauptet sogar von einem solchen Ziegelstein in der Moschee Dschameh in Ispahan, daß man lange in Zweifel gewesen, ob er aus einem Stück Türkis oder aus glasirtem Thon bestehe. Auch in den Ausgrabungen von Rages findet man schöne Bruchstücke dieser Art. Eine ebenso große Zierde der öffentlichen Gebäude sind die Platten von weißem Marmor (marmer), der an vielen Orten in Persien lagert. Als der vorzüglichste gilt der von Yezd, dann der von Maraga bei Tabris und von Kum. Bedenkt man, daß diese oft enormen Massen auf ungebahnten Wegen meist durch Menschenhände fortbewegt werden mußten, so wird man die Macht des despotischen Willens oder die fromme Opferwilligkeit der Unterthanen bewundern.

Auffallend zahlreich sind die tekkiehs (Amphitheater), kleine, viereckige mit Ziegelmauern umgebene Räume, in

deren Mitte eine gemauerte, etwa 4 Fuß hohe Plateforme sich befindet. In ihnen werden im Monat Muharrem die Passionsspiele aufgeführt, zum Andenken an die unglückliche Schlacht bei Kerbelah, wo die Aliden durch die Yeziden beinahe gänzlich ausgerottet wurden. Sie mehren sich durch Fundationen und fromme Legate noch von Tag zu Tag; als Bauwerke verdienen sie kaum Erwähnung.

Von öffentlichen Plätzen hat Teheran nur einen einzigen aufzuweisen: das Säbsimeidan. Er ist unter der Regierung des jetzigen Königs geebnet und gepflastert worden. Ringsum von hübschen Läden mit Estraden und Verandas umschlossen, macht er einen recht angenehmen Eindruck. Einige kleine Plätze dienen zum Verkauf von Victualien oder als Friedhöfe.

Es ist Sitte, daß, mit Ausnahme der ärmsten Klassen, nur je eine Familie in einem Hause wohnt, wenn dieses auch noch so groß ist. Jeder trachtet danach, ein eigenes Haus zu besitzen; nur Fremde nehmen manchmal ein Haus in Miethe. Der Miethzins ist in der Hauptstadt nicht unbeträchtlich, er beläuft sich unter Umständen auf 200—365 Dukaten jährlich. Hat jedoch jemand ein Haus mehrere Jahre bewohnt, so hält es schwer, ihn daraus zu verdrängen, selbst wenn er die Miethe nicht bezahlt, denn er hat durch längeres Wohnen gleichsam ein Eigenthumsrecht erworben. Daher vermeidet es der Wirth, den Miethcontract auf mehrere Jahre zu verlängern. Wenn um ein Haus Proceß geführt wird, so sucht jede der streitenden Parteien factisch Besitz zu ergreifen, und dies wird als geschehen angenommen, sobald es ihr gelingt, ein Geräth hineinzustellen. Es wird zu diesem Zweck oft ein Möbelstück über das Dach ins Haus geworfen. Ich wohnte mehrere Jahre in einem solchen bestrittenen Hause, und meine persischen Freunde belehrten mich, daß ich nicht allein keine Miethe zu entrichten hätte,

sondern auch gerechte Ansprüche auf dessen Besitz erheben könne. Die Häuser in den Städten zahlen keinerlei Abgaben, weder an den König noch an den Staat. Jeder Hausbesitzer hat das Recht, das in der Gasse fließende Wasser in sein Haus abzuleiten; doch entscheidet hier das Recht des Stärkern, und es entstehen daher wegen der Wasservertheilung oft böse Händel. Als Regel gilt, daß die Nachbarschaft eines Großen oder eines Priesters den Aufenthalt in einem Hause sehr verleidet, und daß in der Nähe der Polizei und ihrer Agnaten die Sicherheit des Eigenthums am meisten in Frage gestellt ist.

Zu den unvermeidlichen Bestandtheilen der orientalischen Städte gehören auch die Straßenhunde, Insekten und andere Thiere, welche die Häuser bevölkern.

Die Hunde sind in allen persischen Städten auf Gassen, Plätzen, Friedhöfen und in den Bazars ebenso häufig wie in Konstantinopel. Obgleich von den Mohammedanern für unrein gehalten, werden ihnen doch in die Winkel der Häuser Reste von Speisen und Brot hingeworfen. Während des Tags halten sie sich unter den Dächern der Bazars und in andern Schlupfwinkeln auf; nachts kommen sie der Nahrung halber hervor und säubern die Stadt von Aas. Sie sind meist sehr zahm und fallen selten jemand an, nie einen Perser, höchstens einen Europäer wegen der ungewöhnlichen Kleidung oder Ausdünstung. Sie werden nie wüthend; obwol ich viele Bißwunden gesehen, kam doch kein Fall von Wuth zu meiner Kenntniß. Wie in Konstantinopel, bewachen sie eifersüchtig ihr Revier; ein Hund, der sich aus einem fremden Viertel in das ihrige wagt, wird mit Bissen verfolgt und unter stetem Bellen über die Grenze gewiesen.

Die Fliegen belästigen vorzüglich im Frühling und Herbst; während der starken Hitze des Hochsommers nehmen sie in den Städten ab, erscheinen aber in desto größerer

Menge in den höher gelegenen Dörfern. Es kam mir immer vor, als ob diese Thiere im Hochsommer nach dem Gebirge auswanderten, ja sogar als ob sie die dahin ziehenden Lastthiere benutzten, um sich von ihnen forttragen zu lassen.

Stärkere Peiniger sind die Mücken (pesche), besonders eine kleine Art von Hanfkorngröße (chäki). Der nicht Acclimatisirte wird von ihnen hart mitgenommen. Stehendes faulendes Wasser in den Bassins und dichtes Gesträuch in den Höfen begünstigt ihre Vermehrung. Umgekehrt wie die Fliegen sind sie in den Bergdörfern von geringer Anzahl und belästigen dort kaum mehr als die Mücken in Europa.

Flöhe sind in den trockenen Tafelländern nicht so häufig, dagegen in den feuchten Provinzen am Kaspischen Meer in erstaunlicher Menge. Dort wächst indeß das Pyrethrum roseum (kekwasch), mit dem sich zu versehen immer rathsam ist. Häufiger finden sich Läuse (schipisch), welche man nur durch stetes Wechseln der Kleider abhalten kann. Uebrigens erregt dieses Insekt den Persern weit weniger Ekel als dem Europäer; es wird selbst in guter Gesellschaft nicht übel genommen, wenn man eine Laus wegwirft, um sie auf Kosten anderer zu versorgen. Die eigentliche Bettwanze fand ich nirgends; die als giftig verschriene Wanze von Mianeh (kenneh, malleh), deren Stich tödlich verlaufen soll, ist eine Zecke, Argas persicus, welche außer in Mianeh auch in andern Städten Persiens, wie in Tabris und in den Stationen gegen Meschhed, vorkommt. Ihr Stich ist schmerzhaft, doch weder giftig noch tödlich.

Fast in allen Reiseberichten wird erzählt und von allen Eingeborenen berichtet, daß der Stich dieser Zecke im Herbst bei nicht Acclimatisirten, also bei Fremden und Durchreisenden, tödlich verlaufen könne, während er den Bewohnern Mianehs unschädlich sei. Diese Angabe dünkt mich an und

für sich höchst unwahrscheinlich, sie wird aber auch durch folgende Thatsachen widerlegt: 1) nach anatomischer Untersuchung besitzt dieses Thierchen kein Giftorgan; 2) die Stiche desselben sind in andern Städten unschädlich; 3) ich sah viele Individuen, welche von Zecken gestochen waren und doch nicht die mindeste Beschwerde empfanden; die Stiche markirten sich nur durch eine leichtumschriebene Blutunterlaufung; 4) andere aus Mianeh Zugereiste, an denen durchaus keine Spur eines Stichs zu bemerken war und die aus Furcht vor den Zecken außerhalb der Stadt in Zelten campirt hatten, litten doch an solchen Zufällen, wie sie den Mianeh-Zecken gemeinhin zugeschrieben werden. Die Erklärung dieser vielfachen Widersprüche dürfte darin zu suchen sein, daß in Mianeh das continuirlich remittirende Fieber im Herbst endemisch herrscht, und daß Fremde häufig davon ergriffen werden, ihm auch oft unterliegen, während Einheimische, an die Schädlichkeit des Klimas gewöhnt, dem Uebel leichter widerstehen. In der That verliefen alle Fälle der angeblichen Vergiftung, welche mir zur Beobachtung kamen, ganz wie das continuirliche Fieber; die Erkrankten wurden auch alle durch Chinin gerettet. So steht allerdings das Factum fest, daß ein Herbstaufenthalt in Mianeh dem Fremden leicht tödlich werden kann; der giftige Stich der Wanze von Mianeh gehört aber deswegen nicht minder ins Reich der Fabel.

Sehr gefürchtet im ganzen Lande sind die Skorpione (akræb) und die Solpugen (ruteila); erstere finden sich sehr häufig zwischen Steinen, letztere lauern auch zwischen dem Bettzeug, den Kleidern, unter den Teppichen u. s. w. Die schwarzen Skorpione von Kaschan sind wegen ihrer Größe und Giftigkeit im ganzen Orient gefürchtet; auch der kleine, gelbliche Skorpion (ækrab dscheräre) von Arabistan gilt für sehr gefährlich. Es ist nicht zu leugnen, daß Stiche

dieser Thiere in der Halsgegend vermöge der starken Anschwellung und der schnellen Resorption des Gifts tödlich verlaufen können; doch sind die Fälle äußerst selten. Ich sah viele von diesen Thieren Gestochene, und nur drei Individuen gingen daran zu Grunde. In Kaschan fragte ich einen gelehrten persischen Arzt über den Befund, auch er berichtete mir, daß tödliche Fälle äußerst selten vorkämen, daß jedoch oft bedeutende Anschwellung der gebissenen Glieder erfolge und leichte, allgemeine Vergiftungssymptome sich zeigten; ein Fall sei ihm bekannt, wo ein Knabe, der im Schlaf von einem Skorpion hinter dem Ohre gestochen worden, innerhalb zwei Stunden erlag. Nach meinen eigenen Erfahrungen in Persien und Aegypten, und nach glaubwürdigen Berichten von Aerzten in Persien, Aegypten und Tunis ist hiermit festgestellt, daß der Stich des Skorpions und der Solpuge äußerst selten tödlich verläuft, daß indeß einzelne Fälle mit lethalem Verlauf vorkommen, und zwar 1) wenn der Stich am Hals oder Kopf stattfand, 2) im zarten Kindesalter. Uebrigens sind gefährliche Folgen überhaupt nur in heißen Sommermonaten zu befürchten, in anderer Jahreszeit ist der Verlauf durchgängig ein sehr milder. Die Behandlung seitens der Eingeborenen besteht in sofortigem Aussaugen der Wunde, wonach ein poröser, Eiter aufsaugender Stein angeklebt wird; zum innerlichen Gebrauch reicht man Erdpech, Mumiai und Teriak. Mir leistete gewöhnlich die unmittelbare örtliche Anwendung von Salmiakgeist gute Dienste. Dem ängstlichen Reisenden ist für alle Fälle zu empfehlen, daß er mit einem Fläschchen dieser Substanz versehen sei.

C. Die Citadelle von Teheran.

Von dem Hauptplatz der Stadt, Sæbsi-meidan genannt, gelangt man vermittels einer kleinen Brücke über den Graben

in die Citadelle. Innerhalb dieser steht die königliche Residenz mit allen ihren Gärten, Höfen, Kiosks und Harems; sie ist im Umfang von 6000 Klaftern mit einer hohen Lehmmauer umschlossen. Außerdem enthält die Citadelle noch mehrere Paläste, die des ersten Ministers und des Kriegsministers, das russische Gesandtschaftshotel, die Militärakademie, ein neueingerichtetes Geschützdepot, vom österreichischen Major Krziz reorganisirt, und einige kleine Lehmhütten, bestimmt zur Aufnahme der als Geisel zurückgehaltenen Turkomanen.*) Sämmtlicher Grund und Boden der ausgedehnten Citadelle gehört dem König; es steht ihm das Recht zu, denselben nach Willkür, ohne Entschädigung für die darauf errichteten Gebäude, in Besitz zu nehmen, und obwol er nur selten**) von seinem Vorrechte Gebrauch macht,

*) Zu Zeiten Feth Ali Schahs wurden diese Familien, vom Stamme der Tekke-Turkomanen, durch den Prinzen Seif u dauleh nach Teheran geschickt; sie erhielten Quartiere und eine Brotration. Doch erwies sich die Maßregel als zwecklos, denn die Nomadenstämme ließen sich dadurch nicht von fernern Einfällen abhalten. Die Nachkömmlinge, den Nomadensitten treu, pflegen Pferde, dienen als Curschmiede und erzeugen einige Gewebe der Steppenbewohner. Auch Tracht und Kopfbekleidung behielten sie bei. Sie sind Sunis und schon deshalb bei den Persern verachtet. Ihre Physiognomie bietet den reinmogolischen Typus mit schiefen Augen, starken Backenknochen, kargem Bartwuchs (rische kusse), starkem Schnurrbart und Mangel an Backenbart. Die Frauen, obwol von gelblicher Farbe, sind in der Jugend ziemlich hübsch, werden aber in vorgerücktem Alter auffallend häßlich.

**) Es geschah dies meines Wissens nur zweimal: nach gedämpfter Empörung des Rebellen Salar wurden sämmtliche Häuser der Familie und der Angehörigen desselben gestampft und der Grund eingezogen; und während des letzten englisch-persischen Kriegs wurde das Palais des englischen Schützlings, des Prinzen Seif-ebdauleh, zur Erweiterung der königlichen Residenz verwendet. Auch nach dem Friedensschluß konnten die Engländer keine Einsprache thun, weil das Eigenthumsrecht des Königs auf den Boden feststeht.

so ist doch der Werth dieser Besitzungen eben wegen der möglichen Confiscation sehr gering.

Gleich über der Brücke führt eine kleine Gasse durch das Thor der Nagare Chane*) auf den großen Platz (meidan-e-Schah), der in der Länge 120, in der Breite 60 Klafter mißt. Es ist der Exercirplatz der Artillerie; ringsherum sind Logen für die Artilleriemannschaft angebracht; in der Mitte erhebt sich eine Plateforme (seku), wo die drei unter Schah Abbas den Portugiesen abgenommenen großen Kanonen (tube murwärid) aufgestellt sind. Diesen Kanonen wird besondere Verehrung erwiesen; sie gelten als Asyl für Verbrecher und werden bei großen Schießübungen auf Befehl des Königs vor die Stadt geführt. Auf diesem Platze finden auch die Revuen der irregulären Truppen (radif), die Feuerwerke und öffentlichen Spiele bei großen Festen und Feierlichkeiten statt. Zu dem Zweck befindet sich daselbst eine hohe Tribüne, auf welcher der Schah, die Würdenträger und Gesandten als Zuschauer beiwohnen. Seitwärts in der Ecke bemerkt man auch ein kleines Thürmchen, von wo aus der König oft unbemerkt mit dem Fernrohr die Vorbeiziehenden mustert und die Exercitien der Artillerie beobachtet.

Durch ein zweites gegenüberliegendes Thor (äali ḳapi, hohes Thor) gelangt man, einen winkelig gebrochenen Gang passirend, in den ersten Hof (bäge salām, Salamgarten; so genannt, weil dort der große Salam abgehalten wird). Er ist sehr geräumig, mit hohen, stämmigen Platanen bepflanzt und wird durch den großen Salamsaal in zwei gleiche Hälften getheilt. Von hier kommt man wieder durch einen großen Thorweg in den zweiten Hof, die eigentliche Residenz des Königs, genannt diwān-chāneh. Dieser Hof ist links angebaut, während ihn gegen die Mitte eine Häuserreihe in

*) Siehe Kapitel „Neujahrsfest“.

zwei Hälften oder Gärten scheidet. Im vordern Garten ergießt sich die große königliche Wasserleitung mit einem mächtigen Schwall, der mittels Rinnen durchs ganze Schloß geleitet wird. In der Mitte des vordern Gartens steht der große Kiosk (kulâh frengi), wo die Feier des Jahresantritts (nagäre chäne) abgehalten wird. Im hintern Theil des Hofes befindet sich das närindschistan (Orangerie), das große Bassin und das große Vogelhaus. Der linke, nördliche Tract enthält die Winterzimmer des Königs sowie einen ganz mit großen Spiegeltafeln bekleideten Saal, worin ein besonders reichverziertes Bassin von europäischer Arbeit und der prachtvolle mit Gold beschlagene, mit Topasen, Rubinen und Smaragden besetzte Thronsessel sich befindet. In dem mittlern parallelen Tract liegen: die Schatzkammer, der große Empfangsaal, die Gemäldegalerie, die Waffen- und Rüstkammer, und der neue Große Saal, mit schönen persischen Arabesken, Malereien und Stuccaturen ausgeschmückt.

Die Schatzkammer (chazineh) ist ein kleines Gemach, denn sämmtliche Kostbarkeiten und Juwelen werden in festen Schränken verwahrt. Von Diamanten sieht man hier den sogenannten äariä nur; tafelartig geschliffen, von reinstem Wasser, aber wegen des Schliffs ohne viel Feuer, machte er auf mich stets den Eindruck einer reinen Eistafel; der König läßt ihn manchmal in ein Armband fassen; ferner sehr reiche, ganz mit Diamanten incrustirte Säbelscheiden und Griffe; viele Diamantgürtelplatten von hohem Werth; Smaragde von enormer Größe, doch selten tiefgrün und nie ganz rein; orientalische Rubine, worunter der wallnußgroße aus dem geplünderten Palast von Delhi, auf dessen Rückseite die Namen aller Dynasten der Mogulen von Delhi eingravirt sind. Sehr zahlreich und schön sind die Rubis balais vertreten, fast gar nicht dagegen die Türkise, obwol sie im Lande gefunden werden und besonders geschätzt sind. Perlen enthält

der Schatz von vorzüglicher Größe, aber etwas gelb, wie sie aus alter Zeit datiren. Die vielen goldenen mit Juwelen besetzten Gefäße, die aus Gold prächtig emaillirten Trinkgeschirre, die ganz mit Edelsteinen incrustirten Gürtelplatten, das Reichsscepter und das Reichsschild u. s. w. müssen jeden Kenner zur Bewunderung hinreißen.

Der Empfangsaal, der größte im ganzen Schlosse, stellt eigentlich eine offene Halle dar, denn die beiden Hauptwände fehlen und werden durch mächtige Säulen ersetzt. Zwei Gobelinteppiche von höchster Meisterschaft, ein Geschenk des Königs Ludwig Philipp, und der berühmte Pfauenthron (tachte-tâus), welchen Nadir Schah von der Plünderung Delhis nach Persien brachte, fallen hier zumeist ins Auge. In diesem Saal werden Audienzen ertheilt und Gesandtschaften empfangen. Die zwei seitlichen Thüren führen in die Bibliothek und in die Rüstkammer. In der Nähe befindet sich auch die königliche Bildergalerie, deren Beschreibung wir an einem andern Orte geben.

Aus der Diwan chaneh gelangt man durch einen Zickzackgang in das königliche Enderun. Es besteht aus drei großen und einem kleinen Hofe, die alle von Wohnungen für die königlichen Frauen, ihre Sklavinnen und ihr Gesinde umgeben sind. Nach außen wird es durch sehr hohe Lehmmauern abgegrenzt und durch aufgestellte Posten sorgfältig bewacht. Weder der Bau noch die Ausschmückung verrathen eine Spur von orientalischem Luxus, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Die Einrichtung der Zimmer ist einfacher als in andern Harems der Stadt. Erst in den letzten Jahren ließ der König für seine Lieblingsfrau im ersten Hofe ein nach persischem Geschmack prächtiges Gebäude aufführen. Dasselbe leidet jedoch an allen Mängeln der neuern inländischen Baukunst; die Lehmmauern sind mit Gips und Marmor überkleidet, die mit Stuck übertünchten Säulen sind

dünn und schmächtig, die Treppen steil und eng, die vielen Fenster, Thüren, Erker, Nischen, Balkone und Galerien mahnen an ein Kartenhaus, das beim leisesten Stoß zusammenzubrechen droht.

D. Physiognomie anderer persischer Städte.

Nicht viel verschieden von der Teherans ist die Physiognomie der andern großen Städte, wie Tabris, Kaswin, Hamadan, Kum, Kaschan u. s. w. Ueberall dieselbe Bauart, dieselben Ruinen, derselbe Schmuz in den Gassen, und dasselbe Treiben und Leben in den Bazaren und Karavanserais. Ueberall Häuser im Verfall und andere im Aufbau. Eine Ausnahme bildet Ispahan, welches seine großartigen Ruinen, seine Moscheen, Gärten, Brücken, Karavanserais, Bazare, Fabrikanlagen, sein Acker- und Gartenbau, seine Weingärten und Melonenfelder sehenswerth machen. Es ist der einzige Ort Persiens, der auf den Namen einer Haupt- und Residenzstadt Anspruch erheben kann, und jede vernünftige Regierung wird in Zukunft dort ihren Stütz- und Centralpunkt suchen.

Ueber die Ruinen Ispahans ist in neuester Zeit so viel geschrieben worden, daß ich es für überflüssig erachte, auf den Gegenstand näher einzugehen. Ich will hier nur von den beweglichen Minarets sprechen, deren Beschreibung ich überall vermisse, während doch ihre Construction dem scharfsinnigsten Beobachter unbegreiflich erscheinen muß. Etwa eine Stunde von Ispahan, in dem Flecken Chaledan, steht eine Moschee von mäßiger Größe; sie ist gewölbt und birgt in ihrem Innern das Grab eines Santon. Ueber der Wölbung, welche an mehreren Stellen Risse zeigt, erheben sich zwei Thürmchen (Minarets) von etwa 15 Fuß Höhe, durch einen Zwischenraum von etwa 20 Fuß voneinander getrennt. Umfaßt man eins dieser beiden Thürmchen und rüttelt daran, so bewegt es sich merklich, und diese Bewegung theilt sich

dem andern Thürmchen, dem Gewölbe sammt allen daran befestigten Gegenständen und den Wänden des Tempels mit. Ich hatte, auf dem Gewölbe stehend, während mein Diener an dem Thürmchen rüttelte, das Gefühl, als wanke, durch ein Erdbeben erschüttert, der Boden unter mir. Und trotz der öftern Bewegung, trotz der vielfachen Risse des Gewölbes behauptet sich der Bau schon durch mehrere Jahrhunderte. Ob die Beweglichkeit desselben im ursprünglichen Plan des Baumeisters lag, oder sich erst später durch Zufall einstellte, weiß man nicht. Kein europäischer Reisender hat bisher das Räthsel der sich schüttelnden Minarets (minäre dschunbān) zu lösen vermocht; die Perser aber schreiben sie der Wunderkraft des Heiligen zu.

Einigermaßen abweichend von den Städten des kahlen Hochlandes ist nur die Bauart in der von einer reichen Vegetation, von üppigen Baumgruppen umgebenen Städten am Kaspischen Meere, indem hier die häufigen Regen zur Anlage schräger Ziegeldächer nöthigten.

E. Gärten.

Die Gärten der Stadt Teheran umfassen nach Messung des österreichischen Major Krziz ein Areal von 80000 Quadrat-Klafter. Die größten und üppigsten sind im südwestlichen und nordöstlichen Stadttheil gelegen.

Gewöhnt an die Kargheit der natürlichen Vegetation, namentlich den Mangel an Bäumen in der Ebene, setzt den Perser ein Bächlein mit fließendem Wasser in Entzücken, an dessen Rand er unter einigen Weiden- oder Pappelbäumen Schatten findet, seine frugale Mahlzeit einnehmen und im Sommer sein Nachtquartier aufschlagen kann. Sieht er gar in einer Umzäunung eine Gruppe von Wald- und Fruchtbäumen und einige Rosensträuche, so erklärt er den Garten für herrlich, für paradiesisch, zur Poesie begeisternd. Doch

darf man sein Entzücken nicht in dem Sinn auffassen, daß er sich für die Schönheiten und Phänomene der Natur lebhaft interessire, dies ist keineswegs der Fall. Ein Vulkan, eine mit Schnee bedeckte Bergkette, eine eigenthümliche Formation der Felsen und Thäler erregt kaum seine Aufmerksamkeit, er huldigt auch hierin dem nil admirari; der Baum und das Bächlein machen nur insofern einen besondern Eindruck auf ihn, als er dort Kühlung, die gewünschte Ruhe und die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse findet. Was wir Naturschönheiten nennen, dagegen verhält er sich vollkommen gleichgültig.

Kein einziges Haus in Teheran ist ohne einen Hof, kein Hof ohne einige Blumenbeete (bägdsche) und strauchartige Bäume. Begüterte und angesehene Personen haben jedoch neben diesen Hofgärten noch andere oft ziemlich ausgedehnte Gärten (bäg) innerhalb der Stadt. Die Anlage der letztern ist freilich sehr einfach. An Bäumen enthalten sie einige Alleen von Platanen (tschenär), Pappeln (sefidär), Eschen (zæbän gundschischk), Ulmen (närwen), Maulbeerbäumen (tut), Acacia juniprisin (deræchte-abrischum) oder Cypressen (sinäber), selten von einer Art Pinus (kätsch) und Celtis (teh). Das Untergesträuch besteht aus verschiedenen Rosenarten (gul-e-surch und sefid), weißem und gelbem Jasmin (jasemin), Flieder (jäsekæbut), Evonimus (budäk̦) u. s. w. Blumen liebt der Perser über die maßen, allein er versteht sie nicht zu cultiviren; man findet demnach in seinen Gärten nur die im Lande spontan wuchernden Arten, oder solche, die in früherer Zeit aus Europa dahin verpflanzt worden und sich acclimatisirt haben. Am häufigsten sind Narcissen (nark̦is) in vier verschiedenen Arten, Veilchen (benæfsche), Amaranthen (tädsche churus), Tulpen (läle), Fritillaria imp. (gule sernegun), Mirabilis jalapa (läl abassi), einfache Hyacinthen

(sumbul), Tuberosen (susan), einfache Nelken (michek), Iris persica und florentina (zæmbek). Den Herbstblumenflor bilden fast ausschließlich die Astern (gule dawudi).

Der Perser ist um den Namen von Blumen und Pflanzen, die er nicht kennt, keineswegs verlegen; wird er nach dem Namen einer schönen ihm unbekannten Blume gefragt, so nennt er sie Schah pæssænd (wohlgefällig dem König), während er die nichtschönen gul harze (Unkraut) nennt.

Frischer Rasen und üppiger Graswuchs läßt sich selbst durch anhaltende Bewässerung nicht erzielen, daher fehlt eine Hauptzierde europäischer Gärten, die man vergebens durch Anbau von niedrig gehaltenem Klee zu ersetzen sucht. Mit dem Klee untermischt sieht man häufig das Papaver Rhoeas (schægäik), auch fälschlich läle (Tulpe) genannt. Zu Lauben wird ausschließlich der reich vegetirende Weinstock gezogen.

Der Boden Teherans und seiner Umgebung eignet sich vorzüglich zur Anpflanzung der Platane (tschænär), die sich hier besonders schön und rasch entwickelt. Einzelne Stöcke davon, in die Erde gesteckt, treiben wie die Weiden rasch saftige Triebe. Eine uralte Platane im Dorfe Teschrisch gehört wol zu den größten Baumexemplaren der Erde. Pietro de la Valle nennt Teheran die Platanenstadt. Doch liebt der neuere Geschmack nur in die Höhe treibende Bäume; man beraubt den Baum, der nach naturgemäßer Entwickelung eine horizontale Ausdehnung der Krone sucht, durch Kappen aller seiner Zweige, mit Ausschluß eines kleinen Büschels, und zwingt ihn, sich in die Längendimension zu entfalten. Die Bäume erscheinen dadurch wie Besenstiele; ihrer Athmungsorgane beraubt, widerstehen sie nur schwer einer mäßigen Dürre, sondern trocknen von der Spitze herab ein, während der naturwüchsige Baum eine große Resistenz besitzt. Dieses Verfahren hat höchstens da eine Berechtigung, wo

man Platanen des Bauholzes halber pflanzt und einen kräftigen, geraden Stamm auf relativ kleinem Raume erziehen will; daß es aber zur Modesache geworden und selbst in den königlichen Gärten einem so verkehrten Geschmack gehuldigt wird, ist nicht zu entschuldigen.

Wenn der Perser einen neuen Garten anlegt, sucht er, stets der Vergänglichkeit des Besitzes eingedenk, sehr rasch starke und schattige Bäume zu erzielen, was bei dem langen, warmen Sommer und einer jährlichen Vegetationsperiode von neun Monaten allerdings auch leicht gelingt; in Zeit von fünf bis sechs Jahren — nach unsern Begriffen von Wachsthum eine unglaublich kurze Zeit — sind die Bäume eines Gartens vollkommen aufgewachsen. Natürlich gehört dazu eine fortwährende reichliche Bewässerung; hierdurch verwöhnt man aber die Pflanze, sie verliert ihre natürliche Resistenz und stirbt schnell ab, sobald ihr minder reichlich Wasser zugeführt wird. Da nun die erste Folge vom abnehmenden Einfluß einer Familie die ist, daß man ihren Besitzungen das Wasser entzieht, so gehen häufig diese künstlich gezogenen Gärten mit ihren Eigenthümern gleichzeitig zu Grunde.

Der Ulme (narwænā) wird durch Pfropfreiser ein eigenthümlich merkwürdiges Wachsthum gegeben. Zweige und Laubwerk werden so dicht, daß während des ganzen Tags kein Sonnenstrahl hindurchdringen kann und sie dem stärksten Windstoß wie eine Mauer widerstehen. Die Aeste und Verzweigungen nehmen eine kugelige Form an, und der weitausgedehnte Baum mit seinem relativ schwachen Stamm sieht einem großen Pilz ähnlich. Er gibt vortrefflichen Schatten; doch häufen sich, da das dichte Laub weder durch Wind noch Regen gereinigt wird, Massen von Staub und Schmuz darin an.

Eine besondere Vorliebe hat der Perser für den Weidenbaum (bid); er behauptet, der Schatten und die Ausdünstung desselben sei der Gesundheit sehr zuträglich, darum lagert er gern unter Weiden und pflanzt sie in seinem Garten um die Bassins, vornehmlich die Trauerweide. Das Vorurtheil gegen das Lagern unter Nußbäumen (girdu) theilt er mit dem Europäer.

Die Cypresse (sinäber) gedeiht nicht besonders gut in Teheran; sie trocknet bei bester Pflege ein, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat; dagegen ist ihr Wachsthum vortrefflich bei Kaschan im Garten Fin.

Nebst den gewöhnlichen Rosen und Jasminen bilden die Zierde der persischen Gärten: die chinesische Rose (gule-nastaran) und die volle Granatäpfelblüte (gulnäre-farsi); jene zieht man mittels eines Spaliers zur Höhe von mehrern Klaftern; die zahlreichen Blüten, welche an den hängenden Aesten wie Blumengewinde erscheinen und das herrlichste Aroma ausströmen, dauern fast durch den ganzen Sommer und verleihen ihr nach der Rose den ersten Preis. Die volle Granatblüte, zwar ohne Duft, überbietet an Farbenpracht und Fülle der Blätter sogar die Schönheit der Camellien.

Ein Theil des Gartens ist mit Fruchtbäumen verschiedener Art besetzt, welche im Frühling durch ihre Blütenfülle entzücken, aber während der übrigen Zeit des Jahrs dem Europäer einen schlechten Begriff von persischen Luxusgärten geben.

In der Mitte jedes Gartens steht ein Kiosk (kulā frenghi, europäischer Hut), innen und außen mit heitern Arabesken, Thierkämpfen u. s. w. reich decorirt. In ihm bringt der Eigenthümer die Morgen- und Abendstunden zu, seine Geschäfte abmachend oder Gäste empfangend.

Mit großem Luxus ist in den Gärten reicher Besitzer

die Orangerie (närindschistän) ausgestattet. Südfrüchte gedeihen zwar zu Teheran wegen des rauhen Winters nicht im Freien, doch bedürfen sie nur des geringen Schutzes eines Breterverschlags oder einer Vertiefung mit darüber ausgespanntem Zelt und eines mäßigen Kohlenfeuers zu ihrer Erhaltung. Außerdem stellt man Orangeriebäume in die vordere vertiefte Hälfte des nach Süden liegenden Winterwohnzimmers, wo die vom Kaminfeuer ausgestrahlte Wärme ihnen zugute kommt. In den königlichen Orangerien dagegen stehen die Bäume in einer bedeutenden Vertiefung und die Oefen einige Klafter höher, infolge dessen die Bäume fast in jedem Winter erfrieren und dann mit großen Kosten wieder ersetzt werden müssen, was eine stete Quelle des Erwerbs (mædachel) für die Hofbeamten bildet.

Auch außerhalb der Stadt gibt es umfangreiche Gärten. Sie gehören meist dem König; denn entweder wurden sie auf Regierungskosten angelegt, wie der Garten Lal hezar, Negaristan Kasser-Kadschar, oder zwar von Privaten gepflanzt, aber nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge von der Regierung confiscirt; dahin gehören die Gärten Nabi Chan, Nizamieh, Dawudieh, Ilchani. Von Privatgärten ist der des Chan Baba Chan Sardar, ehemaligen russischen Schützlings, der ausgedehnteste und am besten bewässerte und cultivirte.

Der Garten Kasser-Kadschar bildet mit seinem hübschen Schloß, den grünen Terrassen, seiner guten Bewässerung und schönen Fernsicht einen der schönsten Punkte in der Umgebung der Stadt; leider ist die parkähnliche Anlage sehr vernachlässigt, die großen Platanen wurden in neuester Zeit zu Bauholz gefällt.

Der Garten in Kent, zwei Meilen von Teheran, zeichnet sich durch herrliche Baumgruppen aus, ebenso der Garten Daulet-abad in der Nähe der Ruinen von Ray (Rages);

beide sind aber ebenfalls behufs Gewinnung von Bauholz stark geplündert. Uebrigens muß der König das Bauholz aus seinen eigenen Gärten theuer bezahlen.

Der Garten bei Fin (Kaschan), berühmt als Schauplatz der Ermordung des mächtigen Ministers Mirza Taghi Chan, weist einen kräftigen Baumwuchs auf und ist von klaren, frischen Bächen durchzogen. Kein Reisender sollte versäumen, das Bad, wo der Emir ermordet wurde, und die schlanken Cypressen anzusehen.

Die einst berühmten Gärten von Ispahan: Tschehilsutun, Tschehar bag, Hezar Dscherib, Anguristan u. s. w., von frühern Reisenden so sehr gepriesen, sind jetzt ganz in Verfall; sie werden mit Getreide, Taback und Gemüsen bepflanzt.

Einer bessern Pflege erfreuen sich die Gärten von Schiraz, weil sie dem Strahlenglanz der geheiligten Majestät und den Blicken der raubsüchtigen Cohorten ferner gerückt sind. Die reiche Vegetation der Orangen, Limonen, Mandarinen, Cedras u. s. w., die weithin ihre Düfte verstreuenden Blüten mahnen uns an Saadi und Hafis, deren Poesie sich an ihrer Schönheit begeisterte. Die Grabmäler dieser beiden Dichter, von gutbewässerten Parkanlagen umgeben, laden die Bewohner von Schiraz zu fleißigen Pilgerfahrten dahin ein.

F. Sommersitze und Zeltlager.

Bei der gänzlichen Verabsäumung aller Sanitätsmaßregeln für Reinigung der Stadt werden im Sommer die Straßen so schmuzig und unflätig, die Luft so pestilenziös, heiß und drückend, das Wasser in den Bassins so faul und stinkend, die Mücken und Fliegen so belästigend, daß es unumgänglich nöthig ist, während der Sommermonate einen

Landaufenthalt zu nehmen. Die Landsitze für die Bewohner Teherans befinden sich am Fuße der Elburzkette, in den verschiedenen Dörfern, die unter dem Gesammtnamen Schemiran bekannt sind. Ihre Lage, durchschnittlich 4500—5500 Fuß über dem Meeresspiegel, die reiche und üppige Vegetation, die mäßige Temperatur, die Frische des Wassers, die Kühle der Nächte, das Krystalleis von den nahen Bergen, die vielen Landhäuser und Gärten, und insbesondere das relativ mildere Auftreten von Fiebern, Dysenterien und Cholera, die geringe etwa 1—2 Meilen betragende Entfernung von der Stadt bilden die Vorzüge und Reize dieser Ortschaften. Der König selbst hat dort zwei Sommerpalais inne, das zu Niaveran und das neuere von Sultan-abad. Hier residiren auch während des Sommers die Vertreter der europäischen Mächte; der russischen und englischen Gesandtschaft sind von früherer Zeit her zwei ganze Dörfer (Zergendeh und Gulahek) zum Sommeraufenthalt eingeräumt, während die Bevollmächtigten anderer Staaten sich größere Landhäuser miethen. Da fast die gesammte Einwohnerschaft Teherans nur vom Hofe, den Besoldeten und deren Clienten lebt, so richten sich alle Verhältnisse nach jenen des Hofes; daher bezieht niemand den Sommersitz (jeylok) vor dem 10. Juni, weil bis dahin der Schah in der genannten Hauschane der lieblichen Kühlung genießt, oder wegen der in der Regel unvollendeten Baulichkeiten erst um diese Zeit eine Aenderung des Wohnsitzes wünschenswerth findet. Dann aber verläßt wenigstens ein Drittheil der Einwohnerschaft auf einmal die Stadt. Mobilien, Teppiche, Zelte, Frauen, Kinder, Gesinde, Eßwaaren, Geschirre, alles bunt durcheinander, wird auf dem Rücken der Maulthiere und Kamele transportirt; der Zug ist oft mehr als eine Meile lang. Man muß eine solche Auswanderung gesehen haben, um sich von dem wirren Treiben einen Begriff zu machen. Der

momentane Bedarf an Lastthieren ist dann außerordentlich groß. Alle fremde Maulesel- und Kameltreiber, deren man habhaft werden kann, selbst die Karavanenführer, werden meist unentgeltlich zu dem Zuge gepreßt; man überlastet ihre Thiere und sorgt nicht einmal für hinreichendes Futter. Daher suchen sie vorher aus der Stadt zu flüchten; sie verstecken ihre Thiere in Ruinen oder treiben sie in hohe Berge, bis die Gefahr vorüber ist. Den europäischen Gesandtschaften wird es leichter, Lastthiere zu bekommen, weil man weiß, daß sie den Dienst nicht ohne Bezahlung verlangen.

Es ist selbstverständlich, daß sich um das königliche Dorf Niaveran die meisten Beamten und andere Stadtbewohner scharen. Darum wird in kurzer Zeit auch hier Luft und Wasser so verpestet, daß der Aufenthalt keine Erfrischung mehr gewährt. Alsdann bricht der Hof nach den fernen Bergen auf, nach dem Engthale Laar, in das wasserreiche Kesselthal Amameh, nach Lauroscheristanek am südlichen Abhang des Elburz, in die Nähe der Stadt Demawend u. s. w.; und da es dort keine Behausungen gibt, so werden Zelte aufgeschlagen und ein Lager bezogen. Dem Perser klebt noch so viel vom Nomadenthum an, daß er sich in Zelten heimisch und behaglich fühlt, auch weiß er sie bequem und wohnlich einzurichten, und nicht mit Unrecht sagt man, sein Zelt gleicht einem Haus, sein Haus einem Zelt. Der zum Lager bestimmte Platz, an einem frischen Bach oder an einer wasserreichen Quelle gelegen, wird mit Leinwandwänden (seraperde) umspannt, deren innere Seite mit allerhand Figuren bemalt ist. Für die königlichen Zelte wird ein Ort gewählt, der leicht von den Wachen abgesperrt und übersehen werden kann. Für die übrigen wird der Boden durch aufgeworfenes Erdreich erhoben und geebnet. Um die Sonnenstrahlen abzuhalten, besteht jedes Zelt aus einem äußern und einem innern. Das äußere (puscht), aus rother Leinwand gefer-

tigt — eine Prärogative des Königs —, überragt das concentrische innere; der freie Raum zwischen beiden, tabel genannt, beträgt in der Regel 4 Fuß. Das innere Zelt ist mit prächtigem, gemustertem Brocat von Yezd überzogen und am Karnies geschmackvoll mit Quasten und Troddeln verziert. Durch Scheidewände wird der innere Raum in mehrere Cabinete getheilt. Die Außenwände können leicht je nach der Richtung der Sonne gespannt oder herabgelassen werden. Im Aufschlagen und Fertigen der Zelte besitzen die Perser großes Geschick, sowol was Festigkeit als was Eleganz und bequeme Einrichtung betrifft. Aeußerst selten geschieht es, daß der Sturm, und sei er noch so heftig, ein Zelt umreißt. Andeutungen darüber finden wir schon im Buche Esther, erstes Kapitel. Die Zeltbalken werden mit künstlichen Malereien, Vergoldungen und Arabesken decorirt. Vor jedem Zelte wird ein Bassin mit fließendem Wasser gegraben, denn der Perser kann sich ohne solches kein Wohlsein (sæfa) denken.

Die abgesonderte kleine Hälfte des königlichen Zelts nimmt der Harem ein. Es gilt als Regel, daß der Schah nicht mehr als eine oder zwei Frauen ins Lager mitnimmt, während die andern im Sommerschloß zurückbleiben. Der Begleitung ist streng verboten, Frauen mitzuführen, was Veranlassung zu vielen Misbräuchen und widernatürlichen Vorgängen gibt.

In einiger Entfernung um das Zelt des Königs gruppiren sich die der Minister, Prinzen, Wachen und Hofbeamten, jedes Wohnung, Küche und Raum für Dienerschaft enthaltend. Sie sind zum Theil ebenfalls mit vielem Luxus ausgestattet, sodaß ein einziges Zelt oft 500 Dukaten kostet. Statt mit Seide werden sie oft mit Indiennes persischer oder indischer Fabrikation überzogen. Wie beim Bau der Häuser trachtet man auch in Bau und Decorirung der Zelte nach

Neuem und Originellem; keines gleicht völlig dem andern. So gibt es Zelte mit einem oder zwei Balken (yek-du-seri), mit einem oder mehrern Cabineten (sandukchaneh), mit drei, fünf oder sieben Fensterthüren.

In angemessener Entfernung steht ein eigens dazu eingerichtetes Abortzelt.

Um auf Reisen, an der Station angelangt, ein fertiges Zelt vorzufinden, besitzen die Großen zwei vollständige Zelte, von denen eins immer abwechselnd vor der Ankunft an der nächsten Station aufgeschlagen wird.

Für kleine Ausflüge hat man Zelte mit vier zerlegbaren Säulen und nach allen Richtungen leicht beweglichen Wänden; man nennt sie aftāb gerdun (Sonnenwende).

Die Ausgaben für Zelte nebst Zubehör sind, zumal bei der raschen Abnutzung durch den Transport, sehr bedeutend und kaum zu erschwingen. Eine größere Reise des Hofs ruinirt fast alle Bedienstete, die nicht unmittelbar mit aus der Quelle des Raubes schöpfen. Da außerdem der Unterschleif beim Bau der königlichen Zelte in wahrhaft kolossalem Maßstab getrieben wird, so bildet die Ausgabe dafür einen der wichtigsten Theile des Staatsbudgets.

Von einer Anhöhe aus gesehen, gleicht ein persisches Campement mit seinen spitzen Dächern, bunten Farben und mannichfaltigen Formen der Zelte, mit seinem Bazar und dem regen Treiben der Diener, Pferde und Lastthiere, einer großen Stadt aus Leinwand, während umgekehrt eine persische Stadt mit ihren Lehmdächern einer Gruppe von Erdhügeln nicht unähnlich sieht.

Am liebsten campirt der König im Laarthal in einer Höhe von 7500 Fuß. Die kühle Luft, welche von den Eisfeldern des Demawend herüberstreicht, der schöne, forellenreiche Bach Heras, in weiten Windungen zum Kaspischen Meere fließend, das saftige Futter machen den Ort für einen

Lagerplatz sehr geeignet, um so mehr als Wechselfieber und Dysenterie dort nicht vorkommen und die Cholera sich noch nie dort gezeigt hat.

Eine große Menge von Argalis, Antilopen und Wildschweinen bietet Gelegenheit zu ergiebiger Jagd. Allein bei dem Abgang aller Ordnung und Aufsicht über Reinigung des Lagers wird selbst hier zuletzt die Luft verdorben, die Forellen wandern aus oder sterben ab, und so sieht sich der König gezwungen, den Lagerplatz entweder weiterhin zu verlegen oder gänzlich zu verlassen und mit einer andern Gegend zu vertauschen.

Gegen Ende August kehrt der Hof ins Lustschloß am Fuße des Elburz zurück, um im Monat October wieder die Stadt Teheran mit seiner Gegenwart zu beglücken. Der Rückzug geht nicht minder tumultuarisch vor sich wie die Hinreise. Sind die astrologischen Zeichen für den Eintritt in die Stadt ungünstig, so wartet der König einige Tage in einem nahegelegenen Garten, gewöhnlich in Negristan oder Nizamieh, bis glücklichere astrologische Constellationen ihm den Eintritt durch ein bestimmtes Thor erlauben.

III.

Speisen und deren Zubereitung. Mahlzeiten.

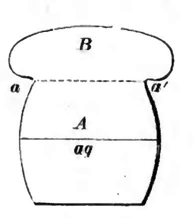
Nationalgerichte: Tschillaw, Pillaw und Asch. Brot. Fleisch, Wild, Geflügel. Fische. Speisegesetze. Milch, Käse. Sauere Conserven und Scherbets. Süßigkeiten. Früchte. Gemüse. Getränke. Eis und Eisgruben. Gewürze. Küche und Küchengeräthe. Tafelgeschirr. Die Mahlzeit. Gastereien und Trinkgelage. Die königliche Tafel. Volksverpflegung. Billigkeit und Theuerung der Lebensmittel.

Der Perser ist sehr einfach in seiner Lebensweise, und im allgemeinen mäßig in Speise und Trank. Cerealien, Reis, Vegetabilien, Obst und Milchproducte bilden seine Hauptnahrung; Fleisch genießt er wenig. In den Städten, namentlich unter den wohlhabenden Klassen, dient der Reis als das wichtigste Nahrungsmittel; ebenso in einigen Provinzen am Kaspischen Meer, wo Cerealien aus vorgefaßter Meinung, daß sie nicht gedeihen, gar nicht angebaut werden und Brot daher vom Volke kaum gekannt ist. Aus Reis werden die drei Nationalgerichte: Tschillaw, Pillaw und Asch bereitet; sie spielen im Haushalt des Persers eine große Rolle, und ohne Ambrosia-Pillaw vermag er sich kein Paradies zu denken.*) Nachstehend eine ausführliche Beschreibung derselben.

*) Ich las einst mit meinem Mirza (Privatschreiber) ein Kapitel

Unter Tschillaw versteht man in Wasser abgesottenen, nur wenig fetten Reis; er wird entweder als besonderes Gericht oder als Ingredienz an Ragouts, Fleischsorten und Milchproducten verzehrt und ist eine leichtverdauliche Speise, die selbst Kranke und Reconvalescenten gut vertragen. Man ißt sich ihn, wie das Brot, nie zum Ueberdruß; es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang jeden Tag zweimal Tschillaw genießen, und denen er nebst etwas Fleisch, Brot und sauerer Milch fast als ausschließliche Nahrung dient. Auch Europäer gewöhnen sich daran, essen ihn ein- bis zweimal des Tags und befinden sich wohl dabei.

Die Art der Bereitung ist folgende: Man nimmt Reis von guter Qualität, vorzüglich die nur wenig mucilaginöse Sorte von Masanderan (Amberbu) oder von Schiraz (Tschampe), läßt ihn 1—1½ Stunden in kaltem Wasser stehen, um den Rest der mucilaginösen Bestandtheile zu entfernen, und seiht ihn dann durch. Hierauf füllt man einen großen Kupfertopf *A* zur Hälfte *aq* mit gesalzenem Wasser und stellt ihn, durch einen gewölbten, genau schließenden Hut *B* bedeckt, an offenes, starkes Feuer. Sobald das Wasser siedet, wirft man schnell den Reis hinein, läßt ihn 8—10 Minuten lang kochen und macht dann die Probe; fängt er an etwas zu schwellen, sodaß er zwischen den Fingern zerdrückt werden kann, so gießt man das Wasser ab und läßt



aus Saadi, das über Genügsamkeit handelt; ich verstand eine Stelle nicht, da erklärte der Mirza, um mir die Sache deutlich zu machen, den Sinn folgendermaßen: „Du mußt nicht jeden Tag einen fetten Pillaw essen, sondern dich auch manchmal mit Brot und Käse begnügen."

ihn wieder ganz trocken werden. Nun thut man etwas Butter, etwa 1 Loth auf 1 Pfund Reis, in den Topf, löscht sie, nachdem sie gehörig braun geschmort ist, mit ein wenig Wasser, und streut den Reis locker darauf. Alsdann wird der Topf vom Feuer zurückgezogen und mit dem Hut bedeckt; die Fugen *a a* werden mittels eines feuchten Lappens oder mit Thon hermetisch verschlossen. In diesem Zustand stellt man den Topf über glühende Kohlen, deren man auch oben auf den Hut zu legen pflegt, und läßt ihn 1—1½ Stunde stehen, bis der Reis im Dampf gehörig gar geworden.

Die Eigenschaften eines guten Tschillaw sind folgende. Der Reis darf durchaus nicht zusammenkleben, sondern muß in einzelne Körner gesondert, er muß zweitens ganz weiß von Farbe und drittens so elastisch sein, daß er sich nach leichtem Druck wieder erhebt. Trotz der einfachen Bereitung dieser Speise ist es doch schwer, allen Anforderungen, die der Perser daran stellt, zu genügen; ein Feinschmecker behauptete, es gäbe in Teheran nur drei Köche, welche einen Tschillaw zu kochen verstünden!

Von dem Tschillaw unterscheidet sich der Pillaw dadurch, daß im zweiten Act der Bereitung mehr Butter und außerdem Früchte, als: Quitten, Berberis, Aepfel, Mandeln, Rosinen, Datteln, Aprikosen, Bucharapflaumen, oder Gemüse, als: Bohnen, Linsen, Erbsen, geröstete Wicken, Saubohnen, Fenchel-, Dill- und Petersilienkraut, oder aromatische Substanzen, als: Zire-Kümmel, Orangeschalen, Safran u. s. w. zugesetzt werden, von welchen dann die verschiedenen Pillaw-Arten ihren Namen empfangen. Er wird auch mit verschiedenen Fleischsorten zusammengekocht und gilt als ein selbständiges Gericht, während der Tschillaw nur als Beigabe zu andern Ragouts dient.

Berühmt ist der Afghanen-Pillaw, das einzige Andenken, welches den Persern von der Eroberung von Herat

und von der Einmischung in die afghanischen Angelegenheiten übrigblieb. Es wird nämlich ein ganzes Lamm in der Haut, nachdem sie sorgfältig von Wolle gereinigt worden, gebraten, auf eine große chinesische Schüssel gelegt und mit in Fett schwimmendem Pillaw bedeckt. Dieses Gericht kam im Jahre 1857 und 1858 in Mode; auch der Schah machte mehrmals den Versuch, davon zu genießen, kam aber bald zu dem Ausspruch, es sei eine zu billige Kost, denn, einmal damit gesättigt, könne man acht Tage nichts mehr essen.

Der Reis wird auch, besonders im Frühling, mit Milch gekocht und mit etwas Rosenwasser versetzt. Es ist dies ein unter dem Volk beliebter Leckerbissen (schirbirindsch). Milchreis gilt jedoch für schwerverdaulich; zur Zeit der Cholera-Epidemie will man beobachtet haben, daß nach seinem Genuß häufig Individuen von der Krankheit ergriffen wurden.

Das Reismehl (ärde birindsch) wird zu verschiedenen Gallerten, Süßigkeiten und Breien verwendet, worunter die in rhombischen Täfelchen geformten, mit gestoßenem Zucker und Pistazien bestreuten Gallerte sehr gesucht sind; man nennt sie jæch dær behischt (Gelée des Himmels). Ein Brei von Reismehl und gestoßenen Mandeln (hærire bādām) wird Reconvalescenten verabreicht.

Die dritte Nationalspeise ist eine mit mucilaginösem Reis unter Zusatz von Gemüsen oder Früchten dickeingekochte Asch (Suppe); sie wird meist mit verschiedenen Säuren, als: Limonensaft, Grüntraubensaft, Buttermilch u. s. w. versetzt.

Āsch pas, d. i. der Asch-Kocher*), heißt im Persischen der Koch, weil in der schmackhaften Bereitung und Consistenz dieser Suppe die Kunst des Meisters sich äußert. Gourmands finden selten eine Asch ganz nach ihrem Geschmack; auf künst-

---

*) Von dem Worte puchte (gekocht) und paz (kochen) ist sowol das deutsche „backen" als auch das slawische buchta und pazit abgeleitet.

lich bereitete Aschs werden besondere Einladungen gemacht. Der König ließ sich mehreremal des Jahrs in seiner Gegenwart von dem Haushofmeister (hädschib-e-dawle) im Schloßhof die Asch bereiten, und rief von Zeit zu Zeit in Ekstase: „Adscheb äsch est!" (Sie ist wunderbar!) Sie wurde dann in großen chinesischen Schüsseln aufgetragen, auf der Oberfläche schwammen mit aller Gemächlichkeit drei ungeschälte Orangen. Auch die Asch wird nach den verschiedenen Ingredienzen benannt, die nebst dem Reis aus Pflaumen, Bohnen, Linsen, Wicken, geschälter Gerste, Citronen, sauerm Traubensaft, Buttermilch, Oxymel, Essig, Dill, Fenchel, Kürbis, Scorzonera, Rothe Rüben u. s. w. bestehen können.

Für die arbeitende Klasse dient jedoch das Brot (nän) als Hauptnahrungsmittel. Das Nan wird aus Weizenmehl gebacken. Man unterscheidet dreierlei Sorten: 1) Näne sengek. Der weiche, gegorene Teig wird in Galetten ausgezogen und in den Backofen auf erhitzte Kieselsteine geworfen, wo er in wenigen Momenten ausgebacken ist. Dieses Gebäck gilt als Luxusbrot; es wird zumeist in den Städten genossen und nach Wunsch mit Mohn, Sesam oder Nigellasamen (siah-däneh) bestreut. 2) Näne læwäsch. Der Teig ist dem vorigen ähnlich, nur wird er in dicken Fladen ausgewalzt und an die Wände eines krugähnlichen erhitzten Thongefäßes (tenur) angeklebt, bis er herabfällt; er ist meist nicht durchgebacken und schwer verdaulich. 3) Näne dehäti (Bauernbrot). Der ungegorene Teig wird dünn ausgewalzt und auf einem erhitzten Stein oder einer Metallplatte gebacken. Die ganze Bereitung nimmt höchstens eine halbe Stunde in Anspruch.

Der Europäer kann sich nur schwer an das persische Brot gewöhnen, sowie umgekehrt der Perser das seinige dem europäischen vorzieht. Darum lassen die in der Fremde accredi-

tirten Gesandten häufig Brot nach ihrer Landessitte backen. Frisch ist die persische Galette erträglich, schon nach wenigen Stunden aber wird sie zäh, bitter und kaum genießbar.

Zur Mitnahme auf Reisen wird eine Art Zwieback (näne-e-chuschk) bereitet, von ziemlich gutem Geschmack. Dem europäischen Reisenden ist anzurathen, sich damit zu versehen, weil er unterwegs oft schlechtes, ungenießbares Brot findet.

Das Brot dient dem Perser noch zu andern Zwecken als zur Nahrung; es erspart ihm: den Löffel, in eine flüssige Suppe wird so viel Brot gebrockt, bis sie mit den Fingern gegessen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wischt sich während des Essens die fettigen Finger daran ab; sogar das Packpapier, da Braten oder sonstige fette Speisen für die Reise darin eingehüllt werden. Somit ist es begreiflich, warum das europäische Brot ihm unbequem oder zweckwidrig erscheinen muß.

Es fehlt in Persien nicht an Wassermühlen (äsiä); doch wird das Getreide nur grob gemahlen, und das Mehl (ärt) nur unvollkommen von den Kleien (sæbuz) befreit. In vielen Haushaltungen bedient man sich noch der primitiven Handmühlen, aus zwei Steinen bestehend, von denen der obere eine Handhabe, der untere einen Ausschnitt zum Abfließen des Mehls besitzt. Auf diesem wird auch eine Art grober Grütze (belghur) bereitet, welche besonders bei den türkischen Einwohnern beliebt ist und ihnen die Stelle des Reises vertritt. Windmühlen sah ich nirgends in Persien.

Die ärmsten Klassen auf dem Lande bereiten ihr Brot aus Gersten- oder Hirsemehl. Gerstenbrot (näne dschiau) gilt als Sinnbild der Genügsamkeit des Derwischlebens und kommt in diesem Sinn oft bei den Dichtern vor.

Außer zu Brot wird jedoch das Mehl zu keinem andern Gericht verwendet.

Von Fleischsorten ißt der Perser fast ausschließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleisch. Nur diese bezeichnet er gewöhnlich mit dem Worte guscht (Fleisch). Andere Sorten, wie Rind- und Büffelfleisch, werden, weil sie infolge der unzulänglichen Viehfütterung zäh und trocken sind, nur von den ärmsten Klassen während der Wintermonate genossen. Oft sagte mir der König, er könne nicht begreifen, wie man anderes Fleisch essen könne, wenn man hinlänglich Lämmer, Schafe und Hühner habe, er beklage das traurige Los der Europäer, welche zum Rindfleisch greifen müßten. Es möge hier bemerkt sein, daß die Perser eigenthümliche Begriffe von den Preisen der Lebensmittel in Europa haben, welche ihre diplomatischen Agenten zu dem Zweck verbreiten, um größere Repräsentationskosten berechnen zu können. So wird beispielsweise allgemein angenommen, daß ein Ei 1 Franc kostet; man fügt dann im Gespräch wohlgefällig bei: „Der Irān ærzāni est.“ (Im Iranschen ist es billig.)

Von eßbarem Wild findet sich selbst in der Nähe der Hauptstadt: 1) das Argali (gusfende kuhi), welches oft in kleinen Heerden auf dem Bergrücken des Elburz zu sehen ist. 2) Der westasiatische Steinbock Aegiceros Aegagros (buze kuhi) mit mächtigen Hörnern, ziemlich häufig am Demawend und in den Gebirgen von Laridschan, während die Gemse (buz) nicht selten im nahen Jagdrevier Dschedscherud erlegt wird. 3) Die Gazelle (āhu, dscheiramb) hält sich zahlreich in den ausgedehnten Ebenen auf, denn sie liebt wie das Schaf salziges Futter; ihr Fleisch ist nicht besonders geschätzt. 4) Der Hirsch (mærāl und gāwe kuhi) und das Reh (schukā), nur in den Wäldern am Kaspischen Meer. 5) Der Hase (chærgusch). 6) Das Wildschwein (guraz chuk), seltener in den Ebenen, desto zahlreicher in den

Wäldern am Kaspischen Meer und in den Sümpfen um Schiraz; sein Fleisch wird aus gesetzlichen und Sanitätsgründen nicht genossen. Dagegen besteht das Vorurtheil, die Anwesenheit eines Wildschweins im Stalle befördere das Gedeihen der Pferde, und es wird deshalb in jedem großen Stall ein Schwein gehalten. Die Pferde verrathen mit der Zeit eine eigene Anhänglichkeit an dieses Thier. Die Menge des Wildes ist in manchen Gegenden so groß, daß Wildfleisch billiger als das von zahmen Thieren ausgeschrotet wird.

Von Geflügelwild gibt es die Wachtel (bildertschin), mehrere Arten Rebhühner: die Alinotte (kæbk), ein kleines Rebhuhn mit sehr delicatem Fleisch (teihu), ein anderes mit schwarzer Brust (ḳaragusch), ferner das Sandhuhn (Pterocles exustus). Sehr gesucht ist das Fleisch des Frankolins (durätsch), der Otis Hubarreh, am meisten jedoch des Tetraogallus kaukasicus (kæpki derri). Enten in mehreren Varietäten (urdek, murgābi) kommen viele auf den Markt von Teheran, weniger Gänse (gäz), deren Fleisch nicht geschätzt ist, daher sie auch fast nirgends gezähmt zu finden sind. Truthühner (buḳalamu) sind erst in neuerer Zeit eingeführt worden; ihr Fleisch ist zum Halim sehr gesucht, doch sind sie noch sehr selten. Schnepfen und Becassinen werden ebenfalls wenig geschätzt und fast nur von Europäern gekauft. Sehr beliebt hingegen sind die Sperlinge (gundschischk); Suppen davon gelten als besonders stärkend für Reconvalescenten, auch als bewährtes Aphrodsiacum. Fasanen (gargâul) sind sehr zahlreich in den Wäldern am Kaspischen Meer. Wilde Tauben (kæbuter) werden in der Umgebung der Wasserleitungen mittels Schlingen gefangen.

Von Fischen (māhi) werden nur solche Arten verzehrt, welche Schuppen, Floßfedern und ein Knochenskelet besitzen.

Es ist klar, daß im Flachland die Fische selten sind, mit Ausnahme der zahlreichen Forellen (kizilulu) in den Bergwässern und den kleinen Weißfischen, welche sich in allen Kanälen finden, ohne daß man sich ihr Erscheinen an den gegrabenen Wasserleitungen zu erklären weiß. Anders verhält es sich am Kaspischen See und dessen Zuflüssen, deren Fischreichthum beispiellos ist. Die Fischerei ist dort an die Russen verpachtet und bildet eine wichtige Staatseinnahme. Fische sind in den Provinzen Gilan und Mazanderan nebst etwas Reis die ausschließliche Nahrung der Bewohner; sie werden auch, gesalzen und geräuchert, weit ins Land verschickt. Caviar genießt der Perser nicht, weil er von einem unerlaubten Knorpelfisch herrührt.

Von Krebsen ißt man nur eine Art kleiner, gesalzener und getrockneter, Garnelenkrebse aus dem Persischen Meerbusen, vorzüglich bei Trinkgelagen, um die Lust zum Wein zu vermehren; man nennt sie maygu.

Im allgemeinen unterscheidet der Perser erlaubte (hælal) und unerlaubte (hæram) Fleischspeisen, und unter erstern wieder jene, deren Genuß zwar erlaubt, doch unschicklich (mækruh) ist. Zu letzterer Kategorie gehören der Hase und der Maygu-Krebs (mækruh), welche daher nur von minder scrupulösen Leuten gegessen werden. Er hält sich zumeist an die mosaischen oder besser vor-mosaischen Speisegesetze, welche von den Bedürfnissen des Klimas, der Hygiene und einer oberflächlichen zoologischen Kenntniß dictirt wurden. Selbst dem Grundsatz „im Blut ist die Seele oder das Lebensprincip" scheint er zu huldigen, obwol nicht ganz in dem rigorösen Sinn wie die Juden. So ißt er nur von solchen Thieren, dem vor dem Tode die Blutadern aufgeschnitten wurden und wo das Blut noch flüssig herauskam. Die andern faßt er unter dem Namen „erstickt" zusammen und meidet sie. Jagdwild soll streng genommen nur dann

gegessen werden, wenn es noch mit einigen Lebenszeichen aufgefunden und ihm die Halsadern geöffnet wurden. Dieselben Regeln gelten auch für den Genuß der verschiedenen Geflügel und Fische. Wirbellose Thiere sind ganz verboten, mit Ausnahme des Maygu und der Heuschrecke, welche von den Arabern verzehrt werden. Pferde- und Eselfleisch essen die Perser nicht, doch gilt das Fleisch vom wilden Esel (gur-e-chær) als Leckerbissen. Die Chiwaner und Usbeken essen jedoch auch Pferdefleisch mit besonderer Vorliebe, trotzdem sie ausgezeichnetes Schaffleisch haben. Hochgestellte Gäste und Gesandte werden von ihnen durch Bewirthung mit den verborgenen Theilen des Pferdes*) besonders geehrt.

Bereitung des Fleisches. Alles Fleisch, gleichviel von welcher Thiersorte, wird immer frisch geschlachtet**) zubereitet, selbst das Wild wird gleich nach seiner Erlegung genossen. Der sogenannte Wildgeschmack oder Hautgout widersteht dem Perser; daher der häufig zu hörende Vorwurf, daß Europäer stinkendes Fleisch und Frösche äßen. Da nur kleine Thiere, meist Schafe und Lämmer geschlachtet werden, so ist der baldige gänzliche Verbrauch des Fleisches leicht ermöglicht, es bleibt nur selten ein Stück für den nächsten Tag übrig. Nur ausnahmsweise liegt des Nachmittags noch Fleisch in den Bazars feil, weil man da schon fürchtet, daß es

---

*) Partibus sexualibus. So erzählte mir der als Schriftsteller und Historiograph in Persien berühmte Mirza Rezy Kuli Chan, daß er, von Mehmed Schah als Botschafter nach Chiwa geschickt, vom Chan (Fürst von Chiwa) dadurch ausgezeichnet wurde, daß ihm derselbe mit höchst eigener Hand diese Theile vorlegte, und daß er sich nur mit großer Mühe entschuldigen konnte. Aehnliches berichtete auch der englische Secretär Taylor Thomson.

**) In wenigen Städten besteht, wie in Teheran, eine Schlachtbank (kæsäbchäre) außerhalb der Stadt; in Ispahan z. B. nicht, doch wirken dort die faulenden Thierreste weniger schädlich, weil sie bei der ausgedehnten Anwendung des Düngers bald auf die Felder geführt werden.

unverkauft bleibe. Deshalb fühlt man auch nicht das Bedürfniß nach Eiskellern oder kühlen Aufbewahrungsplätzen für das Fleisch.

Die Eingeweide, Herz, Leber, Lunge und Gedärme, werden entweder weggeworfen, wo sie dann den zahlreichen Hunden zur Speise dienen, oder fast umsonst an die ärmsten Klassen abgegeben. Die Milz jedoch wird immer den Hunden überlassen.

1) Das Fleisch wird in Wasser abgekocht und mit Kichererbsen versetzt, die Brühe heißt dann næchud ab oder ābeguscht; sie wird mit einem Theil des Fleisches servirt, der größte Theil desselben wird jedoch vor dem vollen Garwerden herausgenommen und dem Pillaw einverleibt. Wird die Brühe mit Reis und mit Früchten oder Gemüsen versetzt, so nennt man sie Asch (s. oben).

2) Das Fleisch wird in dünne Scheiben geschnitten, die mit Schichten Fettschwanz vom Tatarenschafe abwechseln, an den Spieß oder Ladstock gesteckt und über Kohlen gedreht, zuweilen auch mit Butter und Citronensaft bestrichen und mit etwas Pfeffer bestreut, bis es gebraten ist. Hierauf wird es in einen dünnen Fladen Brot eingehüllt zu Tisch gebracht. Diese ist die beliebteste und schnellste Fleischbereitung der Perser; der Braten fehlt daher bei keiner guten Mahlzeit. Frisch genossen ist er in der That äußerst schmackhaft und leicht verdaulich; man nennt ihn sich-kæbāb (Spießbraten). Junge Hühner und große Stücke zarten Lammfleisches werden unzerschnitten auf diese Weise zubereitet.

3) Das Fleisch wird mit gleichen Theilen Zwiebeln zu einem feinen Brei gehackt, hierauf auf einem schwertartigen Spieß geformt, über Kohlen gebacken und mit dem Pulver von Rhus coriaria (sumāḳ) bestreut. Dieses ist die Lieblingsspeise der mittlern Klassen; sie heißt schisch-kæbāb,

ist jedoch wegen der vielen Zwiebeln und wegen der Zermalmung der Fleischfasern schwer verdaulich.

4) Das Fleisch wird zu einem Brei zerhackt und, mit Küchererbsen, Reis und andern Vegetabilien versetzt, in Butter gebraten. Das Gericht heißt kufte, wenn aber in Täfelchen geformt schâmi.

5) Das kleingehackte, mit Vegetabilien und Gewürzen versetzte Fleisch wird in die Höhlung von Gurken, Kohl, Auberginen u. s. w. gelegt, oder mit Weinlaub oder Malvenblätter umhüllt und mit etwas Citronen- oder Grüntraubensaft versetzt. Diese bei Türken wie Persern sehr gesuchte Speise heißt dulme.

6) Das Fleisch wird in Stücke geschnitten, mit verschiedenen Vegetabilien, als: Rüben, Kohl, Carotten, Zwiebeln, Pflaumen, Küchererbsen, in Butter geschmort, und gibt dann die beliebten Ragouts (churisch); sie sind sehr fett und werden deshalb mit dem magern Tschillaw zusammen genossen. Die Ragouts von Küchererbsen mit Zwiebeln, gehacktem Fleisch und getrockneten Citronen von Omân in Arabien (ḳeymeh), desgleichen die mit Roob und Kernen von Granaten und Walnüssen (fisindschân) versetzten erfreuen sich einer besondern Beliebtheit.

7) Das Fleisch, besonders von Geflügel, wird in einem zugedeckten Topf 24—36 Stunden anhaltend gekocht, bis es sich ganz zu Brei aufgelöst hat (leh schud). Vor dem Genuß noch reichlich mit einer Butterschicht übergossen, gilt es als besonderer Leckerbissen und heißt hælim, ist jedoch äußerst schwer verdaulich, weshalb es nur im Winter gegessen wird.

Bei jeder der verschiedenen Bereitungsarten des Fleisches ist stets die erste Anforderung, daß es vollkommen gar und weich sei und sich leicht vom Knochen löse, da der Perser nie Messer und Gabel benutzt, auch nie den Knochen abnagt,

sondern die Stücke mit den Fingern losschält. Zur Aufbewahrung geräuchert oder eingesalzen wird das Fleisch nicht, nur in Azerbeidschan bewahren die Einwohner, weil dort während des Winters der Zutrieb von Schlachtvieh sehr erschwert ist, das halbgekochte Fleisch, mit einer dicken Fettlage umgeben, in Fässern auf; solches Fleisch heißt gurmeh.

Alle Speisen müssen nach dem Geschmack des Persers sehr fett sein; gewöhnlich schwimmt eine fingerdicke Schicht Fett, aus frischer Butter (rugan) erzeugt, auf der Oberfläche. Nur arme Klassen behelfen sich mit dem Fettschwanz des Schafes. Olivenöl wird gar nicht genossen.*) In Fett schmort man das Fleisch, die Fische, die Gemüse; mit Fett bereitet man die Eierspeisen und die beliebten Pfannkuchen (kuku, nimruh).

Vielfach in Anwendung sowol als selbständige Speise wie als Zusatz zu andern Gerichten kommen die verschiedenen Milchproducte, namentlich sauere Milch (jâürt, keschk, karagut). Die fette Sahne wird abgedampft und in tellerförmige Kuchen (keymak) geformt, welche bei den Nomaden sehr beliebt sind. Auch die verschiedenen Käsearten (pænir) bilden einen wichtigen Factor der Nahrung; bei unzureichendem Appetit zieht der Perser Käse und Brot jeder andern Speise vor. Ich sah, wie der König in solchem Zustand alle aufgetragenen Gerichte verschmähte und sich lediglich mit Käse und Brot begnügte, in steter Bewunderung ausrufend: „Adscheb pænir est!“ (Welch köstlicher Käse!) Hohe Beamte, selbst Minister, wenn

*) Wegen der schlechten Qualität des inländischen, übelriechenden Olivenöls kann der Perser kaum begreifen, daß der Prophet (Mohammed) eine besondere Vorliebe für dasselbe hatte. Angemachter Salat ist deshalb nicht in Gebrauch; man ißt die Blätter der Pflanze roh, oder taucht sie in Oxymel.

sie oft stundenlang in den königlichen Gärten auf Audienz harren, genießen zum Frühstück Käse und Brot mit etwas Grünzeug, von den Dienern im nächsten Bazar gekauft und ins Schnupftuch eingewickelt überbracht.

Eine besondere Rolle in der Ernährung spielen die Säuren und sauern Conserven. Von Jugend auf daran gewöhnt, scheint dem Perser ohne sie keine Verdauung möglich. Er verzehrt von diesen Säuren (turschi) unglaubliche Quantitäten, sowol roh als auf verschiedene Weise gekocht. Dagegen vermeidet er sie in allen Krankheiten der Respirationsorgane, ebenso bei Wechselfiebern, aufs sorgfältigste, er hält sie dann sogar für lebensgefährlich. Es gehören dazu die vielen unreifen Früchte, als: Pflaumen, Aepfel u. s. w., die mit etwas Salz genossen werden, sauere Milch und Butter, Citronen-, Orangen-, Cedros-, Trauben- und Granatäpfelsaft, die sauern Sprossen von Rheum riwas, Oxalsäure, die sauern Roobs von Granatäpfeln und Rheum riwas, unreife Tamarinden von Guzerat (tamer gudschrät); ferner die Essigconserven (turschi), welche durch den vortrefflichen Weinessig und durch das öftere Wechseln desselben eine besondere Güte erlangen und daher als Ausfuhrartikel sehr gesucht sind. Man verwendet zu denselben allerlei Früchte und Gemüse, vorzüglich Kapern, Bergzwiebeln (musir), Gurken, Auberginen (Solanum melanogena), Trauben, Sprossen von Umbelliferen, so das Gulper (Heracleum sianense), das Dschawschir (Dyploteria cachridifolia), das Biwaze, eine Umbellifere von Kurdistan.*)

---

*) Dieses Dolbengewächs, welches sich häufig im Elwendgebirge, vorzüglich in Kurdistan im Bezirk Saudschbelag findet, ist als Gemüse sehr geschätzt. Die bohnengroßen Samenkörner verbreiten einen sehr angenehmen Duft, ähnlich dem Peruvianbalsam. Leider kam der Same, welchen ich nach Wien an den Botanischen Garten schickte, nicht zur Keimung.

Hierzu sind auch die verschiedenen Scherbets zu rechnen. Unter Scherbet versteht man einen mit Zucker versetzten, zur Sirupconsistenz eingekochten sauern Saft, welcher mit Eiswasser vermischt wird. Er bildet das Lieblingsgetränk der Perser. Man unterscheidet je nach den mannichfaltigen Ingredienzien den Scherbet von Essig oder Oxymel, von Rheum riwas, von Citronen, Granaten, unreifen Trauben, Quitten, Weichselkirschen, unreifen Tamarinden, Berberis u. s. w.

Neben den Säuren werden die Süßigkeiten (schirini) von groß und klein mit Vorliebe genossen; sie sind zu jeder Festlichkeit unerlaßlich, jede Gabe, jedes Geschenk wird von ihnen begleitet. Der Perser bereitet sie mit besonderer Geschicklichkeit, ja die persischen Zuckerbäcker (kænnädi) halten sich in ihrem Fach für die ersten Künstler der Welt. Die besten Sorten kommen aus Ispahan und Yezd. Als Ingredienzien verwendet man den raffinirten oder yezder Zucker, zu den mittlern Sorten auch Honig, Melasse und eingedickten Traubensaft. Der Zucker wird mit Reismehl, ranzigem Fett, Stärke, Citronensaft u. s. w. gemischt und in verschiedene Formen gegossen. Dem Europäer munden die Schirini nicht. Die überzuckerten Früchte heißen nukl, die Erzeugnisse in Zeltchenform kurs. Als vorzüglichstes Schirini gilt das Peschmek; der Zucker wird mit Fett geknetet, und die daraus entstandene elastische Substanz von zwei kräftigen Personen mehrere Stunden lang wie Strähne ausgezogen, bis sie der Flachsfaser ähnlich ist, daher der Name peschmek (Wollfaser). Andere Süßigkeiten, als: das Baghlewa, Mascati u. s. w., sind ebenfalls beliebt und fehlen bei keinem Fest. Selbst der Kandiszucker (næbat) erfreut sich einer besondern Gunst; es werden aus demselben Schüsseln mit stalaktitartigen Säulen aufkrystallisirt und als Angebinde überreicht. Ein Stück Kandis fehlt selten in der Tasche des

Persers.*) Als schmackhafteste Süßigkeit gelten die Fladen aus der Gez-manna (Gezengebin), welche mit Mandeln, Pistazien, Cardamomum versetzt, im Ofen gebacken, mit Mehl und Kätzchen von Salix sygostemum bestreut und im ganzen Lande verschickt werden. Wenn Zucker, zur Sirupconsistenz gekocht, mit wohlriechenden Substanzen versetzt wird, sodaß eine zähe, schmierige Masse entsteht, so heißt er hælwā. Man verwendet dazu die Blumenblätter von gelben und rothen Rosen, die Blüten von Aepfeln, Quitten, Jasmin u. s. w., wonach das Hälwa verschiedene Namen empfängt.

Unter rub versteht man dickeingekochte Pflanzensäfte von Granatäpfeln, Rheum riwas u. s. w. Der Honig (assal) ist vom Volk sehr geliebt und wird häufig verwendet; es gelten eigene Vorsichtsmaßregeln für dessen Genuß, da er bei unzeitigem Gebrauch durch seine erhitzenden Eigenschaften schwere Krankheiten erzeugen soll. Auch von giftigem Honig habe ich erzählen hören.

Zu den Bestandtheilen eines guten Mahls gehören auch die verschiedenen in Zucker eingemachten Früchte, in deren Bereitung die Perser Meister sind; sie heißen muræbbā. Für die besten gelten die von Quitten, Aepfeln, Orangen, Cedratschalen, Ingwer, Berberis von Chorassan u. s. w.

Eine wichtige Rolle unter den Nahrungsmitteln des Volks fällt den Früchten (miweh) zu, die wegen ihrer Billigkeit auch dem Aermsten zugänglich sind und oft, nebst etwas Brot und Käse, seine einzige Nahrung ausmachen. In den Sommermonaten hält die arbeitende Klasse mit Feigen (andschir), Maulbeeren (tut), gelben Pflaumen (ālu-zerd), Melonen, Trauben ihren ersten Imbiß und verzehrt

*) Der Zucker gilt für „warm“ (erhitzend), der Kandis für „kalt“ (kühlend), daher die Getränke für Fieberkranke mit letzterm versüßt werden.

davon staunenerregende Quantitäten. Von den verschiedenen Obstsorten wird am geeigneten Ort die Rede sein; hier sei nur noch erwähnt, daß außer im Monat April die verschiedenen Früchte fast nie vom Markt verschwinden.

Nebst den Obstgattungen verspeist der Perser viele rohe Gemüse, vorzüglich Gurken (chiār), Lactuca (kāhu) und Scorzonera (schink); zum Braten und zum Käse: Rettichblätter (turp), Gartenkresse (tertissek), Dracunculus (terchun), Zwiebeln (piaz) und Münze (nænā).

Außer den früher genannten Hülsenfrüchten bilden folgende Gemüse: die Beta (tschugunder), die Daucus carotta (zerdek), die Kürbisse verschiedener Art (kædu), Melanogena (bādindschān), Spinat (isfanātsch), der Kopfkohl (kælæm), die Kohlrübe (kælæme gumri), die Wasserrübe (schelgram), Petersilie (dschaferin), Coriander (geschnis), Dill (schæwit) und die wildwachsenden Rheum riwās (riwās), die Cousiniadistel (kænger), die Trüffel (dumbalān), eine Art Schwämme (ḳārtsch) und andere eßbare Kräuter und Wurzeln, einen wichtigen Theil der Nahrung. Man faßt sie unter den gemeinschaftlichen Namen bāḳulāt und sabri-ālāt zusammen.

Frauen lieben in den Intervallen der Mahlzeiten, sich mit verschiedenen in Salz gerösteten öligen Samen (ādschil) die Zeit zu vertreiben und ihre Zähne zu üben, mit Mandeln, Haselnüssen, wälschen Nüssen, Kernen von Kürbissen, Melonen und Mahalebbirnen (andschudschek), gerösteten Küchererbsen (nechudsche), Hanf- und Weizenkörnern.

Getränke. Für den Bedarf an Wasser (āb, au) ist allerdings in den Städten durch Wasserleitungen, und durch große Cisternen in den verschiedenen Stadttheilen, welche meist frommen Stiftungen ihr Dasein verdanken, gesorgt; allein da die Leitungen schlecht und unbedeckt sind, wird es bald verunreinigt und kaum genießbar. Daher pflegen wohlhabende Familien eigens zum Zweck des Wassertrans-

ports ein Lastthier zu halten, welches in zwei Schläuchen (räwich) aus Juchtenleder das Trinkwasser aus der außerhalb der Stadtmauern befindlichen Mündung der Leitungskanäle herbeischleppt. Für die minder bemittelten Klassen bestehen Wasserverkäufer (sækkā), welche jedoch dem armen Volk unter dem Vorgeben frischen Wassers, oft fauliges verkaufen. Auf gutes Trinkwasser hält der Perser sehr viel; er schreibt ihm, mehr als der Luft, die bessere Verdauung, den bessern Gesundheitszustand in den Bergen zu, während er die meisten Krankheiten von verdorbenem Wasser herleitet. Bekanntlich ließen sich die alten persischen Könige auf ihren fernen Expeditionen das Wasser des Flusses Zab nachführen, wie in neuester Zeit Said Pascha auf seiner Reise nach Europa Nilwasser mit sich führte; Nassereddin Schah ließ sich mehrere Monate das Trinkwasser von jenseit des Elburzgebirgs holen. Trotzdem versäumt man es, das Wasser in den Leitungen vor Schmuz zu bewahren, denn sie sind zumeist offen und laufen mitten in den Straßen; ja selbst am Ursprung (ser-tscheschme) der Leitungen wird schmuzige Wäsche gewaschen!

Nebst dem Wasser dienen die verschiedenen Sorbets (scherbet) und Emulsionen von sauerer Milch (dugh) häufig als Tischgetränk. Nicht selten werden den Scherbets schleimig aufquellende Samen von Plantago (tuchme scherbet), etwas Rosen- oder Moschusweidenwasser (æræke bidmischk) zugesetzt. Nach Beimengung von geriebenen Apfelstückchen oder Stärkesago heißen sie poludeh, ein Getränk, das beim Volk sehr beliebt ist und in den Bazars feilgeboten wird.

Das Eis (jæch) ist dem Perser zu seinen Getränken unentbehrlich; dem ärmsten Stadtbettler fällt es äußerst schwer, ihm zu entsagen; es wird selbst im Winter zu allen Getränken beigemischt. Für seine Anschaffung, Erhaltung und Billigkeit wird viel Sorge getragen. Der Preis wird durch

polizeilichen Tarif festgestellt. Zur Bereitung des Eises bestehen in der Stadt und deren Umgebung Eisgruben (jæch tschāl), parallelogrammartige Vertiefungen von etwa 2—300 Quadratklafter, deren drei Seiten mit einer hohen Lehmmauer eingefriedet sind, während nur die vierte, nach Norden gelegene, offen bleibt, sodaß die Sonnenstrahlen nicht eindringen können. Im Winter füllt man diese Gruben mit Wasser, und sobald sich nachts eine dünne Eiskruste bildet, wird sie immer durch aufgegossenes Wasser frisch beriefelt, bis das Eis zur gehörigen Stärke anwächst; es wird dann in Tafeln zerschlagen und im Keller aufbewahrt. Infolge der trockenen Luft erhält es sich den ganzen Sommer und Herbst hindurch, in Ispahan sogar zwei Jahre lang. Ich sah in letzterer Stadt einen Eiskeller, dessen Gewölbe eingestürzt war, und in dem dennoch das Eis, nur mit einer Schichte Stroh und Reisig bedeckt, den ganzen Sommer hindurch nicht aufthaute. Das in der Stadt künstlich bereitete Eis ist unrein, weil die Gruben im Sommer zur Ablagerung von Kehricht und Aas benutzt werden; man reinigt sie zwar im Herbst, doch hindert dies nicht, daß auf dem Grund eine dicke Humuslage zurückbleibt. Das Eis enthält daher organische Substanzen, welche um so schädlicher wirken, da der Perser seine Getränke nicht in Eis abkühlt, sondern Stücke desselben hineinwirft. Viele Fälle von Dysenterie sind gewiß dem Genusse unreinen Eises zuzuschreiben. Weit vorzüglicher ist das Eis, welches jede Nacht frisch von den hohen Schneegebirgen geholt wird, an deren Fuß die meisten größern Städte liegen. Auch Teheran liegt in der Nähe eines solchen Gletschers, dariā jach (Eismeer) genannt. Den Persern ist der beständige Genuß des Eises eine Nothwendigkeit, und ich bemerkte bei ihnen nie, die Reinheit des Eises vorausgesetzt, eine schädliche Wirkung davon. Anders bei den hier lebenden Europäern, welche sich an dasselbe nicht

gewöhnen können, weil es ihnen Gastralgie verursacht. Für sie sind in Eis gekühlte Getränke vorzuziehen; wenigstens dürfen sie nur sehr kleine Quantitäten Eis unter das Getränk mischen, sonst entsteht leicht, besonders wenn der Körper erhitzt ist, eine krampfhafte Zusammenziehung der Speiseröhre. Um das Wasser längere Zeit kühl zu erhalten, setzt man es auch in porösen Thongefäßen aus Kum dem Luftzug aus.

Gewürze (adwijeh) werden in der persischen Küche nicht viel angewendet, hier und da etwas Pfeffer (fulful), Zimmt (därtschini) und Cardamomum (hil), am meisten Safran (zaaferun), welcher dem Reis und selbst dem Luxusbrot beigemischt wird. Desto häufiger ist der Gebrauch der aromatischen Kräuter, Wurzeln und Samen, wie Majoran (marsendschusch), Quendel (häschā), Kümmel (zireh), Fenchel, Münze, Zwiebeln und Knoblauch. Der Consum von Knoblauch ist in den Marschländern am Kaspischen Meer erstaunlich groß. Rohe Zwiebeln sind auch bei den bessern Klassen beliebt.

Mahlzeiten hält der Perser nur wenige. Früh morgens nimmt er als ersten Imbiß (tschäscht) ein Täßchen bittern Kaffee oder eine Tasse Thee, zuweilen mit einem Stückchen Zwieback und etwas Käse. Das Volk ißt mit nüchternem Magen Früchte in erstaunlichen Massen. Man hält das Obst in den Morgenstunden am zuträglichsten, während man es nach der Mahlzeit genossen für schädlich erklärt. Gegen 11 Uhr wird das Frühstück (næhār) eingenommen. Die Hauptmahlzeit bildet das Abendbrot (schām), einige Stunden nach Sonnenuntergang. In reichen Häusern pflegt man noch nachmittags als Zwischenmahlzeit Thee und Früchte zu genießen (asrāneh); im allgemeinen aber hält der Perser nur zwei Mahlzeiten, die andern können wegen ihrer geringen Qualität und Quantität kaum als solche gelten. In

den gewerb- und handeltreibenden Klassen wird nur einmal des Tags warm gespeist, sonst begnügt man sich mit früher zubereiteten kalten Speisen (hæzæri).

Die **Kücheneinrichtung** (äschpæschāneh) ist sehr einfach. Da alle Speisen bei offenem Feuer bereitet werden, kann jedes Zimmer in kurzer Zeit zur Küche umgewandelt, ja eine solche rasch im Felde oder unter dem Zelte improvisirt werden, indem man zwei parallele Dämme aus Lehm aufführt, zwischen ihnen Feuer anzündet und die Töpfe daraufsetzt.

Die Kochgeschirre (æsbāb) sind alle aus Kupfer, werden jedoch immer gut verzinnt, sodaß Fälle von Kupfervergiftung äußerst selten vorkommen, obgleich das Geschirr nach dem Gebrauch nur unvollkommen gereinigt wird und man an den angesetzten Krusten die darin bereiteten Pillaws abzählen kann. Weil man es nach kurzem Gebrauch wieder neu verzinnen läßt, hält man jede gründliche Reinigung für überflüssig. Ueberhaupt darf man nicht Reinlichkeit nach unsern Begriffen erwarten. Der Perser ist zufrieden, wenn nur die Speisen rein auf den Tisch kommen. Bei Gastmählern, wo die Köche sehr beschäftigt sind und die Zahl des geschlachteten Flügelviehes groß ist, geräth wol mitunter irrthümlich ein Huhn unausgeweidet in den Pillaw. Nach der Einnahme Herats wurden die in Teheran residirenden Afghanen zum Kriegsminister geladen. Ein Afghane ergriff zufällig ein unausgeweidetes Huhn, und stellte in naiver Einfalt an den Gastgeber die Frage, ob es in Teheran Sitte sei, das Geflügel auf diese Art zu bereiten.

Das Birun (Männer-) und das Enderun (Frauengemach) haben jedes eine Küche für sich; ersterer steht ein Koch, letzterer eine Sklavin vor. Die schwarzen Köche sollen einen ausgebildetern Geschmack haben, und so einfach die

Küche scheint, sind doch gute Kochkünstler rar und werden mit enormen Preisen bezahlt.

Besondere Speisezimmer gibt es in persischen Häusern nicht; ebenso wenig bindet man sich an eine bestimmte Speisestunde, sondern wo es dem Herrn beliebt und wann Geschäfte und Appetit es zulassen, befiehlt er die Tafel herzurichten. Alsbald entsteht ein Hin- und Herrennen unter den Dienern; jeder beeifert sich, seiner Verpflichtung nachzukommen. Der eine breitet ein ledernes, nach außen mit blumigem Kattun überzogenes Tuch über den Teppich, welches nie gewaschen wird, übrigens weder Fett noch Flüssigkeiten durchläßt. Andere tragen auf großen, runden, kupfernen oder auch silbernen Plateaux (madschme), die mit einem kleinen Shawltuch bedeckt werden, um die Speisen während des Anrichtens und Uebertragens warm zu erhalten, die verschiedenen Speisen und Getränke herbei. Flache und tiefe Schüsseln mit Reis, Suppen, Ragouts, Braten, Scherbets, sauerer Milch-Emulsion, sauern und süßen Conserven, Grünzeug und Früchten werden reihenweise auf dem Tischtuch aufgestellt. Die Gefäße, oft von enormer Größe, sind meist aus echt chinesischem Porzellan, wofür der Perser eine besondere Vorliebe besitzt und sehr hohe Preise zahlt. Der Reis wird auf flachen Schüsseln servirt, die er in kühn aufsteigender Pyramide überragt; die Ragouts sind mit einer fingerdicken Fettschicht bedeckt; die Scherbets kommen in tiefen Schüsseln, deren jeder ein feingeschnitzter hölzerner Löffel mit langem, durchbrochenen, künstlich geformten Griff beigefügt ist. Diese Löffel werden in den Bergdistricten Nätäns und Abadeh mit besonderer Kunst und vielem Geschmack gefertigt. Messer und Gabeln, desgleichen Trinkgläser fehlen ganz und sind allerdings überflüssig, wo man die Hand für ausreichend erachtet. Sämmtliche Speisen werden auf einmal aufgetragen, daher sie, weil das Anrichten wenigstens eine halbe

Stunde in Anspruch nimmt, fast kühl genossen werden. So liebt sie aber der Perser; heiß (dāgh) will er nur den Thee und Kaffee.

Sind die Vorbereitungen geendet, so gibt der Hausherr das Zeichen zum Niedersitzen mit dem Ausruf „Bismillāh!" (Im Namen Gottes!) Die Anwesenden kauern mit unterschlagenen Beinen hin und machen sich an die Arbeit. Natürlich halten die Frauen separirt im Enderun ihr Mahl. Dem angenommenen Gebrauch der Gastfreundschaft gemäß ist die Tafel frei; jeder nimmt ohne Umstände daran theil; jemand abzuweisen, gilt für unerhört, höchstens daß die Diener unliebsame Personen vom Tische fernzuhalten suchen. Daher finden sich eine Masse Clienten, Derwische u. s. w. ein, die lediglich des Mahls wegen erscheinen; man nennt diese Art Schmarozer chuschkebend, d. i. die fest anbinden und nicht loslassen. Kommt zufällig auch ein Europäer bei Beginn des Mahls, so geräth der Perser in Verlegenheit, denn ihn abzuweisen verbietet der Anstand, ihn zuzulassen hat insofern seine Schwierigkeit, weil die von einem Ungläubigen berührten Speisen für unrein gelten. Trotzdem ergeht auch an ihn die Einladung zum Niedersitzen. Der Erfahrene lehnt sie ab, indem er sich damit entschuldigt, daß er bereits sein Mahl genommen habe. Wer sich aber mit niedersetzt, den weiß der kluge Perser so zu bedienen, daß er unter dem Anschein besonderer Aufmerksamkeit ganz isolirt seine Speisen empfängt. Der Hausherr bestimmt nämlich besonders gute Schüsseln und Getränke für ihn, greift in die Ragouts und legt ihm mit eigener Hand eine reichliche Portion vor. Bald sieht sich der Europäer von Speisen ganz umringt, welche die andern Anwesenden nicht berühren unter dem Vorwand, sie seien ihm speciell vom Wirth verehrt worden. Der mit persischer Sitte Unbekannte fühlt sich dadurch wirklich geschmeichelt, während man doch nur auf diese Weise dem Dilemma

auswich und nach Tisch über die Einfalt des sich geehrt Dünkenden seine Glossen macht.

Die übrigen Tischgenossen langen ein jeder nach dem, was ihm gerade gut dünkt. Man greift mit den Fingerspitzen der rechten Hand (die linke bleibt, als minder rein, weil mit ihr die geheimen Theile gewaschen werden, müßig nach rückwärts gelehnt) in die Schüssel, holt sich etwas Ragout und macht aus diesem und etwas Reis eine Kugel, die man in den Mund schiebt. Jeder unterminirt von seiner Seite die Reispyramide, bis sie endlich zusammensinkt. Während des Essens herrscht vollkommene Stille, alle sind nur von dem augenblicklichen Bedürfniß in Anspruch genommen; denn die Eßzeit ist kurz zugemessen, sie dauert höchstens 15 Minuten. Da es keine Servietten gibt, wischt man zeitweilig die fettigen Hände an dem vor jedem Gast liegenden Brotfladen ab. Gegen Ende des Mahls schöpft man einen oder zwei Löffel Scherbet aus der gemeinschaftlichen Schüssel; während des Essens wird nicht getrunken. Ist der Hausherr gesättigt, so späht er umher, ob etwa die andern noch bei Appetit seien; dann nimmt er kleine Bissen (lukme), was als Zeichen gilt, daß man sich mit dem Essen zu beeilen habe. Endlich sinken alle Arme; der Herr ruft: „Al hamdu lilah“, d. i. Gott Lob, und winkt den Dienern, das Waschbecken (āftābeh legen) hereinzubringen. Alle bleiben unterdessen, die rechte Hand eingezogen, unbeweglich sitzen, bis die Reihe des Wassers an sie kommt. Nach dem Range der Gäste werden auch die Angesehenen früher bedient. Man holt ein Schnupftuch aus der Tasche und wischt sich die Hand ab, worauf die Diener abtragen und auf Befehl die unerlaßlichen Narghiles anbieten. Die Reste des Mahls sammt den Brotservietten werden gierig von den Dienern verzehrt. Es ist in allen guten Häusern Sitte, eine solche

Menge Speisen zu bereiten, daß nicht allein die Tischgäste und ihre zahlreiche Dienerschaft hinlänglich gesättigt werden, sondern auch noch Reste für Bettler und Abfälle für die Bazarhunde übrigbleiben.

Da alle Speisen auf einmal hingesetzt werden, so haben in der Regel während des Mahls die Aufwärter keine Pflicht der Bedienung; nur bei großen Gastereien bleibt in der Mitte des aufgedeckten Tuches ein freier Raum, welchen zwei Diener durchschreiten, um rasch die gewünschten Schüsseln zu reichen. Das Praktische dieses Arrangements läßt sich schon geometrisch beweisen, da bekanntlich der Durchmesser zur Peripherie sich verhält wie 1 : 3,14, also eine bedeutende Zeitersparniß dadurch erzielt wird.

Nichts erscheint dem Perser trauriger, als allein sein Mahl zu nehmen; er, und besonders die Frauen, selbst der niedern Stände, lieben es daher sehr, von Zeit zu Zeit Einladungen (mehmāni) zu Gastmählern ergehen zu lassen. Man hat dafür gewisse Tage und gewisse Gebräuche. Kommt z. B. ein Gast am Mittwoch, so steigt die Frau bei seinem Anblick aufs Dach, wirft einige Töpfe herunter, und ruft wiederholt in Ekstase: „Ein Gast ist gekommen, ein Gast, was soll ich ihm zu essen, was zu trinken geben?“ Wegen der Masse der vorzusetzenden Speisen verursachen die Gastereien sehr bedeutende Kosten; denn je mehr man einen Gast ehrt, eine desto größere Menge von Speisen muß auf dem Teppich erscheinen, sodaß oft wenigen Personen eine für hundert Personen hinreichende Quantität vorgesetzt wird. Die Gäste erscheinen gewöhnlich mit zahlreicher Dienerschaft, die sammt den Pferden ebenfalls gespeist und bewirthet werden muß. Bei solchen Gelegenheiten wird Reis in großen Kesseln gekocht und eine Unzahl Schafe, Lämmer und Hühner geschlachtet. Da es Sitte ist, daß die Geladenen schon mehrere Stunden vor dem Mahle sich einfinden, reicht man in

der Zwischenzeit abwechselnd Thee, Kaffee, Süßigkeiten und Sichkäbab, alles in Ueberfluß. Eine solche Fête nimmt fast die Dauer eines vollen Tags in Anspruch.

Die Einladungen zu Trinkgelagen erfolgen nur im geheimen und unter vertrauten Genossen; sie finden ausschließlich im Enderun statt, wo nur eine kleine Anzahl bewährter Diener als Zeugen zugelassen wird. Die Gäste pflegen dabei dem Weine so lange zuzusprechen, bis sie bewußtlos hinsinken. Tänzerinnen und Spielleute müssen durch ihre obscönen Bewegungen und Gesänge die Anwesenden ergötzen; und noch andere Scenen spielen in der Trunkenheit, die zu beschreiben ich mich nicht berufen fühle. Häufig wird auch zu Karten und Würfeln gegriffen, und bedeutende Summen werden aufs Spiel gesetzt.

Unter der Regierung des Mehmed Schah ergingen häufig Einladungen an die europäischen Repräsentanten von seiten des Königs. Unter der jetzigen geschah es nur ein einziges mal, zur Feier der Ernennung des Kronprinzen Kasim Chan. Auf Tischen, nach europäischer Art gedeckt, ward eine Fülle von Speisen servirt, auch köstliche Scherbets und Buttermilch, nur der Wein fehlte. Nach der Tafel wurden vor den Gästen einige Farcen aufgeführt, welche die Zweideutigkeit der von den Mulas gegebenen Gesetzinterpretationen satirisch geiselten, zuletzt aber obscöne Situationen zur Darstellung brachten, welche europäischem Geschmack nicht behagen können.

Ich selbst hatte die Ehre, bei diesem Mahle unter den Prinzen und Staatsbeamten zu sitzen. Der Haushofmeister bediente mich mit Bergen von Speisen, und trug mir mit voller Hand immer neue Quantitäten zu. Als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkte ich ihm, auf die Menge der Speisen, die ich übrigließ, deutend: „Heute dürften die

Hunde nicht hungerig bleiben.“ Die von Europäern liegen gelassenen Reste werden nämlich von den Dienern verschmäht und den Hunden überlassen.

Die Lebensweise des Schah ist folgende: Früh gegen 8 Uhr verläßt er den Harem und nimmt eine Schale Thee mit etwas Zwieback, welche ihm vom Oberkaffeemeister (kahwetschi bäschi) gereicht wird. Zwischen 9 und halb 12 Uhr, je nach Appetit und Laune, ertönt sein Ruf: „Næhär biär!“ (Bringt das Frühstück!), und hierauf die stereotype Antwort: „Beli kurban schæwæm!“ (Ja, ich will dein Opfer sein!) Der Kämmerer, an den der Befehl gerichtet ist, ertheilt ihn dem Oberwasser-, dieser dem Oberteppichmeister, dieser endlich einem acht- bis neunjährigen Pagen; nicht selten vergißt das Kind die Commission, bis der König ungeduldig den Befehl wiederholt und nun endlich bedient wird. Der Küche stehen der Oberkoch (tæbbäch bachi) und der Oberhofmeister, „das Auge des Reichs“, vor. Etwa funfzehn Diener tragen auf dem Kopfe, unter Vortritt des „Auge des Reichs“, die großen silbernen, mit Shawltüchern umwundenen Plateaux herbei. Wären die Speisen nicht schon fett genug, diese Shawls könnten ihnen von ihrem Fett etwas abgeben. Zugedeckt sind die Schüsseln von chinesischem Porzellan mit konischen, aus Gold fein emaillirten und mit kostbaren Edelsteinen besetzten Stürzen, die eine besondere kostbare Zierde bilden.

Auch der König hat kein bestimmtes Speisezimmer, sondern läßt in dem anrichten, wo ihn gerade der Appetit überrascht. Hier wird das mit Kattun überzogene Ledertuch entfaltet; die Plateaux werden nur bis zur Schwelle von den Hofdienern, von da durch Kämmerlinge aufgetragen. Statt der Serviette soll dem König jeden Tag ein neues, ungesäumtes weißes Kattuntuch hingelegt werden; dies wird aber aus Fahrlässigkeit fast jeden zweiten Tag vergessen, so-

daß der König selbst erst daran erinnern muß, und ist dann der Schlüssel zum Magazin nicht zu finden, so zieht ein Kämmerling sein weißes Schnupftuch aus der Tasche, es als Serviette überreichend.

Mit der Masse der Speisen, welche dem König täglich vorgesetzt werden, könnten an hundert Personen sich sättigen; doch speist er nach der jetzt bestehenden Sitte ganz allein. In einiger Entfernung stehen die Leibärzte. Ein Höfling liest Erzählungen aus der Chronik oder die Rechnungen über die Staatseinnahmen und Ausgaben vor, die dann der König nach dem Frühstück mit seinem sahihh est (vidi, eigentlich: richtig) unterzeichnet. Er greift nach der Landessitte ebenfalls mit den Fingern in den Tschillaw und weiß, ohne hinzusehen, durch das Gefühl, den guten vom schlechten zu unterscheiden; daher ich ihn oft sagen hörte, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen essen könne, da doch der Geschmack bei den Fingern anfange.

Hat der Schah auch gar keinen Appetit, so hebt er doch, von Zeit zu Zeit ganz kleine Bissen in den Mund schiebend, die Tafel nicht vor einer halben Stunde auf, denn die persische Etikette fordert, daß der Schah immer bei Appetit sei. Endlich langt er nach den süßen Conserven, Früchten und Käse, welche das Mahl beschließen. Einmal wurde ihm ein Roob von Granatäpfeln in einem Krystallglase servirt. Er nahm ein Stück davon, und als er die Finger ableckte, blieb ihm ein Glassplitter im Gaumen stecken. Böse Absicht vermuthend, befahl er, sofort den Scherbetmeister zu tödten; doch gelang es unserer gemeinschaftlichen Fürsprache, den armen Teufel zu retten, der mit einer Tracht Prügel auf die Fußsohlen davonkam.

Der König trinkt nur Eiswasser oder in Eis gekühlte sauere Milch und Scherbets; letztere werden ihm auf chinesischen Schüsseln, das Wasser wird in emaillirten Goldvasen

(tung) oder in Thonkrügen servirt. Nach der Mahlzeit reicht ihm ein Kammerdiener ein goldenes Waschbecken zum Reinigen der Hand und Ausspülen des Mundes, ein anderer präsentirt das Narghile und ein Täßchen Mokka. Nachmittags (asräne) werden ihm Früchte, Eis, Melonen, frische Gurken, Lactuca u. s. w., was eben Neues auf den Markt kommt oder aus den Provinzen eingeschickt wird, vorgesetzt. Abends speist er in seinem Enderun. Daß stets eine so große Masse von Speisen die königliche Tafel bedecken muß, hat mehrfache Gründe. Erstens verlangt es so der orientalische Pomp; sodann bildet das Uebrigbleibende die Mahlzeit für sämmtliche Hofleute; drittens aber dient es zum Schutz der persönlichen Sicherheit des Schah, denn da er nach jeder der vielen Schüsseln greifen kann, so ist eine Vergiftung durch schädliche Zuthaten kaum ausführbar, zumal auch hundert andere von den aufgetragenen Speisen genießen. Trotzdem erhält der König täglich von seiner Mutter ein versiegeltes, vom ersten Eunuchen begleitetes Plateau mit Speisen und Getränken. Das Siegel wird vor dem Oeffnen sorgsam untersucht und verificirt.

Bisweilen wird der König von einem Minister oder andern hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen. Da ein solches Gastmahl mit Hinzurechnung der unerlaßlichen Geschenke an Shawls und Geld wenigstens 2000 Dukaten kostet, so veranstaltet man es nur in der Absicht, entweder sich in Gunst zu erhalten oder ein neues einträgliches Amt zu erkaufen, sich und seiner Familie eine reiche Geldquelle zu eröffnen. Die Anzahl der vollen Schüsseln, womit bei diesen Gelegenheiten der Boden eines großen Saals buchstäblich von einem Ende zum andern bedeckt wird, ist enorm und zur Sättigung von wenigstens fünfhundert Personen hinreichend. Der König genießt jedoch nur von Speisen, welche er sich aus seiner eigenen Küche hinbringen läßt; die

fremden berührt er nicht, sie fallen nach der Mahlzeit (der König sitzt an dieser reichbesetzten Tafel allein) den Kammerherren und dem Troß der Dienerschaft und Begleitung zu.

Schon in frühern Zeiten, unter der Mogulendynastie, wurden Verordnungen über Volksverpflegung in den Städten, über Beaufsichtigung der Nahrungsmittel, Früchte, Gasthäuser und Kneipen, der Bäcker, Fleischhauer u. s. w. erlassen und anfangs mit Strenge durchgeführt. Allein deren Handhabung wurde immer bald wieder vernachlässigt, sodaß was von oben für die Volksverpflegung geschieht, mehr zur Ausbeutung des Volks als zum Nutzen und Frommen desselben dient.

Bei dem Mangel an Communicationswegen, welcher bewirkt, daß oft eine ganze Stadt nur von einem einzigen Bezirk aus versorgt werden kann, tritt in minder gesegneten Jahren leicht Hungersnoth ein, wenn dieser Bezirk sich in den Händen eines die Zufuhr hindernden Aufkäufers (murtakeb) befindet. Zwar wird alle vierzehn Tage ein Tarif der Nahrungsmittelpreise (taasir-e-idschnas) ausgegeben; was hilft aber der Tarif, sobald es an Vorrath fehlt, der Preis also ein imaginärer ist? In guten Jahren sind dagegen die Nahrungsmittel in solchem Ueberfluß vorhanden, daß sie unmäßig verbraucht werden; dann verschleudert man sie, ohne an die Zukunft zu denken.

Oeffentliche Gast-, Kaffee- und Weinhäuser gibt es in den persischen Städten nicht. Nebstdem aber, daß, wie schon erwähnt, die Eingeweide des Schlachtviehs von der wohlhabenden Klasse der ärmern fast umsonst überlassen werden, ist auch durch die Auskocher in den Bazaren für billige Beköstigung des Volks gesorgt. Diese verkaufen die beim Volk so beliebten abgekochten Schafsfüße und Köpfe (kele pätsche), Leber, Lungen und Därme (beriäne) um einen sehr niedri-

gen Preis. Trotzdem daß ihre Auslagen unendlich gering sind und ihnen Pferdemist als Brennmaterial dient, gewinnen sie an der Speisung von etwa 3—400 Personen doch nur so viel, daß sie selbst dabei sich sättigen können. Zum Frühstück werden Linsen, in großen Kesseln gekocht, und rothe und gelbe Rüben, in heißer Badeasche gebacken, für sehr geringen Preis verkauft.

Eine andere sehr billige Kochweise ist besonders unter den Soldaten, aber auch bei manchen armen Familien in Gebrauch. Es werden nämlich kleine Krüge mit Gemüse, Erbsen, etwas Fleisch und Wasser gefüllt, gut zugedeckt, dann in Reihen aufgestellt und mit Pferdemist umgeben, den man anzündet. Durch das langsame und stete Feuer kochen die Substanzen vollkommen gar. Man nennt dieses Product Jächni; es bildet sammt etwas Brot die Hauptnahrung vieler Familien, besonders von türkischer Abkunft. Diese Kochweisen, der geringe Profit, womit die Auskocher sich begnügen, der Umstand, daß alles nach dem Gewicht und nicht nach Augenmaß und Willkür verkauft wird, alles das begünstigt sehr die Billigkeit der öffentlichen Beköstigung. In guten und ergiebigen Jahren ist daher niemand um seinen Unterhalt im mindesten bekümmert. Früchte und andere Lebensmittel sind erstaunlich billig, die Großen lassen so viel kochen, daß jeder ohne große Mühe Reste genug findet, um sich zu sättigen; selbst den Hunden wird hinlänglicher Fraß in die Winkel geworfen. Doch in Jahren der Theuerung stirbt viel Volk an Hunger; die Aufkäufer schließen ihre Magazine oder verkaufen nur zu sehr hohen Preisen, selbst der König benutzt die Gelegenheit zum Gewinn. Da bricht endlich an mehrern Punkten Meuterei aus, hungernde Weiber werfen sich mit ihren abgemagerten Kindern vor das Pferd des Schah und stoßen Verwünschungen aus. Der

Schah beginnt für sich zu fürchten; es fallen einige Köpfe als Sühnopfer; man öffnet die Speicher. Allein schon im nächsten Jahre der Fülle ist wieder alles vergessen, denn jeder lebt nur für den Tag und denkt nicht an das Morgen.

IV.

Kleidung, Schmuck und Waffen.

System der Bekleidung in Bezug auf die Gesundheit. Die Kopfbedeckung. Das Hemd. Das Taschentuch. Das Wams. Der Rock. Der Gürtel. Der Leibrock. Der Ueberwurf. Die Beinkleider. Fußbekleidung. Handschuhe. Hoftracht der Magistratspersonen. Hauskleidung des Schah. Allgemeine Regeln für die Bekleidung. Pelze. Der Shawlstoff. Kleidung verschiedener Stämme. Schmucksachen (Uhr, Rosenkranz, Petschafte, Ringe, Edelsteine und Perlen). Waffen. Kleidung und Schmuck der Frauen.

Der Perser beobachtet das Entgegengesetzte der in Europa geltenden Gesundheitsregel „Halte den Kopf kalt, die Füße warm, den Bauch mäßig erwärmt"; denn er hält den Kopf sehr warm, die Füße kalt, den Rücken warm, Brust und Bauch fast kühl. So viele Argumente der Erfahrung und der Theorie, namentlich den größern oder geringern Blutzufluß zu den verschiedenen Körpertheilen, die Europäer auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Regel haben mögen, sie wird doch dadurch widerlegt, daß ganze Völkerschaften dem umgekehrten System huldigen und trotzdem einer guten Gesundheit und einer langen Lebensdauer sich erfreuen. Es ist klar, daß wenn ein Körpertheil von früher Jugend an kalt oder warm gehalten wird, er das Entgegengesetzte nicht ungestraft verträgt. So z. B. zieht sich der

Orientale durch Entblößung seines Kopfs bei nur mäßiger Transspiration leicht einen Katarrh der Luftwege, besonders schwere Augenentzündungen zu, während er ohne Nachtheil mit nackten Füßen auf dem kalten Ziegelboden oder im Schnee einhergehen kann. Er zieht nachts die Decke über seinen in eine dicke Nachtmütze gehüllten Kopf, streckt hingegen die Füße entblößt aus dem Bett heraus. Während er selbst im Sommer eine dichte Pelzmütze bis tief über die Ohren zieht, bekleidet er seine Füße auch im Winter nur mit leichten, nicht über die Knöchel reichenden Strümpfen und weit ausgeschnittenen Pantoffeln. Als der Sultan Muhamed, Vater des jetztregierenden Sultans der Türkei, seine Soldaten der Uniformirung halber zwang, den Turban mit dem Fes zu vertauschen, erkrankten viele an Augenentzündung, die oft mit völliger Blindheit endigte.

Obwol im allgemeinen die Kleidermoden der Orientalen sehr geringem Wechsel unterworfen sind und fast als stereotyp gelten können, bleiben sie doch nicht ganz von Veränderungen in Schnitt und Farbe verschont; besonders in den letzten zwei Decennien übte die häufigere Berührung mit Europäern ihren Einfluß darauf aus. Eine Sucht nach Uniformirung macht sich seitdem nicht nur beim Militär, sondern auch bei Civilpersonen bemerkbar, und so fand mancher europäische Schnitt unter dem Namen ræchte nizāmi (Dienstuniform) in Persien Eingang. Ebenso wechselte die Qualität und Gattung der Stoffe; viele im Inland erzeugten konnten nicht mehr mit den importirten in Schönheit und Preis concurriren, sie wurden daher schlechter oder verschwanden gänzlich vom Markte.

Der Perser hält viel auf schöne Kleider; er trägt sich gern elegant und rein, auch im vorgerückten Lebensalter; selbst in den dienenden und untern Klassen findet man, die Kleidung mancher Derwische ausgenommen, selten jene

Vernachlässigung, wie sie in andern muselmanischen Ländern heimisch ist. Demgemäß dreht sich auch die Conversation der jungen Leute meist um Kleidung und Pferde, für welche beide Artikel die bedeutendsten Summen verausgabt werden.

Für den wichtigsten Theil der Kleidung gilt die Kopfbedeckung, indem sich durch sie ganze Stämme, die Bewohner verschiedener Städte sowie einzelner Stände voneinander unterscheiden. In früherer Zeit war der Turban (amämeh, dilbænd) die allgemeine Tracht; seine Faltung, Größe, Form, Farbe, der überragende oder eingeschlagene Zipfel machte die Bewohner der verschiedenen Länder und Bezirke kenntlich. Jetzt tragen ihn nur noch einige Volksstämme, die Kurden, Afghanen, Beludschen, und von gewissen Ständen, den Seiiden, Priestern, Schullehrern, Aerzten, Droguisten u. s. w., ward er als Abzeichen beibehalten. Statt seiner ist seit der Herrschaft der Kadscharen die spitze, schwarze tatarische Lammfellmütze (kullāh) üblich geworden. Sie besteht aus einem etwa 15 Zoll hohen, gestutzten Hohlkegel, dessen oberes Ende eingestülpt wird; die eingestülpte Seite wird nach vorn oder etwas seitlich getragen. Von innen wird sie durch eine Papierschablone steif erhalten und mit blumigem rothen Kattun gefüttert. Die Mützen der Reichen und Vornehmen sind aus feinsten Buchara-Lammfellen, und zwar aus den auserlesenen Streifen des Rückens, welche nur Fingerbreite haben, künstlich zusammengesetzt, und kosten in erster Qualität zwischen 10—14 Dukaten; für weniger Bemittelte fertigt man deren aus den schönen Fellen der einheimischen Lämmer, besonders von Schiraz und Kum, zum Preise von 2—5 Dukaten. Unter der Kullah wird ein Schweißkäppchen (aræḳtschin) getragen, welches die Frauen, namentlich in Ispahan, sehr kunstreich mit verschiedenen Mustern auszunähen verstehen. Man kann sich für ein Reitervolk, das doch die Perser sind, keine unbequemere

Kopfbedeckung denken, wie diese hohe Lammfellmütze, welche durch jeden Windstoß vom Kopf getrieben, vom Regen weich wird und einknickt; allein sie ist Mode und erscheint darum anständig und schön, ja es gilt für eine eigene Kunst, in der nur wenige Meister sind, die Kullah elegant zu tragen. Den europäischen runden Hut findet der Perser schon deshalb lächerlich, weil er dem Topf, worin er seinen Tschillaw bereitet, ähnlich sieht. Da der Kullah sich schnell abnutzt und daher drei- bis viermal des Jahrs neu angeschafft werden muß, gehen beträchtliche Summen für den Ankauf von Bucharafellen ins Ausland. Dies bestimmte den gegenwärtigen König mehrmals zu dem Befehl, daß die Längenachse der Kullahs verringert und nur inländische Felle dazu verwendet werden sollten; in der officiellen Zeitung erschienen Verordnungen darüber, und Polizeileute wurden aufgestellt, welche an den Kullahs der Vorübergehenden das überschreitende Längenmaß unbarmherzig abschnitten. Allein bald mußte der Schah der gebieterischen Macht der Mode wieder nachgeben; ein wohlorganisirter Widerstand von seiten des Großveziers und der Staatssecretäre vereitelte seine Befehle, die als Beschränkung der persönlichen Freiheit angesehen wurden; man wollte sich lieber Confiscationen gefallen lassen, und so gelang es dem Selbstherrscher nicht, den Unterthanen nach seinem Willen den Kopf zurechtzusetzen. Erst in der neuesten Zeit, als mehrere Expeditionen gegen Turkomanen, Afghanen und Engländer unternommen wurden, ward die kurze Kullah (kullāh nizāmi) wenigstens als Norm für das Militär vorgeschrieben. Einen Gast barköpfig oder in der Hausmütze zu empfangen, gilt durchaus für unanständig; daher ist das erste, was der Perser bei Anmeldung von Gästen thut, daß er die Kullah auffetzt und in die gehörige Positur bringt. Ich war bereits sieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere

Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt schlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte sich leise und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!" (Stehe auf!) Halb schlafend raffte ich mich auf, stotterte einige Worte der Entschuldigung und nahm zum Gruße auf europäische Weise die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofes strafte mich für diesen groben Verstoß gegen die Sitte des Landes.

Die Kullah muß so getragen werden, daß sie den größten Theil der Ohrmuschel verbirgt: ein Gebrauch, welcher zur Zeit als das Ohrenabschneiden sehr im Schwunge war, aufgekommen sein mag. Man erinnere sich nur an die Geschichte des Pseudo-Smerdis und die Kunstgriffe, die dazu gehörten, um den Abgang der Ohrmuscheln zu constatiren. Dadurch daß die Muscheln von frühester Jugend auf an die Schläfe gedrückt sind, werden sie flach und anliegend, doch konnte ich nicht bemerken, daß dies den Gehörsinn im mindesten beeinträchtige. Für den in Persien bediensteten Europäer ist es nicht stricte nothwendig — wie in der Türkei den Fes — die Kullah aufzusetzen, obwol der Schah es gern sieht; im Gegentheil verschafft eine europäische Kopfbedeckung in den Augen des Volks mehr Ansehen; man wird als Frengi (Franzose) oder sogar als Inglis (Engländer) respectirt. Allerdings muß bei der Intensivität der Sonnenstrahlen der Kopf durch eine dichte Bedeckung gegen Sonnenstich geschützt sein, wozu eine gewöhnliche eng anliegende Tuchmütze oder ein dünner Filzhut nicht ausreicht; allein man kann diesen Schutz durch einen Filz- oder Strohhut, welcher, wie es die hindostanischen Engländer machen, mit mehrern Lagen Batist oder Musselin überzogen ist, am besten erreichen. Ueberdies schützt die Kullah keineswegs die Augen gegen die Sonnenstrahlen; auf Reisen bindet man deswegen einen beweglichen Lederschirm (aftäbgerdun) um

die Kullah, der nach der verschiedenen Richtung der einfallenden Strahlen gewendet wird. Europäer, welche sich ohne gehörige Kopfbedeckung auf Reisen begeben, setzen sich nicht nur der Gefahr des Sonnenstichs und Augenentzündungen aus, sondern sie leiden auch an der Unannehmlichkeit, daß sich die Gesichtshaut besonders der Nase entzündet, schmerzhaft wird und sich abschält. Um auf Reisen zur Winterszeit die Augen gegen den blendenden Reflex der Schneeflächen zu schützen, bedient man sich auch mit Drahtgittern versehener Brillen. Alle Schullehrer und Priester verschmähen die weltliche Kullah, sie tragen einen mächtigen Turban aus weißem, die Prophetenabkömmlinge aus blauem Musselin, die reichern binden einen Kaschmirshawl von entsprechender Farbe um den Kopf. Die Kurden umhüllen den Fes mit einem seidenen, roth- und gelbgestreiften Tuch, die Afghanen und Beludschen mit einem tiefblauen, gestreiften Kattunstoff. Die Bürger von Ispahan tragen eine Art phrygischer Mütze aus Perskattun, die Nomaden eine ähnliche aus dickem Filz, die Juden aus grauem Tuch mit Lammfell verbrämt, die Derwische aus rothem Tuch mit schwarzeingestickten Koransprüchen.

Der Hals wird immer frei getragen, und da dies von frühester Jugend an geschieht, so kommen Halsentzündungen, Bräune und dergleichen Leiden höchst selten vor. Ein ähnliches Verhalten wäre auch für europäische Kinder sehr zu empfehlen. Nur die Türken wickeln ein dünnes, schwarzseidenes Tuch strickartig um den nackten Hals. Leider beginnt auch in Persien der Gebrauch von Halstüchern Mode zu werden, und er wird sicher auch die genannten Uebel nach sich ziehen.

Das Hemd (pirähen) besteht aus einer Art von dünnem Kammertuch (tschilwari); es ist an der Seite gegen rechts geschlitzt, wo es mittels eines Knopfes zusammengehalten

wird, um den Hals kreisförmig ausgeschweift, am Schlitz und an der Ausschweifung mit schwarzen Bändchen eingefaßt, und reicht vom Schlüsselbein bis an den Nabel. Der wohlhabendere Perser besitzt zwei solcher Hemden, welche abwechselnd gewaschen und erneuert werden; der Reiche läßt seine Hemden nicht waschen, sondern vertheilt die einmal getragenen an die Diener und schafft wieder neue an; der Proletarier behilft sich mit einem Hemd, das er nach Umständen im nächsten Bache oder in der Wasserleitung wäscht; bei hellem Sonnenschein trocknet es in einer Viertelstunde. Die Hemden der arbeitenden Klassen sind von demselben Schnitt, aber indigoblau gefärbt und aus einem gröbern Baumwollstoff, den man Kerbas nennt. Am Kaspischen Meer werden Hemden aus Rohseide getragen. In neuester Zeit wurde bei Hofe auch die Mode der gefalteten und geplätteten europäischen Hemden (pirähen nizämi) eingeführt.

Das zweite Stück der Wäsche, das Taschentuch (desmäl), spielt beim Perser eine bedeutende Rolle. Er braucht es selten als Schnupftuch, denn erstens ist die Secretion der Nase bei ihm auffallend gering*), und zweitens leistet dem gemeinen Perser die Hand diese Dienste, sondern hauptsächlich, um die verschiedensten Gegenstände: Acten, Briefe, Fleisch, Gemüse, Grünzeug u. s. w. darin einzuschlagen, und sodann zum Abtrocknen der Körpertheile nach der gesetzlichen Ablution. Den Europäer mag es oft ekeln, wenn ihm gekochte

*) Man sieht höchst selten einen anständigen Perser sich schnauben, niemals in Gegenwart eines Großen. Merkwürdig ist eine hierauf bezügliche Stelle in Xenophon Cyrop., VIII, 8: „Es gab bei ihnen ein Gesetz, welches zu speien und sich zu schnauben verbot. Offenbar beabsichtigte der Gesetzgeber damit nicht, daß die Flüssigkeit im Körper zurückbleiben, sondern daß sie als Schweiß der Arbeit entfernt werden sollte. Die Nachkommen behielten die Gewohnheit, nicht zu speien und sich nicht zu schnauben, bei; aber die Liebe zur Arbeit ging ihnen verloren."

Speisen in dieser Umhüllung gereicht werden; der Perser aber, selbst der vornehmste, nimmt hieran, wie im vorigen Abschnitt erwähnt, keinen Anstoß. Das Taschentuch wird nicht gesäumt, es ist dies wider die Sitte; doch sind in die leinenen Tücher von Masanderan, deren sich die Reichen bedienen, an den Rändern Silberstreifen eingewirkt. Den Frauen dient das Taschentuch zu mancherlei symbolischen Zeichen und Andeutungen, sowie zur Bildung verschiedener Figuren beim Tanz.

Zunächst über dem Hemd folgt das Wams (archeluk), meistens aus Pers, einem Stoff, der mittels der Hand mit den berühmten feinen und zarten Blumenarabesken (ķælämkär) bedruckt wird; der geschätzteste kommt aus Benares, geringerer wird in Ispahan, Burudschird und Schiraz gefertigt, und auch englische Fabriken ahmen mit Maschinen die Muster zum Export für den Orient nach. Bei sehr vornehmen Personen ist das Wams von Kaschmirshawl.

Darüber trägt man den Rock (ķæbā); er ist fast immer einfarbig: grün, gelb, blau, violett, roth u. s. w., in Streifenmuster geplättet*), aus inländischem Nanking- (gædek) oder aus Seidenstoff von Yezd und Kaschan (tāfte), unter denen besonders die moirirten (chārā, dārā) beliebt sind; doch sieht man auch Käbas von Brocatstoffen mit eingewebten Gold- und Silberblumen aus Kaschan und Lyon (zerbāf), wie sie zu Kirchengewändern fabricirt werden. Der Käba reicht bis über das Knie; die Schöße sind so weit, daß sie vorn überschlagen und die geheimen Theile bedecken. Jedes Kleid, welches diese Eigenschaft nicht besitzt, gilt für unanständig;

*) Das Plätten geschieht auf erwärmten Krügen, auf welche der Stoff gelegt wird. Durch Andrücken eines konisch zulaufenden Eisens werden die kleinen Fältchen gebildet. Diese Beschäftigung ist äußerst anstrengend und erzeugt häufig Zittern in den Händen, das man deshalb bei persischen Schneidern oft bemerkt.

deshalb ist dem Perser der europäische Frack ein Greuel, er kann nicht begreifen, warum man bei so billigen Tuchpreisen mit dem Stoffe spart; ebenso unschicklich erscheint es ihm, den Rock offen zu tragen.

Mittels eines Gürtels (kæmerbænd) wird der Käba zusammengehalten. Der Gürtel besteht aus einem langen mehrmals um den Leib gewundenen Streifen, dessen Ende eingestülpt wird. Die Reichern umgürten sich mit einem Kaschmirshawl; die dem König zunächststehenden Beamten und die Militärs tragen einen vorn mit einer Schnalle versehenen Ledergurt. Diese Schnalle wird mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt, nicht selten im Werthe von 1—2000 Dukaten. Hohen Würdenträgern pflegt der König beim Antritt ihres Amts eine Gürtelschnalle zum Geschenk zu machen, wie er mich mit einer solchen im Werthe von 300 Dukaten beehrte. Ueberhaupt legten die Orientalen von jeher dem Gürtel eine besondere Wichtigkeit bei. Schon in den ältesten Zeiten verband man mystisch-religiöse Begriffe damit, wie aus mehrern Stellen der Zendavesta hervorgeht; die rabbinische Schule deutet seinen Zweck mit den Worten: „damit das Herz die Scham nicht schaue". Jedenfalls ist er seit dem grauen Alterthum die allgemeine Tracht im Orient und die Hauptursache der graden und freien Haltung sowie der graziösen Bewegungen der Orientalen. Auch daß bei ihnen so selten Verkrümmungen der Wirbelsäule vorkommen, glaube ich zum Theil der Gürteltracht zuschreiben zu müssen. Der persische Gürtel ist nämlich nicht, wie der bei manchen europäischen Nationen, z. B. den Ungarn gebräuchliche, schmal und fest geschnallt, wodurch die Bewegung und Ausdehnung der Baucheingeweide gehindert und selbst die Leber eingeklemmt wird, sondern im Gegentheil schmiegsam, breit und nur schwach angezogen, sodaß er mehr zur Stütze als zum Hemmniß der Baucheingeweide dient und namentlich auch, ähnlich

dem Hautskelet, einen erheblichen Stützpunkt für die Wirbelsäule gewährt. Er könnte deshalb als hygienisches Hülfsmittel bei Kindern und jungen Leuten, deren Haltung Besorgniß einflößt, sicher von großem Nutzen sein. In dem Gürtel stecken gewöhnlich Gegenstände, aus denen man leicht den Stand des Trägers errathen kann. Der Schriftkundige trägt darin sein Tintenfaß und eine Rolle Papier, ihm gebührt daher der Titel Mirza, der Diener und der Luti sein breites Tscherkessenmesser, der Bader sein Klystierrohr u. s. w.

Bei mäßig kühlem Wetter wird noch ein Leibrock (kuledscheh), meist aus Shawl, Tuch oder Kamelhaarflanell (berek), mit kurzen, nur bis zum Elnbogen reichenden Aermeln angethan, der nicht selten auch mit Pelzwerk ausgeschlagen ist (pustin).

Will der Perser seinem Vorgesetzten die Aufwartung machen, so wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (dschubbeh) von Shawl, Tuch oder Tibetstoff (aghri) um, der ihn vom Hals bis zu den Fersen einhüllt und dessen Aermel so lang sind, daß er auch die Hände darin verbergen kann. Nur so darf er sich anständigerweise einem Würdenträger oder seinem Dienstherrn vorstellen, und geht ihm selbst ein solches Oberkleid ab, so sucht er eins für einige Stunden zu entleihen.

Die Beinkleider (schälwär), aus Halbseidenstoff von blauer oder Purpurfarbe, sind weit und schlotternd, damit sie die knieend sitzende Stellung nicht hindern. Sie werden um die Hüfte befestigt und haben vorn keinen Schlitz, weil der Perser nach dem Gesetz gehalten ist, jede Entleerung in hockender Stellung vorzunehmen. Unterbeinkleider sind nicht im Gebrauch, daher beim Gange selbst im Winter die Unterschenkel entblößt erscheinen.

Die Füße sind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (dschurab) bekleidet, welche sehr zierlich shawlartig gewebt oder gestrickt werden.

Als äußere Fußbekleidung dienen Pantoffel oder weit ausgeschnittene Schuhe (kæfsch), die so eingerichtet sind, daß sie vor dem Eintritt ins Zimmer schnell abgestreift werden können. Die Sitte des Schuhausziehens wird damit begründet, daß möglicherweise das Thier, welches das Leder zu den Schuhen lieferte, unrein gewesen und dann durch die Berührung der Teppich verunreinigt würde. Der wahre Grund ist aber vielleicht der, daß man die Teppiche nicht durch Betreten mit Schuhen verderben lassen will. Uebrigens scheint das Schuhabstreifen eine uralte Vorschrift beim Betreten des Heiligthums gewesen zu sein; so wird Moses beim brennenden Dornbusch ans Ausziehen der Schuhe gemahnt. Den in Persien residirenden europäischen Ministern ist es jetzt erlaubt, in Schuhen sich zur Audienz zu begeben, doch verlangte diese Erlaubniß einen eigenen Artikel im russisch-persischen Friedenstractat zu Turkomantschai. Priester und Staatssecretäre tragen Pantoffeln aus grünem Chagrinleder mit weit zurückgebogener, schnabelartiger Spitze und sehr hohem, schmalem konischen Absatz; ihr Gang erscheint dadurch wie auf Stelzen und verlangt viel Uebung.

Für unanständig gilt es auch, sich mit Handschuhen (destkesch) vorzustellen. Der Perser trägt Handschuhe nur auf Reisen, doch nie lederne, sondern aus Garn oder Seide; seidene tragen besonders die Frauen, wenn sie, von Dienern begleitet, ausreiten.

Magistratspersonen, welche zur Audienz beim Schah gelangen, wechseln in der Vorhalle ihre Kleider. Sie setzen eine hohe mit Shawl umwickelte Tiara auf und ziehen über Beinkleid und Strümpfe eine Oberhose aus scharlachrothem Tuch; ein Leibrock und Ueberwurf von gleichem Stoff

ergänzen die vorschriftsmäßige Tracht (schälkulāh), welche sie nach beendeter Audienz wieder ablegen.

Der Schah kleidet sich halb europäisch, halb persisch, und zwar ist seine gewöhnliche Tracht sehr verschieden von der Festkleidung, welche später bei der Beschreibung des Salams näher detaillirt werden soll. Für gewöhnlich trägt er wie jeder Perser die Kullah, etwas schief aufgesetzt, ein Hemd nach europäischem Schnitt, Kravatte, ein Unterkleid (archeluk) von Shawl, darüber einen Rock mit Stehkragen aus französischem Seidenbrocat, mit einer Reihe von Brillantknöpfen versehen und durch einen breiten goldenen Gürtel zusammengehalten, dessen Schnalle, nach den Tagen wechselnd, mit Brillanten, Rubinen, Smaragden, blassen Rubinen u. s. w. von ansehnlicher Größe beschlagen ist, und in welchem ein tscherkessischer Dolch steckt, die Scheide von rothem, in einzelnen Feldern und an der Spitze mit Edelsteinen verzierten Sammt, der Griff ganz von Diamanten strotzend. Als Ueberwurf dient ein mit feinstem Kaschmirshawl bezogener und mit Fehrücken ausgeschlagener Pelz mit kurzen, nur bis an die Elnbogen reichenden Aermeln; der Ueberwurf wird mehrmals des Tags gewechselt, um die Kleidung stets der Tageszeit anzupassen. Die Beinkleider, aus Tuch mit breiter Goldborte, sind ebenfalls nach europäischem Schnitt gefertigt, unten aber mit Bändern um die Strümpfe befestigt. Schuhe, mit rothem Tuch gefüttert, werden nur beim Verlassen des Zimmers angezogen. Jeden Tag wird dem Schah ein neues, ungewaschenes Hemd und ein neues Schnupftuch hingelegt, welches letztere ein Kämmerling in Verwahrung nimmt, um es bei Tisch als Serviette zu reichen. Die abgelegten Kleidungsstücke verfallen den Hofdomestiken. Nach Verlauf weniger Tage werden auch die Kullah und die Schuhe gewechselt, und nicht selten geschieht es, daß die benutzten Gegenstände als abgelegt verschwinden, ehe noch

die neuen aus dem Magazin (chazineh) geholt worden sind, was zu komischen Verlegenheiten Anlaß gibt. Außer dem kostbaren Gürtel trägt der Schah an gewöhnlichen Tagen von Schmucksachen nur eine Uhr mit einfacher Goldkette und einen Türkisenring von schöner Azurfarbe.

Sämmtliche Kleidungsstücke des Persers müssen weit und bequem sein. Die Aermel sind so eingerichtet, daß sie behufs der Ablution vor dem Gebet leicht zurückgestreift werden können; sie laufen gegen das Handgelenk etwas spitz zu und endigen in manschettenartigen Aufschlägen von feinem Shawl. Unter der Achsel und in der Armbeuge ist das Wams aufgeschlitzt, sowol um die Bewegung der Gelenke zu erleichtern, als um der Transspiration freien Austritt zu gestatten, auch um der schnellen Abnutzung vorzubeugen.

An den Rändern werden fast alle Kleider mit Shawlstreifen eingefaßt, außerdem viele mit kostbaren Shawlbändchen (häschieh) verbrämt.

Taschen befinden sich in keinem andern Kleide als im Wams; hier aber reichen sie oft von der Hüfte bis zum halben Unterschenkel hinab. Die Secretäre, selbst die Minister tragen häufig alle ihre Actenstücke in diesen Taschen. Der ehemalige Staatsminister Sader Aazam pflegte das ganze Staatsarchiv darin zu beherbergen. Als ich ihn einst besuchte, erhielt er plötzlich den Befehl, vor dem Schah zu erscheinen; er suchte in aller Eile ein Actenstück und leerte zu dem Zweck den ganzen Inhalt seiner monströsen Taschen auf den Teppich aus. Ich staunte über die Reichhaltigkeit dieses tragbaren Staatsmuseums.

Das Gewand des frommen Persers besteht nie ganz aus Seide, weil er in einem solchen nicht sein Gebet verrichten darf. Darum werden in die Gewebe für Männerkleidung einige Baumwollfäden gemischt. Es stammt dieser Gebrauch von den ursprünglichen sumptuarischen Gesetzen

her, welche zur Zeit, als die muselmanischen Gemeinden sehr arm waren, gegeben wurden und die Hintanhaltung des Luxus in Gold- und Silbergeschirren, Seidenkleidern u. s. w. bezweckten. Der erfinderische Perser wußte das Gesetz zu umgehen, indem er wenige Baumwollfäden in die Seidenstoffe einweben ließ und die silbernen Löffel durchbohrte, wodurch dieselben aufhörten Löffel zu sein und doch zum Umrühren tauglich blieben.

Die untern Klassen lieben Kleiderstoffe von schreienden Farben, wie hochroth, gelb, grün u. s. w., und mit großblumigen Mustern. Besonders am Neujahrstage, wo fast jeder neue Kleider anlegt, macht es einen komischen Eindruck auf den Europäer, wenn er die hoffnungsvolle Jugend pfirsichblutroth, citronen- und orangegelb, schneeweiß, veilchenblau u. s. w. gekleidet einherschreiten sieht.

Bei guten Stoffen bleibt das Fabrikzeichen im Kleide eingenäht; man sucht es sogar da anzubringen, wo es am meisten in die Augen fällt.*) So wird die Shawletikette vorn in der Gegend der Tasche angebracht; selbst die Tuchenden, besonders die mit aufgeklebten vergoldeten Buchstaben, werden in den Mittelklassen zur Ausschmückung der Kleider benutzt.

Der Perser, auch der ärmste, kokettirt gern mit seiner Kleidung; er schont sie sehr, hält sie rein und sauber und verwendet bedeutende Summen darauf. Ein einziger Shawlanzug kostet bisweilen an 200 Dukaten; eine anständige Kopfbedeckung kommt das Jahr über wegen der drei- bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Dukaten zu stehen.

---

*) Ein General, Sohn des Kriegsministers, ließ sich eine Uniform aus seinem lyoneser Moiré machen. Der kunstfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, und ich hatte Gelegenheit, dieses Kleid im großen Salon des Schah zu bewundern.

Der Perser kleidet sich warm und wechselt bei jedem Temperaturwechsel, der Tages- und Jahreszeit gemäß oft dreimal des Tags, die Kleidung. Er unternimmt keinen Ausflug, selbst im Sommer, ohne mit Kleidungsstücken zum öftern Wechseln versehen zu sein. Bedenkt man den raschen Umschlag der Temperatur, und daß der Unterschied im Laufe des Tags oft an 15° R. beträgt, indem nach der Elevation auf einen heißen Tag gegen Abend plötzliche Abkühlung und empfindliche Kälte zu folgen pflegt, so wird man die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Vorsicht begreifen. Europäer, welche den klimatischen Verhältnissen des Landes hierin nicht Rechnung tragen, bezahlen ihren Mangel an Vorsicht nicht selten mit Gesundheit und Leben; ich kann nicht genug darauf aufmerksam machen, daß Erkältung und Unterdrückung der Hautthätigkeit dort nicht Rheumatismus und Katarrhe, sondern schwere Wechselfieber und Dysenterien mit allen ihren bösen Folgen nach sich ziehen.

Wie jeder Orientale liebt auch der Perser das Verbrämen oder Füttern der Kleider mit Pelzwerk, ja es scheint ihm sowol zur Erwärmung als auch zum Entfalten eines gewissen Pompes unentbehrlich. Sein Land selbst bietet zwar manches gute und brauchbare Pelzwerk, wie Fuchs, Bär, Otter, Hyäne, Marder u. s. w., allein alle diese Thiere gelten für unrein, ihre Felle werden daher nach Rußland exportirt, während zum Gebrauch im Inlande die schwarzen Bucharafelle, das sogenannte Feh (seimur) und Nerze (chæz) als erlaubt eingeführt werden. Nur die niedern und armen Klassen tragen Pelzwerk von Schaffellen, unter denen die aus Kabul (pustine käbuli) wegen ihrer Schmiegsamkeit und Resistenz gegen die Nässe am gesuchtesten sind und sich der besondern Gunst der Mullas erfreuen.

Die langen und weiten Gewänder verleihen dem Orientalen, zusammen mit seiner ihm eigenthümlichen Ruhe und

Würde, ein feierliches Ansehen; sie lassen ihn groß und schlank erscheinen; doch sind sie bei körperlichen Verrichtungen sehr hinderlich und werden daher bei der Arbeit mit kürzern vertauscht.

Unter allen zur Bekleidung dienenden Stoffen hält der Perser die Shawlfabrikate (schāl) am höchsten; sie circuliren sogar in Geschäftstransactionen fast wie Geld. Die geschätztesten kommen mittels Karavanen von Kaschmir; minder vorzügliche Qualitäten werden in Kirman und Meschhed gefertigt. Ihre Haupteigenschaften sind Weiche, Schmiegsamkeit und unverwüstliche Dauer in Farbe und Consistenz. Sie werden nicht nur zu Gewändern für Männer wie für Frauen, sondern auch zu Turban und Leibgurt, zum Einfassen der Kleider, zu Borduren, zum Bedecken der Teppiche in den Prunkgemächern des Harems, zu Thürvorhängen u. s. w. verwendet. Da die Stoffe mit den Jahren fast gar nicht an Werth verlieren, ist in jedem guten Hause ein Theil des mobilen Vermögens in Shawls angelegt, und nur mit großem Widerstreben entäußert man sich dieses Besitzes, den man in Zeiten der Noth lieber versetzt, um ihn später wieder einzulösen. So vererben Shawls oft auf mehrere Generationen. Will der Schah oder ein Großer des Reichs jemand für geleistete Dienste besonders ehren, so übersendet er ihm einen Shawl oder ein Shawlkleid — einen Rock oder Ueberwurf, wie es heißt vom gesegneten Leibe des Königs (æz tæne mæbārek) oder aus der gesegneten Garderobe (chæzineh mæbārekeh). Dieser Act der Investitur, welcher bei Verleihung eines hohen Amts oder bei Empfang eines königlichen Firmans stattfindet, heißt Chalat. Der Glückliche hat dann die Pflicht, angethan mit dem neuen Kleide, oder umgürtet mit dem Shawl, sich bei Hofe zu präsentiren; von da begibt er sich, hoch zu Roß, beneidet und gepriesen und in Begleitung zahlreicher Dienerschaft, stolz

nach Hause, wo er die Glückwünsche seiner Gäste und Clienten entgegennimmt, und sie dafür mit Scherbets und Süßigkeiten bewirthet. Die Poeten insbesondere vernachlässigen nie diese Gelegenheit, um ihrer Phantasie freien Spielraum zu lassen und einige Brosamen vom Tisch der Gnade zu erhaschen. Nach beendigter Ceremonie steht es dem Besitzer frei, das empfangene Geschenk zu verkaufen oder wieder zu verschenken, was von dem Geber niemals übel gedeutet wird. Der Schah fragte mich oft selbst, wie viel ich für ein von ihm empfangenes Pferd oder einen geschenkten Shawl gelöst habe, und machte gewöhnlich die Bemerkung, daß ich die Gegenstände zu billig verkauft habe. Dem Europäer erscheinen diese bunten, mit eingewirkten Palmen und Arabesken überladenen Gewänder vielleicht nur wie kostbare Schlafröcke, der Perser aber sieht sie mit ganz andern Augen an. Mag das Shawlkleid noch so alt und abgenutzt sein, der Träger ist stolz auf dessen Besitz und sieht mit Verachtung auf den Träger eines neuen Seidenkleides herab. Es gehört zu den Zeichen der guten Erziehung, daß man den Werth eines Pferdes, eines Teppichs und eines Shawl ziemlich genau zu tariren wisse. Selbst in ganz kleine Stücke zerschnitten, verliert der Stoff nur wenig an Werth; er wird dann nach dem Gewicht in miskale (Quentchen) verkauft und zu Besätzen und Einfassungen verwendet; man fertigt Beutelchen, Hauskappen u. s. w. daraus oder fügt die Stücke so künstlich zusammen, daß kaum eine Naht wahrzunehmen ist, womit eigene Kunstflicker (räfuger) sich beschäftigen. Fast alle Bestechungen werden mittels Shawls ausgeübt; je kostbarer der Stoff, desto seltener widersteht ihm eine männliche oder weibliche persische Tugend. Alte Shawls werden gewaschen und retouchirt, und erlangen dadurch wieder eine Frische, daß sie der Nichtkundige für neu hält. Ueberhaupt hegt der Perser kein Vor-

urtheil gegen die Benutzung schon getragener Kleidungsstücke, und es erscheint durchaus nicht auffallend, wenn ein Mann von Rang ein gebrauchtes Kleid für sich ankauft.

Die Kleider nach persischem Schnitt werden von einheimischen Schneidern, die nach europäischen Mustern von durchreisenden oder in den Städten etablirten Europäern gefertigt. Jeder Perser, von welchem Stand er auch sein mag, weiß genau, wie viel Stoff zu diesem oder jenem Kleide gehört; der Schneider kommt ins Haus, wo ihm das Ausmaß zu jedem Stück vorgerechnet und zugetheilt wird.

Die im Lande wohnenden Turkomanen behielten noch die Tracht der Steppenbewohner bei. Die Männer tragen eine cylindrische, dick mit Wolle ausgepolsterte Lammfellmütze und ein langes Gewand von schwarzgestreiftem, rothem oder bläulichem Seidenstoff. Die Frauen dieser Rasse gehen unverschleiert und sind mit einem langen, rothen Hemd bekleidet, das in der Mitte des Leibes durch den Gütel zusammengehalten wird; ein Zipfel ihres gelbseidenen Kopftuchs reicht bis an die Hüfte herab. Die Kurden sind durch ihren Turban, durch einen Burnus (abbā), welcher zebraartig gestreift ist, durch ihre Stiefel aus rothem Saffianleder kennbar. Die Nomaden kleiden sich im Winter in Wollfilze oder grobe Schafpelze; auch ihre runde oder konische Mütze besteht aus dickem Filz. Die Stämme am Kaspischen Meer tragen wegen des morastigen Bodens und der vielen Gebüsche enge und kurze Kleider, zu denen sie wasserdichte Stoffe, aus einem Gemisch von Rohseide und Schafwolle gefertigt, verwenden. Die Mullas werfen über ihre Kleider den weiten arabischen Mantel (abbā), aus Kamelhaar wasserdicht gewebt und von schwarzer Farbe; der Stoff wird am besten in Kerbetah bei Bagdad, auch in Kaschan und Kirman fabricirt.

Von Schmucksachen trägt der Perser gewöhnlich eine

schöne Savonette-Uhr, einen Ring mit Türkisen und einen einfachern aus einem kleinen Karneol mit amuletartig eingegrabenen Hieroglyphen. Außerdem führt er einen Rosenkranz, ein Petschaft, ein Tintenfaß und ein Federmesser bei sich.

Eine gute Uhr (saat) wird von ihm sehr in Ehren gehalten; er verwahrt sie sorgfältig in einem Shawlbeutelchen, im Monat Ramazan ist sie sein einziger Trost, denn sie zeigt die Stunde und die Minute, die ihn von Hunger, Durst und der Enthaltung vom Narghile erlöst. Er zeigt seine Uhr gern dem Europäer und fragt ihn um deren Werth und Preis, in der Voraussetzung, dieser müsse sich so gut darauf verstehen, wie er selbst auf sein Pferd und seinen Shawl. Einer Uhr englischen Fabrikats gibt er den Vorzug, und zwar ausschließlich der Savonette-Uhr (saate schikäri), weil ein zerbrochenes Glas im Lande schwer zu ersetzen ist.

Der Rosenkranz (tesbih) dient ihm theils zum Spielen, indem er an müßigen Tagen oft stundenlang die Körner durch seine Finger gleiten läßt, theils als Orakel in zweifelhaften Fällen (istecháret). Die Körner werden aus wohlriechendem Holz, aus Anthracit, aus der Erde vom heiligen Grab in Kerbelah u. s. w. geformt, und sind bei den höhern Ständen oft mit großen Zahlperlen untermischt.

Das Petschaft (muhr) ist jedem Perser unentbehrlich, weil nur die Beidrückung des Siegels einem Briefe oder einer Urkunde Rechtskraft verleiht; das Siegel vertritt die Stelle der Namensunterschrift. In einen Karneol wird der Name des Eigners oder ein Attribut der Gottheit kunstfertig gravirt und mit feinen, flachen Arabesken und Gewinden umgeben, sodaß eine Nachahmung äußerst schwierig ist. Die Fassung des ovalen oder viereckigen Steins besteht aus Silber oder Gold; nach oben wird ein kleiner Edelstein eingelassen, damit man das Siegel nicht verkehrt aufdrücke.

An den Stein wird dann ein kurzes, senkrechtes Stäbchen angelöthet, welches durch ein Charnier mit einem Ring zusammenhängt. Hochgestellte Personen haben gewöhnlich mehrere Petschafte: für Urkunden, Privatbriefe u. s. w., welche sämmtlich an einer Quaste aus Gold- oder Silberfäden aufgereiht sind; diese Quaste tragen sie, in einem feinen Beutelchen sorgfältig verwahrt, fast immer in der Tasche bei sich.

Den Türkisenring (anguschte firuze) betrachtet der Perser als Glück bringenden Talisman, denn firuz bedeutet zugleich Türkis und Glück; sowie sich sein Glück, seine Laune oder das Wetter trübt, hält er den Ring schräg vor das Auge, und der Azurnimbus, den er darum erblickt, spiegelt ihm das reine Himmelblau vor und erinnert ihn an heitere Tage. Dies ist auch der Grund, warum er soviel auf seinen Türkis hält und sich nur sehr schwer durch Verkauf oder Schenkung von demselben trennt, warum er für einen Stein, der seinen Beifall findet, oft den enormen Preis von 150 Dukaten zahlt, ein Preis, welcher in Europa nie dafür erzielt werden könnte. Die beliebteste Form des Steins ist die eines weiblichen Busens, doch wird auf die Größe so hoher Werth gelegt, daß man sich scheut, der Form wegen beim Schliff ein Stückchen zu opfern. Die schönen tiefhimmelblauen sind am meisten geschätzt, man nennt sie Abdul-Rezai; auch der weißlichblaue (schirbām), wenn er nur von der alten Mine (kuhne maden) und nicht fleckig (bæræz, leprös) ist, wird nicht verschmäht. Eine Abneigung herrscht nur gegen die ins Grünliche spielenden Arten (madene nau, neue Mine), weil sie die Farbe wechseln und hygroskopisch sind. Uebrigens verstehen es die Händler, letzterm durch langes Aufbewahren in Speichel eine schöne blaue Färbung zu geben, welche sich freilich nach einigen Tagen wieder verliert, sodaß der Unkundige, besonders der

Europäer, leicht betrogen wird. Nach den religiösen Luxusgesetzen darf der Stein nicht in Gold gefaßt sein, er wird in einem dünnen Silberreif getragen.

Ueberhaupt besitzt der Orientale eine große Vorliebe für Edelsteine (dschewäher), besonders für die farbigen, wie Rubine und Smaragde, und zwar nicht blos des Geldwerths halber, sondern er betrachtet sie mit eigenem Wohlgefallen und wird von ihrem Anblick angenehm berührt. Er kauft Steine, welche er nie trägt, auch niemand zeigt; es genügt ihm, sie von Zeit zu Zeit zu betrachten und zu bewundern, mit einem Wort, er ist Liebhaber, er schätzt den Stein um seiner selbstwillen. Nichts ist dem Perser so verhaßt als ein falscher Stein; mit Kennerauge weiß er ihn sogleich herauszufinden. Eine wenn möglich noch größere Verehrung zollt er der Perle (murwārid, lulu). Ueber ihr Entstehen und Wachsthum hat er viele poetische Erzählungen und Vergleiche in Bereitschaft; er sieht weniger auf ihre Farbe und Form als auf ihre Echtheit. Bei großen Festen erscheinen die Prinzen und Minister mit Dschubbes, welche eine breite Bordure von angenähten Perlen haben und auch oben am Schlusse durch zwei Quasten Perlen zusammengehalten werden. Diese Kleider sind oft Investiturgeschenke des Königs. Den genannten Edelsteinen sowie der Perle wird eine herzstärkende Kraft zugeschrieben, daher sie auch sämmtlich in der persischen Medicin häufig Anwendung finden.

In den kleinen, unansehnlichen Karneolring, welchen der Perser trägt, sind entweder die Namen der Propheten oder ein Attribut der Gottheit, oder einige unverständliche, abergläubische Zeichen und Striche eingravirt. Vor dem Gebet legt man die Ringe, überhaupt jeden Schmuck ab, sowol um gehörig die Ablution vornehmen zu können, als auch um in Demuth vor dem Höchsten zu erscheinen.

Ebenfalls sehr geschätzt sind in Persien die Waffen aller Art. Mit Ausnahme der Schreiber und Gewerbtreibenden trägt fast jedermann, vom König bis zum Diener abwärts, das breite Tscherkessenmesser (kæmeh) im Gürtel, dessen Griff und Scheide zierlich mit Silber und Email ausgelegt zu sein pflegen. Die besten Klingen werden vom Kaukasus importirt. Der Perser ist zu friedfertig, als daß er, wie der Tscherkesse, diese furchtbare Waffe häufig zum Angriff oder im Streit benutzen sollte, sie dient ihm mehr zu Prunk und Zierde und als Werkzeug in häuslichen Geschäften. Als man dem Großvezier den Emir bei einer mittels des Kameh erfolgten Verwundung vorstellte, er möge das Tragen desselben verbieten, erwiderte er: „Ich sehe es gern, daß die Männer Waffen tragen; aber wehe dem, der ohne Grund das Kameh zieht.“ In früherer Zeit war auch der gebogene Dolch aus damascener Stahl (chændscher) sehr im Gebrauch. Man trug ihn auf der rechten Seite und bediente sich seiner vorzugsweise zum Bauchaufschlitzen; er kam jedoch aus der Mode, und nur selten sieht man noch einen Luti damit bewaffnet.

Von andern Waffen finden sich in den Häusern der Großen Säbel aus damascener Stahl (schemschir), denen oft, je nach ihrem Alter und dem Meister, von welchem sie stammen, ein fabelhafter Werth, von 200—500 Dukaten, zugeschrieben wird; ferner einige Flinten mit gezogenem damascenirtem Rohr, meist von vortrefflicher Arbeit, aber zu theuer und zu schwer, daher die in Europa gefertigten Gewehre mehr und mehr Aufnahme finden.

Die im Harem übliche Kleidung der Frauen ist sehr verschieden von der, welche auf der Straße getragen wird, weil letztere dazu bestimmt ist, alle Körpertheile den Augen der Vorübergehenden zu entziehen und sozusagen alle Frauen im Aeußern zu nivelliren. Zu Hause trägt die Frau den

Kopf mit einem leichten Shawlkäppchen bedeckt, aus welchem nach hinten die Zöpfe hervorwallen. Das Hemd besteht aus dünnem Flor, rosa oder blau, auch mit kleinen Goldblümchen durchwebt, und ist an der Ausschweifung wie an den Rändern mit Goldtressen besetzt; es läßt den Busen vollständig durchscheinen, während es, nur bis an den Nabel reichend, den Bauch ganz frei und unbedeckt läßt. Ein kurzes Leibchen aus Shawl, Seide oder Brocat, eng anliegend und vorn weit ausgeschnitten, reicht bis zu den Weichen. Ein Wams (kuledscheh), im Schnitt dem der Männer gleichend, ergänzt die Kleidung des Oberkörpers. Statt der Röcke trägt die Perserin mehrfache Unterhosen (zirdschämeh) und darüber eine sehr faltenreiche Pluderhose (dschämeh) aus feinem Seidenstoff, welche sämmtlich bis gegen das untere Drittheil des Unterschenkels reichen. Durch die Menge der übereinander getragenen Unterhosen und die faltenreiche Oberhose erhält der Anzug das Ansehen eines Reifrocks. Die maßlose Verschwendung an Stoff und der Luxus, der insbesondere mit diesem Kleidungsstück getrieben wird, bilden die Klage aller Ehemänner, daher die Regierung sich mehrmals bemüßigt fand, gesetzliche Schranken hierin anzubefehlen, was jedoch, wie begreiflich, stets fruchtlos blieb; denn die Macht des jetzigen Schah ist nicht so groß wie seinerzeit die des Schah Ahasverus, welcher durch Reichspatente verkünden ließ, daß jeder Mann Herr im Hause sei und daß die Frauen gehorchen müßten (Buch Esther, 1). Der Luxus geht sogar so weit, daß einige hochgestellte Damen, trotz der Unbequemlichkeit, Beinkleider aus kostbarstem Shawl tragen. Es ist überhaupt eine allgemeine Klage der Perser, daß die Frauen durch ihre maßlose Putzsucht den Mann ruiniren, sodaß, wo mehrere im Hause leben, die Ausgaben auf rechtmäßige Weise kaum zu erschwingen sind. Bedenkt man jedoch, daß eben die Kleider und der angeschaffte Flitter im

Fall der Trennung meist die einzige Habe sind, welche diese unglücklichen Wesen mitnehmen dürfen, so wird man nachsichtiger über sie zu urtheilen geneigt sein. In Zeiten der Noth wird ein Stück nach dem andern verpfändet, bis endlich der Vorrath erschöpft ist. Geht jedoch eine Frau auf der Straße, oder reitet sie in Begleitung der Diener aus, so trägt sie eine weite indigoblaue Hülle (tschāder), welche den ganzen Körper von Kopf bis Fuß dominoartig vermummt. Vor dem Gesicht hängt ein langes, schmales, weißes Tuch (rubænd), das in der Gegend der Augen einen gitterförmigen, ovalen Ausschnitt zum Sehen hat. Dieser dichte Schleier ist besonders im heißen Sommer sehr belästigend, daher die Frauen ihn von Zeit zu Zeit ein wenig zu lüften gezwungen sind. Der Anstand erheischt, daß man bei Begegnung einer Frau die Augen abwende. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhose angezogen, welche die Füße von den Zehen bis zur Hüfte bekleidet, also einer Hose mit angenähten Strümpfen gleicht (tschæchtschur). Die Pantoffel sind eigenthümlich gebaut; sie sind so klein, daß eigentlich nur die Fußspitze darin Platz findet und die Sohle kaum bis zur halben Ferse reicht. Die Frauen können daher nur mit der Fußspitze auftreten, was sie jedoch nicht merklich im Gehen hindert. Im ganzen ist also das Straßencostüm der Perserinnen ebenso ungraziös — denn es hüllt den Körper sackartig ein und läßt keine Formen und keine Haltung erkennen, kein Alter unterscheiden — wie lästig, denn es erschwert die Respiration; allein es leistet zwei im Orient für sehr wesentlich erachtete Dienste, indem es erstens das Antlitz der Frau jedem profanen Blick entzieht, zweitens der Trägerin selbst die Möglichkeit verschafft, unerkannt geheime Ausflüge zu unternehmen und Orte zu besuchen, welche ihr sonst nicht zu besuchen gestattet wäre. So begegnet man

im Bazar Frauen in schlechter, abgenutzter Hülle, die beim Sprechen durch die Eleganz ihrer Ausdrucksweise verrathen, daß sie den höhern Ständen angehören. Der europäische Arzt wird nicht selten in seinem Hause von einer Frau, dem Anscheine nach aus dem Volke, wegen einer geheimen Krankheit consultirt; er fühlt ihr den Puls und entdeckt ein kostbares Armband. Häufig kam es mir in den spätern Jahren meines Aufenthalts vor, daß ich, zum ersten mal in ein Haus gerufen, von einer der Damen gefragt wurde, ob ich sie nicht kenne, sie habe mich ja schon besucht und sich von mir behandeln lassen.

Natürlich lieben die persischen Frauen auch Schmucksachen aller Art, als Ohrringe, Spangen zur Befestigung des Schleiers, Arm- und Fußbänder (pābend und destbend). Letztere, gewöhnlich von Perlen, verleihen ihnen, bei dem graziösen Gang und der feinen Bildung der Extremitäten, vorzüglich um das Fuß- und Handgelenk, besondern Reiz. Damen vornehmen Standes pflegen einen Diamantstrauß von hohem Werth zu tragen. Die Sitte, einen Ring durch den Nasenknorpel zu ziehen, ist nur bei einigen tatarischen und afghanischen Stämmen üblich.

V.

Ruhe und Bewegung. Jagd. Gymnastik.

Sitzen und Stehen. Schlafen und Wachen. Kneten. Schlafstelle. Wo soll der Europäer schlafen? Gehen und Laufen. Reiten. Reisen. Reiterspiele. Jagd (die Falkenjagd, königliche Jagden, Jagdabenteuer, Verschenken des Wildes, Kamelkampf, die jagdbaren wilden Thiere). Gymnastik (Heilgymnastik, Turnanstalten, die verschiedenen Uebungen, Saadi's Erzählung, Schwimmen, Fechten, Schießen). Schlußbetrachtung.

A. Ruhe und Bewegung.

Beim Perser gilt das physikalische Gesetz der Trägheit und Bewegung. Sich selbst überlassen, huldigt er gern der erstern; doch einmal durch Umstände in Bewegung gesetzt, leistet er Erstaunliches, ja er würde bis ins Unendliche sich fortbewegen, wenn ihn nicht Reibungen in den frühern Zustand der Ruhe und Trägheit zurückversetzten. Dies gilt sowol für die körperliche wie für die geistige Thätigkeit und Ruhe, wie wir im Verlauf des Kapitels ersehen werden.

Zum Sitzen (nischesten) bedient sich der Orientale bekanntlich nicht der Sessel. Der Perser hat nicht einmal Divans, sondern sitzt auf dicken Filzen und untergebreiteten Teppichen, und zwar nicht auf türkische Weise mit gekreuzten Beinen, sondern er ahmt dem Kamel nach, er beugt die

Unterschenkel im Knie, schlägt sie nach rückwärts, streckt den Fuß im Sprunggelenk, sodaß er mit dem Unterschenkel fast einen Winkel von 180 Grad macht, und setzt sich so, daß die Sitzknorren auf die Fersenbeine zu liegen kommen und hiermit der Schwerpunkt des Körpers fast ganz auf letztern ruht. Man nennt diese Positur tschehär zänu nischesten, d. i. auf vier Knien (Gelenken) sitzen. In der Regel wird der Rücken nicht gestützt, er bleibt frei; nur wer sich's zu Hause bequem machen will, lehnt sich an ein cylinderförmiges Polster (bälisch) als Stützpunkt. Das Niedersetzen erfordert eine gewisse Eleganz; man darf sich dabei nicht mit den Händen stützen und muß seine Kleider so ordnen, daß sie die Knie und Füße vollkommen decken, besonders aber von letztern nichts gesehen wird. Der Ankömmling nimmt je nach seinem Rang entweder unaufgefordert sofort neben dem Herrn des Hauses Platz, oder setzt sich absichtlich in weiter Entfernung von demselben, um seine Submission anzuzeigen, bis er erst nach vielen Betheuerungen und Aufforderungen näher rückt. Eine ähnliche Etikette beobachtet auch der Hausherr selbst; er erhebt sich, gemäß dem Range des Eintretenden, ganz oder nur zum Theil, oder er macht nur Miene es zu thun; dazwischen liegen so viele Nuancen, daß man sie erst nach längerm Aufenthalt im Lande zu würdigen versteht. Dasselbe Ceremoniell gilt auch beim Aufstehen. Der Perser erhebt sich nicht gern vor dem Europäer, obwol er in diesem Punkte nicht die gleiche Strenge wie der Türke beobachtet; doch weiß er durch allerhand kleinliche Vernachlässigung des Ceremoniells seine Superiorität anzudeuten. Der mit der persischen Etikette unbekannte Europäer glaubt sich oft durch die Aufnahme besonders geehrt, während die kundigen Zeugen den Mangel des Herkömmlichen gleich bemerken und nicht unterlassen, seine Leichtgläubigkeit zu belächeln.

Erst nachdem er sich niedergelassen, grüßt der Ankömmling durch Blicke oder durch Beugung des Oberkörpers die versammelte Gesellschaft sowie jeden einzelnen in der Reihenfolge des Ranges, den er in seinen Augen einnimmt. In dieser hockenden Stellung verharrt man oft stundenlang; sich zu bewegen, verbietet der Anstand, besonders wenn man in Gesellschaft von Leuten höhern Ranges sich befindet. Dem Europäer wird sie sehr lästig, schon wegen der engen Beinkleider nach europäischem Schnitt. Er hat bei längerer Dauer ein Gefühl wie von Ameisenkriechen, und endlich tritt vollkommenes Einschlafen der Extremitäten ein, so zwar daß er beim Aufstehen nur mit Mühe sich auf den Beinen erhalten kann, oder gar wieder zusammensinkt; doch gewöhnt er sich mit der Zeit auch an die Sitzweise der Perser und ahmt sie vollkommen und ohne Beschwerde nach, wie es bei mir der Fall war. Wenn nicht öfters, wie man vermuthen sollte, Entzündungen des Kniegelenks oder des Schleimbeutels der Kniescheibe entstehen, so erklärt sich dies dadurch, daß der Schwerpunkt des Körpers nicht wie bei gewöhnlichem Knien auf der Kniescheibe, sondern auf dem Fersenbein ruht. Besuchenden Europäern werden nicht selten Stühle angeboten, deren in guten Häusern zwei bis drei Stück vorräthig zu sein pflegen. Der Perser findet das Sitzen auf Stühlen unbequem, er weiß nicht, was er mit den Unterschenkeln anfangen soll; nach einiger Zeit vergißt er sich und sitzt wieder nach persischer Weise, was ihm dann beim Erheben und Aufstehen vom Sessel große Schwierigkeiten bereitet.

Nichts ist dem Perser so unbequem als S t e h e n (istäden), daher er sich nur im Nothfall dazu bequemt. In Gegenwart des Schah müssen alle ohne Ausnahme stehen; nur hier und da ladet er bei längern Geschäften, z. B. behufs der Einsichtsnahme in ein Schriftstück u. s. w., zum

Sitzen ein. Auch mir wurde immer die Erlaubniß zum Sitzen gegeben, wenn ich dem Schah Unterricht ertheilte oder ihm eine europäische Zeitung in persischer Sprache vorlas. Kinder, gleichviel welchen Alters, müssen in Gegenwart ihrer Aeltern oder des Chefs des Hauses stehen, wenn ihnen nicht speciell zu sitzen erlaubt wird, was jedoch nur selten geschieht. Dasselbe gilt von den Dienern. Ist der Perser zum Stehen gezwungen, so sucht er die Hände entweder in den Aermeln zu verbergen oder er kreuzt sie über der Brust, sodaß die Finger nicht sichtbar werden. Muß er an einem Ort, wo keine Teppiche ausgebreitet sind, längere Zeit verweilen, so wählt er die Stellung, welche bei der Evacuatio alvi stattfindet; bei gestütztem Rücken kann er darin, ohne zu ermüden, erstaunlich lange Zeit aushalten.

Der Schah sitzt abwechselnd auf persische oder türkische Weise. Auch sind in seinen Sälen mehrere mit Türkisen oder Mosaik ausgelegte Sessel, Divans und Ruhebetten aufgestellt; doch bedient er sich ihrer fast nie zum Sitzen, wegen der Unbehaglichkeit, welche ihm die Stellung der Unterschenkel verursachen würde. Zwingt er sich dennoch dazu, so hält er die Fußspitzen nach einwärts gegeneinander gekehrt. Obgleich dies einen unschönen Anblick gewährt, pflegen ihn persische Maler in dieser Stellung abzubilden.

Schlafen und Wachen (chāb u bidāri) hat der Perser merkwürdig in seiner Gewalt. Wenn ihm Beschäftigung mangelt, wenn er seines Amts verlustig geworden, kann er fast Tag und Nacht schlafen, während er bei gegebener Arbeit wieder durch Monate und Jahre die Schlafzeit auf wenige Stunden herabsetzt. Im Ramazan wechselt er plötzlich einen ganzen Monat lang die Lebensweise; er schläft dann den Tag über, während er nachts Nahrung zu sich nimmt und seinen Geschäften obliegt. Nach Ablauf dieses Monats kehrt er wieder zur gewöhnlichen Tagesordnung

zurück, ohne daß auffallende Störungen seiner Gesundheit eintreten. Auf Reisen wacht er nachts und schläft am Tage, welche Lebensweise bei den kurzen Stationen oft zwei Monate andauert. Zu Hause hingegen macht er alle Geschäfte bei Tage ab und schläft dann die ganze Nacht. Er geht zeitig zu Bett und steht bereits vor Sonnenaufgang auf, weil die Erfüllung religiöser Pflichten ihn dazu nöthigt. Nachmittags hält er gern eine Siesta.

Eine eigene Vorliebe besitzt der Perser, wenn er nicht einschlafen kann oder sich ermattet fühlt, oder auch blos der Annehmlichkeit halber, sich kneten zu lassen (dælk, muschtemāl). Bei dem geringsten Unwohlsein sitzen zwei Personen an seinem Bett, welche ihm abwechselnd die ganze Nacht hindurch sanft die Glieder reiben. Der König läßt sogar oft bei Tage durch die Kämmerlinge stundenlang diese Manipulation an sich ausführen, und an einem Minister, der krank zu Bette lag, sah ich die Besuchenden sich mit Kneten einander ablösen. Es scheint dadurch ein angenehm wollüstiges Gefühl erzeugt zu werden, das zum Schlafe einladet. Ich kannte auch Europäer, und zwar von sehr gebildetem Stande, welche nach längerm Aufenthalt im Lande diese Gewohnheit annahmen, unter andern einen ausgezeichneten Arzt, der in den letzten vier Tagen seines Lebens nur durch das Kneten einige Erleichterung seiner Schmerzen und einige Ruhe finden konnte.

Besondere Schlafzimmer kennt man in Persien nicht, ebenso wenig Betten. Jeder bereitet sich, wo es ihm gefällt, auf dem Zimmerboden sein Lager. Dasselbe besteht: aus einer nur 4 Fuß langen, mit Baumwolle oder, bei den ärmern Klassen, mit Schafwolle gefüllten Matratze (duschek), oben mit einem Einsatz, dem sogenannten Spiegel, von kaschaner Sammt; aus einer sehr langen und breiten Decke (læhāf) von Kattun oder Calicot, mit Baumwolle durchsteppt und

ebenfalls oben mit einem Spiegel von Indienne, Seide oder Shawl versehen; und aus dem cylinderförmigen, an beiden Seiten mit starken Quasten verzierten Polster (bālisch, auch mutakko). Der Gebrauch von Leintüchern scheint dem Perser überflüssig, weil er in seinem Leibrock schläft, also die Rauhigkeit des Sammts nicht empfindet. Unmittelbar nach genommener Abendmahlzeit legt er sich schlafen; er ist der Meinung, daß die von den genossenen Speisen erzeugten Dämpfe (buchāre-gæzā) den Schlaf unterstützen. Die Oberkleider werden abgelegt und eine dicke Nachtmütze (schebkulah) über die Ohren gezogen. So liegt er ausgestreckt auf der Matratze, welche nur bis zum Halse reicht, sodaß Hals und Kopf bloß auf dem Kissen ruhen. Die Füße ragen gewöhnlich über der kurzen Unterlage hervor, selbst im Winter, während auch im Sommer und im Hochsommer bei der Siesta die Decke sorgfältig über den Kopf gezogen wird. Im Sommer jedoch ist es in den Städten fast unmöglich in den Zimmern zu schlafen, denn erstens wird die Luft so drückend (chæffeh), daß man kaum athmen kann, und zweitens lassen im gesperrten Raum die belästigenden Mücken keinen Schlaf zu.

Man unterscheidet zweierlei Arten von Mücken, die großen (peschsche) und die kleinen, kaum sichtbaren, erdfarbigen (chāki). Der Stich der letztern ist um so empfindlicher, als der Schmerz nicht auf eine Urticaria-Quaddel beschränkt bleibt, sondern sich über große, weite Körperstellen verbreitet. Gegen die erstern kann man sich allenfalls durch ein dünnes Florgewebe (peschedān) schützen; letztere sind aber so klein, daß sie durch das feinste Gewebe dringen, andererseits vermögen sie nicht gegen die schwächste Luftströmung zu steuern, daher sie wol im Zimmer, doch sehr wenig im Freien belästigen. Aus diesen Gründen schläft der Perser während des Sommers auf dem platten

Dach, wo fast immer ein lebhafter Luftzug herrscht. Eine eigenthümliche, auch in Indien beobachtete Erscheinung ist es, daß der Ankömmling im ersten Sommer seines Aufenthalts mehr von den Insekten geplagt wird; sie verleiden ihm Schlaf und Ruhe, jeder Stich verursacht ihm schmerzhaftes Jucken, er wird so irritabel, daß er sich unaufhörlich und selbst an solchen Stellen kratzt, wo ihn kein Stachel eines Insekts erreichte; die Unruhe, der Mangel an Schlaf und das anhaltende Kratzen bewirken, daß er des Morgens ganz verstört und am ganzen Leibe zerfleischt sich vom Lager erhebt. Bleibt er indessen längere Zeit im Lande, so ist ihm zwar, wie dem Perser auch, der Stich empfindlich, allein der Schmerz beschränkt sich auf die verwundete Stelle und verschwindet bald wieder. Ich selbst und die mit mir Angekommenen litten im ersten Sommer furchtbar; wir wurden so zugerichtet, daß wir des Morgens kaum kenntlich waren; ein Säugling bekam häufige Fieberanfälle davon. Später aber wurden wir nicht mehr als die Eingeborenen belästigt. Das Factum steht fest, man sucht es auf zweierlei Art zu erklären. Gewöhnlich nimmt man an, der Europäer besitze eine eigenthümliche Perspiration, welche die Insekten anlocke und zu häufigern Stichen einlade, bis im Laufe der Jahre seine Natur nach und nach jener der Eingeborenen ähnlich werde. Diese Erklärung ist es auch, zu welcher sich die Anglo-Indier hinneigen; sie scheint mir jedoch nicht stichhaltig, denn der Perser und der Acclimatisirte werden ebenso häufig gestochen, nur bleibt bei ihnen der Schmerz auf die Stichstelle beschränkt. Auch ist es nicht der Stich, welcher so sehr schmerzt, sondern die Fortpflanzung der Urticaria auf große Partien, wie dieselbe nach dem Gesetz der Continuität auch bei andern Urticaria-Ausschlägen in Europa stattfindet. So erinnere ich mich, daß sich, als ich im Jahre 1859 eine Nacht in Kaschan zubrachte, des Morgens mein

Gesicht und alle unbedeckt gewesenen Körpertheile ganz mit Blutsuffusionen bedeckt fanden, ohne daß ich dadurch im Schlafe gestört worden war. Darum halte ich die andere Erklärung für wahrscheinlicher, daß nämlich im ersten Jahr eine Art Impfung mit dem Insektengift stattfindet, welche nach hinlänglicher Sättigung des Körpers eine Immunität gegen die Fortpflanzung der Urticaria erzeugt. Mit letzterer Hypothese erkläre ich mir auch folgende Thatsache. Als ich im Sommer 1859 von Schiraz zurückkehrte, kam ich auf Einladung des Ilchani vom Stamme Kaschkäi in eine Station westlich von Persepolis, wo unsere Pferde von einer Bremse dermaßen zugerichtet wurden, daß alle zarten Theile unter dem Bauche bluteten; ich mußte schleunigst mit ihnen die Station verlassen, denn es war mir schon früher erzählt worden, daß nicht selten Thiere an dem verursachten Blutverlust sterben. Und doch weiden zahlreiche einheimische Heerden an dieser Stelle und verweilen wochenlang daselbst, ohne zu erkranken. — Da in Ermangelung von Bettstellen das Bettzeug, nur in eine weite Seidendecke (tschäder-scheb) gehüllt, auch Tags über in einem Winkel des Zimmers liegen bleibt; da es nie gewechselt, gelüftet oder gewaschen wird, und da der Perser in den Kleidern schläft: darf es übrigens nicht befremden, daß sich viele Insekten darin einnisten, besonders Kleiderläuse, welche fast in keinem Hause fehlen.

Es entsteht nun die wichtige, man kann sagen die Lebensfrage für den im Orient reisenden oder domicilirenden Europäer, ob er der persischen Sitte gemäß erstens im Freien, und zweitens auf dem platten Boden schlafen soll. Sehr erfahrene Reisende widerrathen ersteres entschieden, indem sie Erkrankung an Fiebern und Dysenterien als unausbleibliche Folge davon angeben. So sagt Heinrich Barth in seinem großen Reisewerke, II, 583: „Leider ließ ich mich durch die frische Kühlung in meiner «Saure»

im Gegensatz zu der schwülen Luft in der innern Hütte wiederum verleiten, die ganze Nacht zu bleiben, wo ich war, obzwar ein Gewitter losbrach und die Luft sehr feucht machte. Der fieberhafte Reisende läßt sich nur zu leicht zu solchem Verfahren verleiten, aber ich bin überzeugt, daß es verderblich ist. Die Kühlung draußen ist verführerisch und führt den Reisenden ins Verderben.“ Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der plötzliche Temperaturwechsel, der nach Mitternacht und vor Sonnenaufgang eintritt, ferner der Wasserniederschlag und der Thau häufig zu den genannten Leiden Veranlassung werden. Die Bewohner am Kaspischen Meere sind hierdurch gezwungen, nachts in den Häusern zu schlafen. Allein in den trockenen, alles Niederschlags baren Hochebenen bleibt nur die Alternative, entweder die Nächte schlaflos zuzubringen und sich in steter Unruhe, von Luftmangel beängstigt, von den Stichen kleiner und großer Mücken zerfleischt, auf dem Pfühl zu wälzen, oder, der Landessitte folgend, die Nacht auf dem Dache zuzubringen. Meines Erachtens ist die Weise der Perser jedenfalls vorzuziehen, denn Schlaflosigkeit und ihre Folgen schwächen den Organismus und prädisponiren ihn zu Fiebern. Natürlich muß dabei auch insofern der Landessitte Rechnung getragen werden, daß man trotz der Hitze im Anfang der Nacht sich gehörig zudeckt, weil sonst die um Mitternacht eintretende Abkühlung leicht Frösteln erzeugt und Dysenterie herbeiführen kann.

Was hingegen das Liegen auf dem platten Fußboden betrifft, so halte ich eine gewisse Erhöhung des Lagers für zweckdienlicher und bequemer, abgesehen davon, daß sie einigen Schutz gegen Insekten, Skorpionen und Solpugen gewährt. Wenn möglich, führe der Europäer ein leichtes, zusammenlegbares Feldbett mit sich. Barth, II, 596, äußert sich darüber: „Zehn bis zwanzig Fuß erhöhte, frei auf Pfählen

ruhende luftige Hütten werden sicherlich für europäische Reisende in diesen Gegenden von unendlich wohlthätiger Wirkung sein." Bedenkt man überdies, daß in den meisten Höfen Becken mit stagnirendem Wasser und Gärtchen mit niederer Buschvegetation sich befinden, welche vorzüglich die Mücken herbeiziehen und Fieber begünstigen, so wird die Zweckmäßigkeit des Schlafens auf den Dächern mit erhöhter Unterlage um so mehr einleuchten. Mehrere Fuß Elevation sind schon ein bedeutendes Moment zur Hintanhaltung der genannten Uebel. Als Beweis mag die allgemein constatirte Erfahrung gelten, daß bei herrschenden Wechselfieberepidemien Personen, welche in obern Gemächern (bälächäne) wohnen, seltener erkranken als die Bewohner der Erdgeschosse. Aus diesem Grunde werden etwa 3—5 Fuß über das Hofniveau sich erhebende Erdgeschosse mit darunter befindlichem Keller vorgezogen. Auch greift die Sitte immer mehr um sich, in großen Lagerplätzen ein Feldbett als Schlafstelle mit sich zu führen. Ich kann nicht genug die Beobachtung dieser scheinbaren Kleinigkeiten empfehlen, denn schon oft ist leider das Leben europäischer Reisender durch ihre Vernachlässigung verwirkt worden.

Für Säuglinge hat man eine Art Wiege (gewäre), einen kleinen Kasten, der vermittels Zapfen an den seitlichen Postamenten geschwungen wird. Häufiger jedoch ist eine kleine Matte in Gebrauch, die, mit Stricken an zwei Bäume oder Pfähle gebunden, einmal in Bewegung gesetzt, lange Zeit fortschwingt und unterdeß die Verrichtung häuslicher Geschäfte gestattet.

Der Umstand, daß der Perser fast zu jeder Tagesstunde schlafen kann, wird oft als Vorwand benutzt, um Besucher abzuweisen. Der Diener antwortet dann auf die Frage nach seinem Herrn: „Chāb-est!" (Er schläft!), gegen welchen Bescheid nichts übrigbleibt als unverrichteter Sache abzuziehen,

oder dem Diener sein Anliegen vorzutragen und ihm, was namentlich der Arzt immer thun muß, zu befehlen, daß er den Schlaf des Herrn unterbreche.

Zu Fuß geht der Perser nur, wenn er muß, bei besondern Veranlassungen und wegen Mangel an einem Pferde. Einen Spaziergang der Bewegung halber zu unternehmen, ist nicht gebräuchlich. Nur Frauen und Leute der untern Klassen machen Promenaden in die nahegelegenen Gärten oder in die Bazars der Stadt, meist aus Neugierde und um ein Spectakel (tæmäschā) zu sehen. Der Gang des Persers ist graziös, seine Haltung schön und gerade. Es gibt Boten (piädeh ḳäsed), welche weite Wege mit der halben Schnelligkeit eines Postkuriers durchlaufen; ebenso sind Knechte und andere Leute des Volks, wenn es sein muß, oft ganze Tage im raschen Schritt auf den Beinen, ohne zu ermüden. Man merkt ihnen, wie es bei den Türken wol der Fall ist, durchaus nicht ihre Sitzart an. Die Läufer des Königs (schätire-shäh), welche ihn auf seinen raschen Ritten stationsweise begleiten, erregen mit ihrer Schnelligkeit Bewunderung und Mitleid. Sie werden durch den Gürtel und eine feste Bandage um die Unterschenkel in ihrem Lauf unterstützt.

Die gewöhnliche Locomotion wird zu Pferde, zu Esel, Maulthier oder Kamel gemacht. Der Perser ist ein geborener Reiter; zu Pferde fühlt er sich frei, kennt er keine Ermüdung. Ebenso wenig wie sein Pferd abgerichtet wird, ebenso wenig lernt der Perser das Reiten; es versteht sich bei ihm von selbst, wie das Gehen; das Kind wird schon mit drei Jahren auf Reisen von der Mutter auf dem Sattel gehalten. Er sitzt sehr kurz im Bügel, so zwar daß die Knie in mehr als rechtwinkeliger Beugung sind. Fällt er, was nicht selten geschieht, vom Pferde, so macht er nicht das mindeste Aufheben davon, sondern besteigt, unter Fort-

setzung der angefangenen Conversation, gleichmüthig wieder sein Roß. Er reitet gewöhnlich einen guten Schritt (ḳadem) oder den Paßgang (jurge), selten Galop; der Trab ist ihm fast unbekannt. Durchschnittlich macht man auf Reisen eine Station von 5—5½ Meilen, im Nothfall auch 9—12 Meilen des Tags auf demselben, 18—20 Meilen auf gewechselten Pferden. Frauen sitzen auf dieselbe Weise zu Pferde wie die Männer, und ich sah Frauen bei vorgeschrittener Schwangerschaft reiten, ohne daß es einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Zustand gehabt hätte. Es scheint hiernach ein Vorurtheil, daß die einseitige Reitmethode für Frauen nothwendig sei; sie ist auch nur für kleinere Luxusritte anwendbar, bei größern Reisen aber für Frau wie Pferd gleich unpraktisch, weil weder das nothwendige Gleichgewicht noch die richtige Vertheilung der Last mit ihr erreicht werden kann. Dem Perser gilt es als Regel, daß die zeitweilige Ueberbürdung eines Thieres diesem durchaus nicht schade, wenn es nur auf beiden Seiten gleichmäßig beladen ist, daß jedoch schon eine geringe Belastung, wenn ungleich vertheilt, es zu Grunde richte.

Für eine weite Reise bereitet der Perser sich und seine Thiere vor, indem er mehrere Tage vorher kleinere Uebungsritte mit ihnen unternimmt, um sich und seine Thiere, mit Beobachtung der nothwendigen Uebergänge, aus dem Zustand der Roheit — wie er sich ausdrückt — herauszubringen. In derselben Absicht legt er am ersten Reisetag nur eine kleine Strecke zurück und beginnt stets den Weg, welche Eile er auch haben mag, im langsamen Schritt; erst allmählich, wenn Reiter und Roß warm geworden, treibt er es zu rascherm Laufe an. Es ist eigenthümlich, daß die Pferde aus Gewohnheit und Instinct dieselben Regeln befolgen; aus dem Stall geführt, geht das edelste Araberroß den ersten Theil des Weges ganz langsam, sodaß der Unkundige

versucht ist, es für faul zu halten; doch allmählich beschleunigt es den Schritt immer mehr, zumeist gegen das Endziel, wenn es den Weg schon einmal zurücklegte und die Station kennt. Er macht mit seinem Pferde keine Reiterkünste, sondern überläßt es fast immer sich selbst und dem gewöhnlichen Schritt. Ein Pferd, das sich bäumt und viel Muth, besonders zu Anfang des Wegs, zeigt, verschmäht er für die Reise, weil er behauptet, daß es sich bald erschöpft, die Mühen der Reise nicht aushält und auch die Kräfte des Reiters zu sehr in Anspruch nimmt. Als erstes Erforderniß eines edeln Pferdes betrachtet er Ruhe und Folgsamkeit.

Wenn er oder sein Roß bei der Bewegung leicht in Schweiß gerathen, gilt ihm dies als Zeichen, daß beide noch nicht genugsam für eine anhaltende Reise vorbereitet sind. Ungern hält er unterwegs an; er reitet am liebsten in einem Zug bis zu dem vorgesteckten Ziele. Wird sein Thier bei erhitztem Leibe durstig, so läßt er es zwar, an einer Quelle angelangt, trinken, setzt es aber darauf in anhaltende Bewegung, damit es, wie er sich ausdrückt, „das Wasser ausschwitze" und ihm der Trunk nicht schade. Für sich selbst nimmt er einen gefüllten Wasserkrug mit, um nicht genöthigt zu sein, unterwegs mit den verschiedenen Brackwässern seinen Durst zu stillen. Vor starken Strapazen, besonders bei Kurierritten, genießt er nur leichte Kost. Er kleidet sich nie zu leicht und hält für jeden Temperaturwechsel passende Kleider in Bereitschaft. Sein Sattel muß oben wie unten gehörig ausgepolstert sein; er spottet über die sogenannten englischen Sättel. Es darf dies keineswegs als Weichlichkeit angesehen werden, sondern es entspricht der Zweckmäßigkeit und dem natürlichen Bedürfniß. Er reitet nicht absichtlich seiner Begleitung vor, noch bleibt er zurück, weil er sich nicht einzeln den mannichfachen Fährlichkeiten der Reise aussetzen will, auch die Pferde in Gesellschaft besser Schritt

halten und weniger Anspornung erheischen. Auf der Station angekommen, führt er in immer langsamer werdendem Schritt sein Thier längere Zeit herum, bis der Schweiß völlig abgetrocknet ist. Auch löst er ihm nicht sogleich Sattel und Decken, sondern erst nach Verlauf einiger Stunden, weil sonst leicht Aufschürfung und Satteldruck oder Gelenkentzündungen entstehen. Ebenso legt er selbst nicht früher die Reisekleider ab, als bis er sich vollständig abgekühlt hat. Er reitet meist nachts, fast niemals mittags, um während des Tags sich und sein Thier pflegen zu können und die übeln Folgen der Sonnenhitze zu meiden. In diesem Punkt sündigt sehr häufig der Europäer, der seine Nachtruhe nicht opfern mag. Da die Hitze in freier Luft nicht so drückend erscheint, als man nach dem Thermometerstande voraussetzen sollte, schreibt er die Vorsicht der Landesbewohner ihrer Indolenz zu und will zeigen, daß er, obwol unter einem kalten Himmelsstrich geboren, doch mehr als jene auszuhalten vermöge. Fieber, Ruhr und Sonnenstich sind nicht selten die Folge seines Dünkels. Ueberhaupt kann man häufig das Phänomen beobachten, daß nordische Ankömmlinge in den ersten Jahren die Hitze weniger empfinden als die Eingeborenen und als sie selbst in der spätern Zeit ihres Aufenthalts, wo ihnen dieselbe unerträglich wird, bis ein vieljähriges Verweilen sie hierin mit den Eingeborenen gleichstellt. Die Ursache scheint in der mitgebrachten Energie und Resistenz zu liegen, welche sich endlich erschöpfen und größerer Abspannung Platz machen.

Bei dem Mangel an Herbergen und gebahnten Straßen wäre es zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit der Perser sich nach den oft dreißig bis vierzig Tagreisen entfernten Provinzen und Wallfahrtsorten auf den Weg begibt, wüßte man nicht, daß er den Werth der Zeit zu wenig schätzt und daß er zu sehr an das Nomadenleben gewöhnt ist, um vor den

Beschwerden dieser Art des Fortkommens zurückzuschrecken. Die Zwecke seiner Reisen sind Geschäfte am Hofe, Handelsangelegenheiten, Wallfahrten u. s. w. Selbst Derwische reiten, um anständiger ihren Bettel zu holen.*)

Besonders anstrengend für den nicht daran Gewöhnten sind die Kurierritte (tschäpäri), wobei mit unterlegten Pferden an 18—24 deutsche Meilen des Tags gemacht werden. Da die Postpferde fast immer schlecht sind, so ist man gezwungen, sie fortwährend durch Schenkelbewegung und Hiebe mit einer langen Peitsche anzutreiben. Den ersten Tag ist der ganze Leib wie gebrochen; läßt man sich aber dadurch verleiten, einen Tag zu rasten, so verläuft der dritte Tag desto ärger, und dann ist kaum mehr an ein Fortkommen zu denken. Man muß daher trotz der Müdigkeit sich weiter tragen lassen, bis endlich der Körper sich an die Anstrengung gewöhnt. Der Perser beobachtet auch hierbei die Regel, den ersten Tag nur einen mäßigen Ritt zu machen, und erst in den folgenden Tagen die Reise zu beschleunigen. Ich selbst ritt einmal in einem Zuge von Teheran nach Kaswin, etwa 22 Meilen; dort angekommen, mußte ich aber vom Pferde gehoben werden und, trotz des guten Willens weiter zu reisen, einen Rasttag und später langsamere Ritte machen. Nothwendig ist bei solchen Parforcetouren, daß man vorher wenig und nur leichte Nahrung, wie Eier, Milch, Thee und Butter zu sich nehme und diese Diät mehrere Tage fortsetze. Der Kurierritt geht so rasch, daß man von dem nördlichen Ende Persiens, von Chui, bis Buschir nur zehn bis elf Tage braucht. Allein wie strapaziös auch diese Art zu reisen ist, theilt sie doch andererseits nicht die Fährlichkeiten und Plackereien einer Karavanenreise, namentlich ist man

---

*) Auch in Italien fand ich berittene Bettler, in Venedig sogar Bettler mit eigener Gondel.

weniger Krankheiten und Fiebern ausgesetzt; sie kann daher dem Europäer, welcher keine andern Zwecke als die des möglichst schnellen Ankommens an seinem Reiseziele hat, sehr empfohlen werden.

Auch fast alle seine Wege in der Stadt macht der Perser zu Pferde ab, und allerdings würde bei dem bodenlosen Koth im Winter und der drückenden Hitze im Sommer das Gehen sehr beschwerlich sein. Der Anstand verlangt, daß er äußerst langsam und begleitet von einem zahlreichen zu Fuße folgenden Dienertroß durch die Straßen reite. Sobald er aber die Stadt verläßt und etwa in ein nahes Dorf sich begibt, sind auch die Diener beritten, und der Zug setzt sich in raschere Bewegung.

Kehrt der junge Perser heiter aus einem lustigen Kreise zurück, so liebt er es, wenn er einen muntern Gaul unter sich fühlt, das altparthische Manöver auszuführen. Im rasenden Galop dahinsausend, erhebt er sich plötzlich im Bügel, wendet sich rückwärts, drückt sein Gewehr gegen einen fingirten Feind ab, und sprengt im raschesten Laufe weiter; oder er macht schnelle Spiraltouren, wirft während derselben seinen Stock vor sich hin und fängt ihn beim Zurückprallen von der Erde wieder auf (dscherid); oder er senkt sich im raschen Ritt gegen den Bauch des Pferdes; oder endlich er galopirt auf einen tiefen Graben oder Abgrund zu und hält, am Rande angekommen, mit jähem Ruck plötzlich das Pferd an, sodaß es straff auf die Hinterfüße zurückprallt. Diese kühnen Uebungen, da sie oft von unberufenen Knechten mit ihrer Obhut anvertrauten Thieren ausgeführt werden, sind die Veranlassung, daß fast alle Pferde an Erschlaffung der Gelenke und am Spat leiden.

Außer diesen Exercitien zu Pferde sind die wichtigsten körperlichen Uebungen die Jagd (schikär) und die Gymnastik (werzesch).

B. Jagd.

Die Jagd ist im ganzen Lande jedermann gestattet, mit Ausnahme einiger königlichen Reviere in der Nähe der Hauptstadt, wo Jagdwächter aufgestellt sind, die nur gegen Bestechung dort Jäger zulassen. Allein bei den ausgedehnten, von hohen Bergen umschlossenen Ebenen, der dünnen Bevölkerung des Landes und der geringen Bewaffnung ist trotz aller Jagdfreiheit das Wild ziemlich häufig, besonders in einiger Entfernung von der Hauptstadt. Dazu trägt noch bei, daß gute Schießwaffen wegen der theuern Preise dem Volke wenig zugänglich sind, daß Wildfleisch, weil alles Fleisch frisch genossen wird, nicht besonders geschätzt ist und ihm das der Hausthiere unbedingt vorgezogen wird — so findet z. B. das Fleisch der vom Schah in dem königligen Park erlegten Hirsche, das jedem, der davon holen will, verabreicht wird, kaum in den besten Stücken Abnehmer —; ferner, daß man die Felle der jagdbaren Thiere, mit Ausnahme jener des wilden Esels und des Argalischafes, nicht zu gerben versteht, daher sie fast als werthlos weggeworfen werden. Die unermeßlichen Ebenen machen auch das Verfolgen des Wildes nur mit ausgezeichneten Pferden und arabischen Hunden (täzi) möglich, denn das meiste Hochwild stellt Wachen aus, die bei Annäherung von Menschen warnen. Endlich verursacht die Jagd bedeutende Kosten, sodaß nur reiche Leute diesem Vergnügen nachgehen können. Manche Gegenden sind daher vom Wild sehr belästigt, indem es die Cultur des Bodens und der Gärten beeinträchtigt. So leidet z. B. in dem Kesselthal Seid Ismail, auf dem Wege nach Schiraz, der Weinstock durch die vielen Bären und Füchse, und es müssen eigene Wächter zum Verscheuchen des Wildes gehalten werden.

Als Jagdgewehr bedient sich der Perser selten der ein=

heimischen, vortrefflichen Flinten mit damascener Läufen (tufenk-e-dschäheri), weil sie zu schwer und kostspielig, außerdem auf Feuerstein eingerichtet sind, sondern der europäischen, die man englische (tufenk-e-inglis) nennt.

Zur gewöhnlichen Jagd braucht man einige berittene Bediente, die das Wild zutreiben, und arabische Hunde (tāzi), welche es verfolgen. Letztere laufen so vorzüglich, daß ihnen selten ein Hase entwischt, es sei denn, was allerdings in den Ebenen häufig geschieht, daß er sich in die Löcher der Wasserleitungen flüchtet. Sie sind auch die einzige Hundevarietät, welche der Perser pflegt und im Winter mit einer Decke zum Schutz gegen die Kälte versieht, während er alle andern als unrein zu berühren scheut.

Bei größern Jagden bedient man sich auch der Falken (bāz, gutsch), vorzüglich zum Jagen von Geflügel, seltener von Gazellen. Die Falkenjagd besteht, ähnlich wie bei uns im Mittelalter, noch in ziemlicher Ausdehnung; es gibt ganze Abhandlungen (bāz-nāmeh) über Pflege und Dressur der Falken. Ihre Zucht ist jedoch sehr kostspielig, denn der Falke verlangt sorgsame Pflege, einen eigenen berittenen Diener, der stets seiner Richtung folgt und ihn vom Verzehren des gefangenen Wildes abhält, da man es nicht versteht, ihn so abzurichten, daß er die Beute verschont und dem Herrn überläßt; außerdem verirrt er sich leicht, und es kostet dann große Mühe, ihn wieder einzufangen, oder er wird von einem der großen Bergadler (ḳaragusch) verspeist. Es bietet ein eigenthümliches Schauspiel, wenn der Falke, dessen Anblick das sanfte Rebhuhn dermaßen in Schrecken setzt, daß es sich wehrlos den Krallen des Todfeindes überliefert, nun selbst seinen Meister findet; der kühne Aar schwebt majestätisch in der Höhe und schießt plötzlich auf sein Opfer herab, das, vor Angst kaum mehr die Flügel regend, seine sichere Beute wird. Alles das, besonders aber der

Kostenpunkt, da Unterhaltung und Bedienung eines Falken jährlich wenigstens 100 Dukaten kosten, ist Ursache, daß die Falkenjagd immer mehr in Abnahme kommt. Doch gehört es noch zum guten Ton, daß man sich einen Falken hält, der im Hof auf einem silbernen Postamente sitzt, und einen Jäger dazu, welcher ihn stets mit frischem Geflügelwild zu versorgen hat. Die besten Falkenzüchter sind aus dem Stamme der Zergeri, welche ihre Abkunft von den zurückgebliebenen Macedoniern ableiten.

Der jetztregierende Schah ist ein passionirter Jagdliebhaber; er unternimmt häufig Ausflüge in die Ebene von Teheran und Rages, wo er, unfern von den Ruinen letzterer Stadt, auf einem Hügel (dāschān tæppe) ein kleines Jagdschloß besitzt. Doch hat hier infolge der öftern Besuche die Menge des Wildes sehr abgenommen; die Ausbeute beschränkt sich zumeist auf einige Hasen, rothe Rebhühner (linotte), hier und da auf eine Gazelle; einmal wurde eine Hyäne und eine wilde Katze, mehrmals Füchse und Schakale erlegt. Entferntere Jagdreviere befinden sich im schönen Bezirk Kent, im grasreichen Laarthal und am nördlichen Abhang des Elburz in Laro-Scheristanek.

Die wichtigste Hofjagd findet einmal im Jahre gegen Ende des Monats December im Thal des Dschedscherudflusses statt, wo ebenfalls ein kleines Jagdschloß (schikārgāh, auch næchtschir) steht. Am bestimmten Tag werden früh einige Kanonenschüsse als Signal abgefeuert, worauf die Auswanderung der halben Einwohnerschaft beginnt; denn nicht allein die jagdlustige Welt, sondern auch alle Minister und Staatssecretäre, alle Beamten, hohen Militärs, Prinzen und Chane ziehen mit ins Jagdlager des Königs. Dort sind längs des Flusses Zelte für sie errichtet, welche weit die Ebene bedecken und von der Ferne den Anblick einer Stadt aus Leinwand gewähren. Wegen der vorgerückten Jahreszeit

haben die Großen, die Prinzen und Chane, außer den Leinwandzelten noch kleine, kuppelartige, dichtschließende und mit Filz bedeckte Zelte (alutschek), die mittels Kohlenbecken (mængal) und des Kursi geheizt werden. Die niedere Klasse, die Diener und die Soldaten, begnügen sich, frischgefällte Tamariskensträucher vor den Zelten zu verbrennen. Der Rauch des Tamarix soll übrigens nach persischem Glauben den Augen wohlthätig sein.

In der nächst der Burg zu Teheran gelegenen Gasse versammeln sich die königlichen Diener und der Hofstaat, um dem Schah das Geleit zu geben. Der König erscheint und besteigt ein prächtig gezäumtes arabisches Roß. Zu seiner Seite schreiten die Läufer in ihrer Phantasietracht, der Polizeimeister, die Staatssecretäre mit der Tiara und dem Scharlachgewand. Hofdiener, mit langen Ruthen versehen, rufen „Beru beri beru!“ (Weicht aus!) und treiben das müßig zuschauende Volk in die seitlichen Straßen, während einige von ihnen die platten Dächer besteigen, um auf etwa böswillige Individuen zu fahnden. Hinterdrein reitet der Troß von Kämmerlingen, Kammerdienern und allen, welche für den Mundvorrath der Majestät zu sorgen haben. So bewegt sich der Zug bis zum Stadtthor. Der Schah schaut furchtsam um sich her, denn seit dem Attentat von 1852 sieht er jeden Fremdling mit argwöhnischen Blicken an und erlaubt niemand, den er nicht persönlich kennt, sich ihm auf Schußweite zu nahen.

Vor dem Thor erwartet ihn ein Galawagen, dem 500 mit Flinten bewaffnete Diener zu Pferde (gulām-e-schahi) unter Anführung des serke-schiktschi baschi (Oberster der Leibwache) und des jessâûl baschi vorausreiten, an ihrer Spitze die königliche Standarte tragend, eine lange, mit rothem Tuch überzogene und oben mit einer goldenen Hand gekrönte Stange. Einige Stunden früher rückten bereits

ein Regiment Infanterie und eine Compagnie Artillerie zur Bewachung des königlichen Lagers aus, weil in frühern Zeiten das Lager mehrmals nachts von einem feindlichen Stamm überfallen wurde. Der König fährt rasch, und die Berittenen begleiten den Wagen in leichtem Galop; nur zwei Läufer, einen kleinen, vergoldeten Stab in der Hand haltend, machen den Weg zu Fuß mit. Nach etwa zwei Stunden langt der Zug beim Jagdschloß an; der König wird von dem Chef der Läufer (schatir bäschi) aus dem Wagen gehoben und begibt sich in die Zimmer, deren Teppiche er mit Süßigkeiten, die zu seinem Empfang hingesetzt wurden, bedeckt findet.

Der Aufenthalt am Jagdplatze dauert durchschnittlich bis sieben Tage, während welcher diejenigen, die nicht mit einem kostspieligen Filzzelte versehen sind, in offenen Zelten, oft bei Schnee und Unwetter, campiren müssen, ebenso bleiben die Reit- und Lastthiere unter freiem Himmel; genug, man lebt im Bivuak und empfindet alle Unannehmlichkeiten desselben. Jeden Morgen wird das Zeichen mit der Kanone gegeben. Die Begleitung des Königs, die Leibgarde und alle Bedienstete, sammeln sich und erwarten ihn zu Pferde. Ihnen folgt der Troß der Leibdiener und Leibjäger (tufenktschi) mit den Falken und einer zahlreichen Hundemeute. Dann schließen sich die Prinzen und Chane an, gewöhnlich auch einige Poeten, welche beim Frühstück ihre neuen Geistesproducte vortragen. Der Schah, fest im Sattel sitzend, sprengt mit seinem ausgezeichneten arabischen Rosse in vollem Laufe bergauf bergab, sodaß die Begleitung ihm sehr schwer zu folgen vermag. In Bezug hierauf sagte der Großvezier Sader Azam, als er eingeladen wurde, den Schah zu begleiten: „Seine Majestät möge eine Ziege zu Ihrem ersten Minister machen.“ Am bestimmten Jagdplatz haben bereits vorher zahlreich ausgestellte Treiber und

Soldaten die dominirenden Hügel besetzt; sie treiben nun dem König das Wild zu, damit er es mit gesegneter Hand erlege. Rennt ein Argali oder eine wilde Ziege vorüber, so wird von mehrern Schützen aus seiner Umgebung zugleich darauf geschossen. Natürlich ist es immer die Kugel des Schah, welche das Wild erlegte.

Ich war Zeuge einer Scene, die von den sonderbaren Schmeicheleien, womit man den Schah bei solchen Gelegenheiten überhäuft, einen Begriff geben mag. Im Jahre 1856 befanden wir uns am äußersten Ende des beschriebenen Jagdreviers. Auf einem isolirten Hügel war ein kleines, prächtig decorirtes Zelt aufgeschlagen, worin der König das Frühstück einnahm; vor dem Hügel gähnte ein mehrere Klafter breiter Abgrund, auf dessen Boden ein Bach dahinrauschte; jenseit des Baches stieg eine Felswand jäh und schroff empor. Plötzlich erscholl der Ruf, ein Argali habe sich ins Lager verirrt. Das arme Thier war von einem Wolf gehetzt worden, der bei Ansicht des Lagers umkehrte, und flüchtete in seiner Angst auf den Punkt zu, wo es das mindeste Gedränge wahrnahm, auf den Hügel mit dem königlichen Zelte. Rasch ergriff der Schah eine Flinte, ich und einige Leibjäger folgten ihm. Er war kaum zwanzig Schritt von dem Wild entfernt, dem nur die Wahl blieb, entweder in verzweifeltem Kampf sich gegen seinen Angreifer zu wenden oder in den Abgrund hinabzustürzen. Der Moment war kritisch, und der König in augenscheinlicher Gefahr. Allein in diesem entscheidenden Augenblick zog das Thier die Füße wie in einen Knäuel zusammen und sprang mit mächtigem Satz auf einen hervorragenden Punkt des gegenüberliegenden Felsens zu. Noch ehe es sein Ziel erreichen konnte, fielen mehrere Schüsse; das Thier rollte tödlich getroffen in den Abgrund; es war ein prächtiger Widder mit sechzehn Jahresringen. In dem allgemeinen Jubel be-

hauptete die Umgebung des Königs, ein solcher Sprung liege im Bereich der Unmöglichkeit, lediglich die Kugel des Schah habe durch die vis a tergo den Widder hinabgeschleudert!! — Der König gab Befehl, den Wolf nicht zu verfolgen, weil er ihm ein so kostbares Wild zugetrieben.

Auf Geflügel schießt der König in der Regel allein; obwol etwas kurzsichtig, ist er doch, wie fast alle Perser, ein guter Schütze. Jedes Rebhuhn, worauf er zielte, wird ihm, wenn er es auch nicht getroffen, von der Begleitung gebracht, denn es ziemt sich nicht, daß der Schah einen Fehlschuß gethan. Zu diesem Zweck führt das Gefolge frischgeschossene Rebhühner in den Jagdtaschen, welche in erlaubter Täuschung als von königlicher Hand erlegt producirt werden. Einmal versah sich jedoch ein Jäger und brachte ein Rebhuhn als frischgeschossen, dessen Federn sich bereits löften und das an den Seiten schon grünlich angelaufen war.

Das erlegte Wild wird täglich sofort durch Expressen an die verschiedenen Würdenträger im Lager und in der Stadt, auch an die europäischen Gesandtschaften geschickt, begleitet von einem Schreiben des Haushofmeisters, worin sämmtliche Stücke als von königlicher Hand erlegt bezeichnet werden. Diese Zusendung gilt als ein Zeichen besonderer Gunst und für hohe Ehre, die Unterlassung für einen Beweis der königlichen Ungnade. Der Ueberbringer erhält für die Spende zwischen 5—20 Dukaten. Dem europäischen Leibarzt fallen alle Hasen zu, welches Geschenk ihm einen hübschen Theil seines Gehalts kostet. Uebrigens reicht bei dem durch diese Sitte veranlaßten großen Bedarf das an einem Tage erbeutete Wild nicht aus, sondern es werden aus der ganzen Umgegend Massen in das königliche Lager gebracht, weshalb man um diese Zeit kein Stück Wildpret in den städtischen Bazars zum Verkaufe vorräthig findet.

Ist die Ausbeute eines Tags schlecht gewesen, und der

Schah deshalb mismuthig, so wird eine Jagd improvisirt. Man gibt vor, auf einem steilen Hügel einen Leoparden gesehen zu haben. Von allen Seiten werden Jäger ausgeschickt; der König bewaffnet sich von Kopf bis Fuß; er strotzt von Dolchen und Revolvern. In seiner unmittelbaren Nähe halten Leibjäger mit Spitzkugeln geladene Flinten bereit; man sucht ganze Stunden, der Schah prüft jeden Fels; endlich heißt es, der Leopard sei in einem entfernten Revier gesehen worden, und es sei ihm gelungen, durchzubrechen. Tausend Flüche, wie peder suchte pelenk (Leopard, dessen Vater Giaur), folgen dem Phantasiethier nach. Doch der Zweck ist erreicht: der König wurde in Emotion und Spannung versetzt.

Oder es wird eine eingefangene oder zahme Gazelle auf den Jagdplatz getrieben und als vorgebliches Wild gejagt. Ich sah einmal, wie ein solches zahmes wildes Thier, das sich sehr ungelegen voll Anhänglichkeit an seinen Herrn schmiegte, nur durch heftige Streiche von demselben getrennt werden konnte.

Abends vertreibt sich der König die Zeit mit Schach- oder Kartenspiel; die Prinzen und Granden werden dazu geladen und ihnen zugleich die Summen vorgeschrieben, welche sie mitzubringen haben. Natürlich begünstigt das Glück immer den König; den Gewinn vertheilt er unter die Dienerschaft.

Gegen Ende der Jagd, gewöhnlich am fünften Tage, pflegt man zwei brünstige männliche Kamele zum Kampf vorzuführen. Diese sonst so sanften Thiere werden wüthend (mæst) gemacht, der Schaum quillt ihnen aus dem Munde, die kleinen Augen funkeln, und sie erspähen, ein häßliches Gebrüll ausstoßend, den Augenblick, wo sie sich mit dem langen Halse umwinden können. Dann suchen sie sich gegen-

seitig niederzudrücken, und lassen nicht eher vom Kampf ab, als bis sie durch Gewalt auseinandergebracht werden.

Nach beendigter Jagd kehrt der König mit demselben Pomp zurück, mit dem er ausgezogen; die Astrologen bestimmen die Stunde und das Stadtthor, durch welches er passiren muß; die Stadtbehörden gehen ihm eine halbe Meile entgegen, und er empfängt die üblichen Geschenke und Süßigkeiten.

Als jagdbare wilde Thiere kommen zur Zeit in Persien vor:

die Hyäne (kæfter), ziemlich häufig in der Nähe der Hauptstadt und wenig gefürchtet, weil sie niemals Menschen angreift;

der Wolf (gurk), das gefährlichste Raubthier, selbst den Löwen und Tiger nicht ausgenommen, häufig in allen Gegenden des Landes;

der Schakal (schægāl), wol das verbreitetste Thier in ganz Persien, das sogar in den Städten, wie in Teheran, Ispahan u. s. w., nachts sein widerliches Geheul vernehmen läßt;

der Fuchs (rubāh) und der Marder (dalleh), ebenfalls häufig und den Hühnerställen sehr gefährlich;

der Tiger (baber), nicht selten in den Wäldern Masanderans, soll jedoch die Kinder, welche daselbst das Vieh hüten, beinahe nie angreifen;

der Gepard (jus pelenk), früher zu Jagden abgerichtet, ebenfalls in den Wäldern Masanderans;

der Luchs desgleichen;

der Löwe (schir) ohne Mähne, in Arabistan und in dem Gebiete am Persischen Meerbusen;

der Leopard (pelenk), ebendaselbst häufig, einzeln auch an andern Orten auf Hügeln im Tafellande;

der Bär (chirs), auf den Bergen des Elburz, Elwend u. s. w., ziemlich klein, schmuzigbraun, wird häufig

eingefangen und von den Schirazern zur Volksergötzung im Lande herumgeführt. Endlich werden

die Fischotter (sekmähi) und der Biber (dschunde-bidester) hier und da erlegt und verwerthet.

C. Gymnastik.

In den persischen Städten wird viel Gymnastik getrieben, sowol des Vergnügens halber als zu Heilzwecken, und es gibt eigene öffentliche wie Privatanstalten dafür. Erstere bestehen in einer mäßig großen Arena, worin ein octogoner, etwa 7 Fuß vertiefter Raum sich befindet, dessen Boden elastisch ist, indem man ihn 2 Fuß hoch mit dürrem Reisig bedeckt und einen Filzteppich darüber spannt. Rings um die Vertiefung sind Bänke angebracht zum An- und Auskleiden, und eine katheberartige Erhöhung für den Trommelschläger, der den Takt angibt. Der Eintritt ist für ein kleines Entgeld gestattet; den Unterricht ertheilt ein alter, erfahrener Ringer (pahlewān). Hier werden die Pahlewans (Vorturner, Turnlehrer) ausgebildet; sie erhalten nach erlangter Fertigkeit leicht eine Bedienstung in großen Häusern, wo sie jungen Männern, die eine gewisse Geschmeidigkeit und Kraft der Glieder sich aneignen wollen, Privatunterricht ertheilen. Am häufigsten werden sie jedoch von Personen besucht, denen Leibesübungen (mæschk) als Mittel gegen allgemeine Schwäche nach erschöpfenden Krankheiten, gegen schwere Verdauung, Constipation, und besonders gegen Milzanschoppungen infolge von Wechselfieber und Hämorrhoidalleiden verordnet sind. Und in der That sah ich von diesen Uebungen oft die schönsten Erfolge, wie sie durch den Gebrauch von Medicamenten nicht erzielt werden konnten. Auf ärztlichen Rath steigen ernste Leute von vorgerücktem Alter, oft weit über funfzig Jahre, mit Turban und grauem Bart — falls er nicht gefärbt ist — in die

Arena, um sich dort mit einigen Schalken zu balgen und herumzutummeln. Da sich indeß viel liederliches und lustiges Volk in diesen öffentlichen Anstalten einfindet, so werden sie von jungen Leuten aus guten Häusern nicht besucht; man zieht es vor, im eigenen Hause ein Zimmer zum Turnen einzurichten und daselbst unter Anleitung eines Lehrers die Uebungen vorzunehmen. Auch der Schah, welchem ich das Turnen wegen häufiger Indigestion verordnete, übte sich jeden Morgen nach dem Bade, und hat in allen seinen Landhäusern besondere Turnzimmer.

In der Arena angelangt, entledigt sich der Turner seiner Kleidung und zieht nur eine steife, lederne Hose (tunnekeh) an, welche die zarten Theile beim Ringen vor Verletzungen schützt. Sobald er gehörig abgekühlt ist, begibt er sich in den vertieften Raum. Der Trommelschläger schlägt auf der Kesselpauke (tämbek) oder dem Tamburin den Takt, der Pahlewan beginnt den Reigen, die andern ahmen seine Bewegungen nach, deren Schnelligkeit immer zunimmt, bis eine kleine Pause eintritt und nach derselben zu einer andern Uebung geschritten wird.

Die persischen Turngeräthe sind sehr einfach. Von den Uebungen sah ich die folgenden am häufigsten:

Hüpf- und Stampfbewegung (päzæden). Alle Mitturnenden beugen den Arm im Elnbogen, sodaß die Vorderarme parallel mit der Achse des Körpers stehen, und hüpfen so, je zwei und zwei gegenüber, anfangs in langsamem, später in schnellerm Takt, bis die Anzahl der Bewegungen zwei- bis dreihundert erreicht hat. Oder man stellt sich gegen die Mauer des Octogons und stampft mit einem, im Knie und Hüftgelenk gebeugten Fuß eine Zeit lang die Mauer, dann mit dem andern Fuße abwechselnd.

Die Bewegung mit Keulen (mil). Man schwingt zwei hölzerne Keulen, jede im Gewicht von 10—20 Pfund,

in wirbelnden Bewegungen über dem Kopf; Geübtere werfen bald die eine bald die andere in die Höhe und fangen sie geschickt wieder auf. Diese Bewegung stärkt besonders die Arm- und Brustmuskeln, welche daher bei den renommirten Pahlewans von besonderer Mächtigkeit sind.

Bewegung mit Tafeln (seng). Man legt sich auf den Rücken, zieht die Schenkel etwas an, ergreift zwei schwere Holztafeln, jede von etwa 50—70 Pfund Gewicht, in deren Mitte ein Loch mit einem Querholz sich befindet, und bewegt dieselben über der Brust nach innen und außen hin und her. Diese schwierige, anstrengende Uebung nimmt nebst den Brust- und Bauchmuskeln auch jene des Rückens sehr in Anspruch.

Schwimmbewegung (schinā). Man legt sich dergestalt auf den Boden, daß man ihn nur mit den Zehen und Handtellern berührt, der übrige Körper aber freischwebt; dann beginnt man eine Bewegung, wo abwechselnd die Zehen oder die Hände den Stützpunkt abgeben und beim Vorwärtsschieben (sogenanntem Katzenbuckel) die Stirn immer ganz dicht über den Boden streift. Ich sah von Pahlewans diese anstrengende Uebung an achthundertmal hintereinander machen. Es sind die Rückenmuskeln und insbesondere die in der Lendengegend, welche vorzüglich dabei in Thätigkeit kommen.

Der Bogen (kebāde). Ein eiserner, an 40 Pfund schwerer Bogen, dessen Sehne eine eiserne Kette vertritt, wird abwechselnd gespannt und gelöst.

Das Ringen (kuschti), meist nur durch Ringer von Profession ausgeführt. Es kommt hierbei nicht blos auf Kraftentfaltung an, sondern auch auf richtige Anwendung der Kunstgriffe, mittels welcher der Gegner, ohne daß er es sich versieht, zu Boden geschleudert wird. Nur durch stete Uebung kann man sich die erforderliche Gewandtheit aneignen

und erhalten; der beste Ringer, wenn er einige Zeit die Uebung aussetzte, wagt nicht eher einen neuen Kampf, als bis er sich wieder mehrere Tage versucht und vorbereitet hat. Bekannt im ganzen Orient ist die von Saadi so vortrefflich erzählte Geschichte: „Ein Turnlehrer des Schah hatte einen besonders fähigen Schüler; er lehrte ihm 365 verschiedene Kniffe, wie der Gegner angefaßt und zu Boden geschleudert werden könne. Als der berühmte Pahlewan alt geworden, prahlte sein indessen kräftig herangewachsener Schüler, der Ruhm seines Lehrers sei eitel, er wolle ihn mit Leichtigkeit im Kampf bezwingen. Dem Schah kam die Rede zu Ohren, und er befahl, beide sollten miteinander in die Arena steigen. Der alte Meister, obgleich ihm sein Gegner an Kraft weit überlegen war, streckte denselben mittels eines dreihundertsechsundsechzigsten Kunstgriffs zu Boden, und auf dessen Klage, daß er ihn nicht in allen Kunstgriffen unterrichtet, erwiderte jener: «Allerdings war ich nicht so albern, mir gar nichts für meine alten Tage vorzubehalten. Womit ich dich heute bezwang, das war der vorbehaltene Schalttag.» Der Schah lobte die Vorsicht des Alten und gab ihm den Siegespreis, das Chalaat.“ Die Lehre, welche der Dichter daraus zieht, ist die, daß man seinen Kindern gegenüber nicht den letzten Griff aus der Hand geben solle.

Sind die Uebungen geendigt, so legt sich der Turner, ehe er die Kleider wieder anzieht, auf eine Bank und läßt sich so lange kneten, bis der Schweiß abgetrocknet ist.

Andere Leibesübungen werden nicht so systematisch betrieben. Zum Schwimmen bietet sich wegen Mangel an Flüssen und Bächen wenig Gelegenheit; doch gibt es viele Naturschwimmer, fast alle Pahlewans verstehen sich darauf.

Das Bogenspannen (tir-e-kæman) wird noch hier und da geübt; der Schah spannt vortrefflich den Bogen und

schnellt den Pfeil mit besonderer Fertigkeit ab. In der Praxis wurde jedoch der Bogen überall durch Feuergewehre verdrängt. Auffallend ist die große Anzahl alter Pfeilspitzen, welche man bei den Ruinen aller großen Städte einsammeln kann; sie deutet auf dort stattgefundene anhaltende Kämpfe.

Das Fechten sieht der Perser nicht als eine eigene Kunst an. Er meint, daß es dazu nichts als einer gewissen Kraft und eines guten Säbels bedürfe, und da er beides zu besitzen glaubt, so hält er sich für den besten Fechter (schemschiri), höchstens räumt er den Afghanen einen Vorzug hierin ein. Eine eigenthümliche Art, die Güte eines Säbels zu prüfen, besteht darin, daß man ein Schaf mit einem Hieb in die Lende in zwei Hälften zu spalten sucht. Es erfordert dies nicht blos außerordentliche Kraft des Arms, sondern auch große Gewandtheit, da der Hieb sich in den Weichtheilen des Bauchs abstumpft. Einst befand ich mich bei einer kleinen Jagd in der Begleitung des Schah. Er war bei guter Laune, und als man ihm einen neuen Säbel von Schiraz brachte, ließ er fünf Schafe holen, um den Probehieb zu thun. An dreien mislang der Versuch. Da wendete er sich zu mir und sagte: „Hækim, bezæn!“ (Hekim, haue ein!), indem er mir den Schemschir reichte. Ich entschuldigte mich mit meiner zu geringen Kraft; der Schah beharrte; endlich gestand ich offen, daß ich kein Blut vergieße, worauf er scherzend antwortete: „Du vergießest ja genug Blut (auf meine Operationen deutend) und tödtest sogar Menschen.“ Ich entgegnete jedoch: „Dies thue ich stets nur in Absicht der Hülfe und Lebensrettung“, und schlug hiermit sein Ansinnen rund ab.

Schießübungen (tir ændäzi) werden häufig auf den Landsitzen oder Spaziergängen angestellt. Zum Ziel nimmt man gewöhnlich eine in gewisser Entfernung hingesetzte Tatarenmütze, die mit der Kugel umgeworfen werden soll. Oder

es wird mit aufgelegter Flinte nach einem Ei geschossen. Oder man wirft eine Münze in die Höhe und sucht sie im Fallen mit der Kugel zu treffen; in diesem Manöver wird oft Sehenswerthes geleistet.

Alles vorstehend Erzählte beweist, daß beim Perser die eigenthümlichsten Verhältnisse zwischen Ruhe und Bewegung obwalten. Nachdem er sich durch Umstände zu mehrjähriger Ruhe verurtheilt sah, während welcher Zeit er, um nicht Verdacht zu erregen, kaum einmal sein Haus zu verlassen wagte, an vierzehn Stunden des Tags schlief, und die andere Zeit im Harem müßig zubrachte, treibt ihn der Wechsel der Verhältnisse ins entgegengesetzte Extrem: er schläft nur fünf bis sechs Stunden, ist rastlos thätig in seinem Geschäft, unterzieht sich den anstrengendsten Strapazen, ist mit einem Wort unermüdlich, bis er, durch abermaligen Wechsel genöthigt, wieder in den alten Zustand zurückfällt. Aber was auch kommen mag, er nimmt alles mit Gleichmuth auf, denn „Allah ist groß und seine Verfügungen sind unergründlich.“

VI.

Das Familien- und Geschlechtsleben.

Ernährung und Pflege der Kinder. Beschneidung. Vornamen. Unterricht im Anstand. Frühes Heirathen. Ehen unter Verwandten. Die Menstruation. Die Brüste. Leichtigkeit des Heirathens. Die Akdi und die Sighe. Polygamie und Monogamie. Der Trauungsact. Das Hochzeitsfest. Die Jungfrauschaft. Scheidungsgründe. Häufigkeit der Empfängniß. Sterblichkeit der Kinder. Abortus. Verhalten während der Schwangerschaft. Die Entbindung. Körperbeschaffenheit und Charakter der Perserinnen. Aberglaube. Der Harem (der Arzt, Beschäftigung und Behandlung der Frauen). Das patriarchalische System. Der Harem des Schah (Prinz Muzzafer eddin und sein Bruder Kasem Chan. Trauriges Los der königlichen Frauen). Aberrationen des Geschlechtslebens.

Tscheschme chumār.
Hafis.

Ἀλγήδονα οφθάλμων.
Plutarch.

Wenn bei allen Völkern der Erde das Geschlechtsleben eine mächtige Rolle spielt, so ist dies um so mehr bei den Muselmanen der Fall, welche dasselbe als Vorspiel und als Quelle der himmlischen, im künftigen Dasein nie endenden Genüsse betrachten.

Begreiflicherweise hält es im Orient äußerst schwer, eine genaue Kenntniß und Einsicht in die hier einschlagenden Verhältnisse zu erlangen, und nur der Arzt ist nach mehrjährigem Aufenthalt und anhaltender Beobachtung einiges

davon zu erforschen im Stande. Ebendeshalb dürfte die Mittheilung der Erfahrungen, welche ich in Persien über diesen Gegenstand gesammelt, von besonderm Interesse sein.

Das Kind (bætscheh) erhält in den ersten zwei Tagen keine andere Nahrung als etwas Butter; vom dritten Tag an wird es zwei volle Jahre hindurch von der Mutter, in Ausnahmefällen von der Amme gesäugt. In ganz seltenen Fällen, wenn die Mutter erkrankt und sich in der Eile keine Brust zum Säugen findet, wird es einige Tage lang mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt; von der eigentlichen künstlichen Ernährung der Kinder aber hat man glücklicherweise in Persien keinen Begriff; ich wurde mehrmals von dortigen Müttern über die Möglichkeit einer solchen befragt. Mein Zögling Mirza Abdul-Wahab, welcher sich seit mehrern Jahren in Paris aufhält, schreibt mir über dieses Thema: „On rapporte cependant, comme exemple dans la science, des enfants allaités par la chèvre qui ont survécu.“ Ist das Kind schwächlich, oder sind die Aeltern sehr besorgt und ängstlich wegen seines Gedeihens, so geschieht es sogar, daß es erst zu Ende des dritten Jahrs entwöhnt wird. Nicht selten hatte ich Gelegenheit, Kinder an der Mutterbrust zu sehen, welche zu gleicher Zeit ein tüchtiges Stück Melone in der Hand hielten und abwechselnd Milch oder Melone genossen. Als Ammen (däjeh)*) liebt man Nomadenweiber vom Lande. Der Pflegling bewahrt oft bis ins reife Alter eine liebevolle Pietät gegen die Amme, die ihn gesäugt, nimmt sie in ihren alten Tagen in sein Haus auf und betrachtet sie fast als eine zweite Mutter. Ehen zwischen zwei Personen, welche von derselben Amme gesäugt

---

*) Däjeh von duschiden (melken), slavisch dojit; von dieser Wurzel stammt dächter (Tochter) und däjeh (Amme).

wurden (hæmshireh, Milchgenossen), sind gesetzlich verboten.

An Händen und Füßen ziemlich fest gewickelt, wird das Kind in eine Wiege (gewähreh), zumeist jedoch in eine Hängematte gelegt, weil die Schwingungen der letztern anhaltender sind und der Mutter längere Entfernung gestatten. Zur Beförderung des Schlafs wird ihm häufig schærbete chäsch chäsch (Syrupus diacodii) gereicht; im zweiten Jahr erhält es nebenbei Reiskost, in ärmern Familien auch verschiedene Früchte. Geht die Mutter oder die Amme aus, so trägt sie das Kind auf dem Arme; reitet sie aus, so hält sie es vor sich auf dem Sattel. Die Kinder gedeihen bei dieser Lebensweise vortrefflich: sie sind fett, von guter Gesichtsfarbe und von auffallender Schönheit, denn sie befinden sich die meiste Zeit in freier Luft im Hofe oder auf dem Dache des Hauses; trotzdem werden gegen Ende des zweiten Jahrs, besonders zur Zeit des Entwöhnens, viele von der Cholera ablactatorum (hayze) ergriffen, welcher die Befallenen nach acutem, meist jedoch chronischem Verlauf rettungslos unterliegen. Wenigstens ein Drittheil sämmtlicher Kinder in den Städten wird, besonders während der Herbstmonate, von dieser Krankheit hinweggerafft; weder die zahlreichen Amulete, welche man ihnen gegen den bösen Blick anhängt, noch die schwarze Augenschminke (surmeh), womit man zu demselben Zweck ihre Lidränder bestreicht, vermögen sie vor dem furchtbaren Uebel zu schützen. Andere sterben am Keuchhusten oder an Steinleiden, wenn ein Steinchen in der Harnröhre stecken bleibt, oder an acuten Ausschlägen. Auffallen muß es dabei, daß die Sterblichkeit der Knaben größer ist als die der Mädchen. Diese Erscheinung ist so offenkundig, daß sie in der allgemeinen Klage der Mütter, es sei so schwer einen Knaben groß zu ziehen, ihren Ausdruck findet.

Die Zeit bis zum siebenten Jahre bringt das Kind in Gesellschaft der Mutter, der Mägde und Sklavinnen im Harem zu, und zwar meist mit Spielen unter freiem Himmel. Das Gemisch der sich tummelnden Kinder, verschieden an Alter, Geschlecht und Hautfarbe, und des zahlreichen Hausgeflügels macht auf den Besucher den Eindruck einer kleinen Menagerie. Nicht selten fällt ein Kind in das offene Bassin, welches die Mitte des Hofraums einnimmt, und kommt auch wol, wenn nicht Hülfe bei der Hand ist, darin um. Kinder der ärmern Klassen bewegen sich ohne alle Aufsicht vor den Häusern oder auf den Misthaufen in den engen Straßen; jedoch ist trotz der vielen Reiter ein Unglücksfall unerhört, denn das Pferd weicht selbst im schnellsten Lauf einem Kind, einem in der Mitte der Straße schlafenden Hund und einem Haufen Mistkäfer aus.*)

Die Kinder begleiten oft die Mutter in die öffentlichen Bäder, dort werden den Mädchen von der zartesten Kindheit an die Haare mit Henna gefärbt, den Knaben werden sie in der Mitte des Haupts abrasirt.

Um das dritte oder vierte Lebensjahr findet die Beschneidung (sunnet) statt; sie ist nicht wie bei den Juden an einen bestimmten Tag gebunden, sondern es genügt, daß sie bis zum dreizehnten Jahre vollzogen sei. Obwol diese Ceremonie streng genommen kein Dogma des Islam, sondern nur ein traditioneller Gebrauch (sunnet) ist, so wird sie doch immer geübt, ja das Volk, welches überall

---

*) Diese Mistkäfer findet man auf Karavanenwegen in großer Menge, jedes Thier weicht ihnen mit Scheu aus, daher sie trotz der frequenten Passage ungestört verweilen können. Ich machte mehrmals den Versuch, mein Pferd mit Gewalt darüber wegzuführen, doch es gelang mir nie. Der schlafende Hund findet es ebenfalls überflüssig, wegen eines anrennenden Pferdes den Ort zu wechseln, er überläßt das Ausweichen dem Pferde.

gern an Formeln hängt, hält sie für den wichtigsten Act bei der Bekehrung zum Islam. Die Operation wird durch Einzwängen des Präputiums in ein gespaltenes Rohr und Abtragen desselben mittels eines Rasirmessers vom Barbier (dalak) vollzogen. Sie unterscheidet sich von der der Juden dadurch, daß der zweite Act, nämlich das Einreißen des innern Blatts, bei den Persern wegbleibt. Die Blutstillung wird mittels styptischer Pulver bewirkt; die Application von Wasser ist streng verpönt. Unglücksfälle kamen mir, mit Ausnahme zweier Verletzungen der glans, nicht zur Kenntniß. Die Ceremonie ist zwar von einigen Festlichkeiten begleitet, man vertheilt Spenden unter die Armen, es werden Gäste geladen und mit Süßigkeiten bewirthet, der Operirte erhält ein neues Kleid; im ganzen jedoch entfaltet man kein solches Gepränge dabei wie in andern muselmanischen Ländern. Ueber die Beschneidung der Mädchen, wie sie nach Chardin's Berichten bei einigen Nomadenstämmen im Gebrauch sein soll, konnte ich trotz aller Nachfragen nichts constatiren.

Familiennamen kennen die Perser nicht, sondern nur Vornamen; diese sind theils arabischen, wie Ali, Hussein, theils persischen, wie Ferhad, Firuz, Schabas (Dionisios Sabasios), theils türkischen Ursprungs, wie Alair, Teimur u. s. w. Um Verwechselungen vorzubeugen, wird der Name des Stammorts, wie Ali Ispahani, oder des Stammes, wie Mahmud Kara Kuslu, beigefügt; oder man braucht charakteristische Beinamen, wie ketschdamägh (Schiefnase), kätir (Maulthier), benghi teriaki (Haschisch- oder Opiumesser) u. s. w.

Im siebenten Jahre verläßt der Knabe den Harem, um sich von nun an im Birun (Männergemach) zu bewegen. In den vornehmern Ständen erhält er einen Ludimagister (laleh), der ihn in den Regeln des Anstands (adab), im Lesen

und Schreiben, im Koran und im Verständniß der Nationaldichter unterrichtet. Vor allem wird ihm das Ceremoniell des äußern Benehmens eingeprägt. Er soll in Gegenwart von ältern Leuten sich ruhig verhalten, nicht kindische Fragen an sie richten, überhaupt nicht mitsprechen, sondern von Jugend auf eine altkluge Würde behaupten. In Abwesenheit oder nach dem Tode des Vaters sieht man oft schon den achtjährigen Sohn den Ehrenplatz als Chef der Familie einnehmen, die Eintretenden begrüßen, sie nach ihrem Befinden fragen und die Diener anweisen, Kaffee und Pfeifen für die Gäste herbeizubringen. Jener kindliche Muthwille, die Lebhaftigkeit, welche uns in Europa an Knaben jugendlichen Alters erfreut, wird bei der persischen Jugend, besonders in Gegenwart von Fremden, streng getadelt; man verbietet den Kindern jede rasche Bewegung und erzieht sie zu phlegmatischer Ruhe. Sind mehrere Kinder in der Familie, so wird entweder ein Lehrer (achun) ins Haus genommen, oder sie werden in die Schulzimmer (mæktæb) geschickt, deren sich fast in jedem Quartier der Stadt einige befinden. Die Mädchen empfangen mit den Knaben gemeinsamen Unterricht, doch läßt man sie nicht gern die öffentlichen Schulen besuchen; schon im achten Lebensjahr werden sie dem neugierigen Blick der Vorübergehenden entzogen. Schöngebildete Knaben armer Aeltern finden häufig im achten Jahre in Häusern reicher Leute Aufnahme, wo sie als Pagen (ḳulam̃-bætscheh) die kleinen Commissionen zwischen dem Männer- und Frauengemach vermitteln und sich allmählich zu Dienern heranbilden: ein Gebrauch, der leider nicht selten zur Demoralisation dieser armen Kinder führt.

Vom neunten Jahre ab gehen die Mädchen nur noch verschleiert aus. In den weniger bemittelten Familien trachtet man danach, sie schon in ihrem zehnten oder elften Jahre zu verheirathen; ja mir sind Fälle bekannt geworden, wo

nach erkauftem Dispens des Priesters die Verheirathung schon im siebenten Lebensjahre stattfand; in guten Häusern jedoch werden die Töchter erst im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren ausgestattet. Ein wohlgestaltetes Mädchen gilt ihren Aeltern als lebendiges Kapital; denn der die Tochter zur Frau begehrt, muß ihnen einen Kaufpreis (schir-e-buhā, d. i. Milchpreis) dafür zahlen, und außerdem der Braut, je nach ihrer körperlichen Schönheit und Entwickelung, ein bedeutendes Heirathsgut (mæhrieh) verschreiben. Der Cessionspreis erreicht bisweilen die Summe von 500 Dukaten. Daher verwenden die Aeltern auf Pflege, Nahrung und Kleidung der Mädchen alle mögliche Sorgfalt, sollten auch die übrigen Hausgenossen darben müssen; ist man doch der Heimzahlung aller ausgelegten Kosten ziemlich sicher. Bei einem körperlich schöngebildeten Mädchen wird selten nach Familie und Abstammung gefragt, sie kann die Frau eines Stammhaupts, des angesehensten Staatsbeamten, ja des Königs selbst werden, wie tägliche Beispiele beweisen.

Häufig werden schon Kinder in der Wiege füreinander bestimmt, besonders Cousin und Cousine; Familienheirathen bilden sogar die Regel. Wird dann später aus irgendwelchen Rücksichten das Mädchen ihrem Vetter versagt, so gilt dies als schwere Beleidigung und als Ursache zu Feindschaft und Fehde. Ich habe übrigens durchaus nicht entdecken können, daß die Ehen unter Verwandten nachtheilig auf die Progenitur einwirkten; die gezeugten Kinder waren sowol körperlich gesund und wohlgebildet als auch geistig aufgeweckt. Ueberhaupt kommen Misbildungen, Verkrümmungen und skrofulöse Leiden unter den dortigen Kindern auffallend selten vor. Auch die Beobachtung, die man in neuester Zeit gemacht haben will, nämlich das häufige Vorkommen taubstummer Kinder infolge ehelicher Verbindung unter Verwandten, bestätigt sich meines Wissens in Persien nicht; ich fand in den bessern

Klassen keine Taubstummen, mit Ausnahme eines Malers Näkasch Lal, dessen Kinder ebenfalls taubstumm sind. Eine aus der Familie angeheirathete Frau genießt die meiste Achtung im Harem; der Mann titulirt sie gewöhnlich Tochter des Oheims (dächter-e-amu), ein Titel, der Anspruch auf rücksichtsvolle Behandlung verleiht.

Wenn auch nicht die Heirathen in der Familie, so gelten doch die innerhalb desselben Stammes als Regel; der Afschare nimmt eine Frau aus dem Stamme der Afscharen, der Kaschkai aus dem der Kaschkais u. s. w. Ein Nomadenmädchen verschmäht die glänzendsten Anträge von Städtern, sie verheirathet sich nur in ihrem Tribus. So bleiben die Stämme und Familien ziemlich unvermischt; ihre Traditionen, ihr Charakter und besonders die Physiognomien erhalten sich stereotyper als bei andern Völkern. Man braucht nur ein Familienglied zu kennen, um die andern, wo man ihnen auch begegnet, als Verwandte herauszufinden; besonders ist die Aehnlichkeit zwischen Brüdern, selbst wenn sie von verschiedenen Müttern stammen, so augenfällig, wie ich sie nirgend sonst wahrgenommen; auch gilt es im Lande für ausgemacht, daß der Einfluß des Vaters hierbei ein weit größerer sei als jener der Mutter.

Gesetzlich soll das Mädchen erst nach erlangter voller Pubertät (bælugh) heirathen, d. h. mit sich einstellender Menstruation (hays) und wenn Scham- und Achselhaare zu keimen beginnen, ähnlich der mosaischen Vorschrift; doch hält man sich in den ärmern Klassen nicht streng daran gebunden, man sucht sein Kapital so schnell als möglich zu verwerthen, und der Dispens von einem Mula ist leicht erkauft. Es heirathen Mädchen mit noch unentwickelten Menstruen und ganz platter Brust, jedoch entwickelt sich beides in der Ehe sehr rasch. Wie mir versichert wurde, kommen Fälle von Schwangerschaft vor, ehe noch die Menstruation

sich eingestellt hat. Sie beginnt im nördlichen Persien erst gegen das dreizehnte Jahr, im südlichen jedoch schon gegen das neunte oder zehnte Jahr; in letzterm Alter auch bei Judenmädchen, welche trotz ihrer scheinbaren Anämie, infolge der gedrückten Lebensverhältnisse, früher menstruirt werden. Ueberhaupt scheint das frühere oder spätere Eintreten und Erlöschen der Menstruation mehr von der Rasse als vom Klima abzuhängen, und obwol sie durch ein kaltes, nördliches Klima verzögert werden kann, so verwischt sich doch in allen folgenden Generationen nicht der Einfluß der Rasse. Als Beleg hierfür dienen die Jüdinnen in Europa und die Negerinnen in Persien und den amerikanischen Colonien. In Schiraz sah ich Frauen von zwölf Mondjahren, welche bereits Mütter waren, während in Teheran selten eine Frau vor dem vierzehnten Jahre gebiert. Oft sind Weiber von 30 Jahren schon Großmütter; Töchter und Mütter kommen zugleich nieder. Dagegen hört die Menstruation durchschnittlich schon gegen das zwei- bis fünfunddreißigste Lebensjahr und damit auch die facultas generandi auf, zu welcher Zeit die demnach Involutionsperiode beginnt. Ausnahmen finden freilich hier und da statt; so sah ich eine Frau von 48 Jahren gebären, doch erregte dieser Fall in Teheran allgemeines Staunen. Die Scherifes (weibliche Seiiden, d. i. Abkömmlinge des Propheten, also arabischen Ursprungs) menstruiren und gebären länger als Vollblut-Perserinnen, was jedoch dort nicht dem Rassenunterschied zugeschrieben, sondern als Mirakel ausgelegt wird. Die Frauen im Orient controliren ihre Menstruen weit leichter als die Frauen in Europa, weil jene nach dem dort gebräuchlichen Kalender des Mondmonats zählen, sodaß sie genau den Mond-Tag ihrer Menstruation kennen. Dasselbe gilt auch von der Berechnung des Tags der Geburt, welche sich genau mit dem Tage der zehnten Menstruationsepoche einstellt. Bei jungen

Mädchen und Frauen sind die Menses regelmäßig; ausgeprägte Chlorose ist um diese Zeit selten; bei Frauen hingegen, welche von ihren Männern vernachlässigt werden, sowie bei Witwen und Getrennten treten öfters Störungen ein, indem die Periode antiponirt oder postponirt, oder das Blut nicht in gehöriger Menge und Qualität erscheint. Es zeigen sich dann Zeichen der Bleichsucht, und Empfängniß tritt nur ausnahmsweise noch ein. Durch Einlösung von Eisen und Empfehlung des Turnens gelang es mir sehr häufig, die Menstruation zu bessern, worauf wieder Empfängniß erfolgte, und ich erwarb mir dadurch einen guten Ruf in dieser Specialität. Die Dauer des Blutflusses ist im Durchschnitt fünf Tage, doch währt es sieben bis acht Tage, ehe die Frau das Bad besuchen kann und dem Mann wieder erlaubt ist. Es versteht sich von selbst, daß während dieser Zeit keine geschlechtliche Annäherung stattfinden darf. Bei den dortigen Juden ebenso wie bei ihren orthodoxen Glaubensgenossen in Europa beträgt die Frist zwölf bis vierzehn Tage.

Die Schamhaare werden dem Ritualgesetz gemäß durch ein Präparat von Auripigment (zernich) und Kalk entfernt; man nennt dies hädschebi keschiden, d. i. sich dem Gesetzlichen unterziehen; elegante Frauen aber rupfen sich die Haare aus, bis endlich der Nachwuchs von selbst aufhört. Auch Männer müssen dieselbe Vorschrift befolgen; ein Abweichen davon, sowie das Stehenlassen des Haars am Vorderhaupt, gilt als besonderes Zeichen der Emancipation vom Gesetz. Diese Bestimmung findet darin ihren Grund, weil zum Gebet und jeder religiösen Handlung, desgleichen nach jeder Excretion das Waschen der Genitalien geboten ist und die Haare eine genügende Reinigung nicht zulassen würden.

Die Brüste (pistān, mæmmè) entwickeln sich frühzeitig, gedeihen aber nur zur mittlern Größe und bleiben selbst

unter dieser zurück, mit Ausnahme der Weiber vom armenischen Stamm, deren Brüste weit ausgebildeter sind. Schon nach einigen Entbindungen werden sie schlapp, daher viele Frauen sie durch Suspensorien stützen. Sie secerniren jedoch viel Milch. Bei gesunden Müttern ist der Fall, daß ihre Milch für den Säugling nicht hinreicht, äußerst selten; vielmehr sieht man als etwas sehr Gewöhnliches, bei Erkrankung oder beim Tod der Mutter, eine Nachbarin das Säugungsgeschäft mit übernehmen und zwei Kinder genügend ernähren; außerdem wird ein Theil der Milch zu Heilzwecken verwendet. Tritt bei einer zum ersten mal Gebärenden die Warze (hulmeh) nicht gehörig hervor, so werden, wie in der Türkei, junge Hunde (tule-sek) angelegt, deren es in den Bazars stets eine große Menge gibt. Dasselbe findet auch bei Milchstasen statt. Krankheiten der Brust, wie Brustentzündungen mit Eiterung, Schrunden der Warzen u. s. w. kommen in sehr beschränktem Maße vor, was wol darin seinen Grund haben mag, daß die Brust frei, ohne einengenden Schnürleib, nur leicht mit Flor bedeckt, getragen wird, und so die Empfindlichkeit gegen Erkältung und andere Witterungseinflüsse sich abstumpft. Zu auffallender Größe entwickeln sich oft die Brustdrüsen bei Eunuchen; ich kannte den berühmten grusischen Eunuchen Cosruw-Chan, der im Alter von 75 Jahren noch enorm ausgebildete Brüste hatte.

Die nicht specifischen Krankheiten der weiblichen Genitalien kommen dem europäischen Arzt wenig zu Gesicht. Hebammen erzählten mir indeß auf Befragen, daß Scheidenvorfall nicht selten sei. Skirrhus des Muttermundes fand sich nur einmal, bei einer funfzigjährigen Armenerin, welche in frühern Jahren einen ausschweifenden Lebenswandel geführt; sie erlag ihrem Leiden. Da die Mädchen oft vor erlangter Pubertät verheirathet werden, hatte ich Dammrisse auch außer infolge der Entbindung zu beobachten.

Im Orient ist es jedermann leicht gemacht zu heirathen. Bei dem geringen Bedarf an Wohnung und Kleidung, der Billigkeit der Lebensmittel, der Gunst des Klimas, bei dem Glauben an Fatum und Vorsehung nach dem Spruche des Dichters: „Der das Insekt ernährt, wird auch dem Kinde ein Stückchen Brot nicht vorenthalten", bei dem steten Glückswechsel endlich, welcher Erlangen und Verlieren von Vermögen rein dem Zufall anheimgibt, braucht den Orientalen die Sorge für Ernährung der Nachkommenschaft keine Scrupel zu verursachen. Von selbst versteht es sich, daß jedes Mädchen, sobald es ein bestimmtes Alter erreicht, heirathen muß, um so mehr als Vermögens- und Standesverhältnisse wenig in Betracht kommen. Auch die Leichtigkeit der Scheidung macht das Eingehen einer Ehe zu keiner so bedenklichen Sache wie in Europa. So ist es erklärlich, daß man die in civilisirten Ländern heutigen Tags so häufig vertretene Klasse der alten Jungfrauen und Hagestolze in Persien fast gar nicht kennt, und daß selten ein fehlerfreies Mädchen von gutem Ruf wegen etwaiger Prätensionen der Familie über das zwanzigste Jahr hinaus unverheirathet bleibt. Es ist mir nur ein Fall dieser Art bekannt geworden: die Prinzessin Fachere Dawle erreichte ledig (izâbeh) das siebzigste Jahr. Der Orientale begreift nicht, wie man bei vorhandener Möglichkeit, eine Frau zu nehmen, unverheirathet leben könne. Ich sah mehrmals, daß Töchter unbemittelter Aeltern, nachdem sie durch die Ehe in glückliche Vermögensverhältnisse gekommen waren, ihrem verwitweten Vater ein Weib verschafften oder dessen Harem zu ergänzen suchten.

Allgemein herrscht die Ansicht, daß Greise durch Verheirathung mit jungen Mädchen verjüngt werden, diese hingegen schnell altern (s. Erstes Buch der Könige, I, 1—3). Da der Mann seine zukünftige Frau vor der Trauung nicht zu sehen bekommt, den Mädchen aber ohnehin fast nie eine

Wahl gelassen wird, sondern die Aeltern allein über sie verfügen, so werden die meisten Heirathen durch weibliche Anverwandte oder Unterhändlerinnen (deläleh) zu Stande gebracht. Eine solche begibt sich zu dem heirathslustigen Mann, rühmt die körperlichen Vorzüge der ihm zugedachten Braut, gewöhnlich hervorhebend, daß sie weiß sei, große, offene Augen, ein rundes Gesicht (mähru, Mondgesicht), gewölbte Augenbrauen und eine Cypressengestalt habe. Weil die Perserinnen fast nie so blendendweiß sind wie die Occidentalinnen, wird diese Eigenschaft besonders geschätzt. Die Delaleh kommt hierauf ins älterliche Haus des Mädchens und bringt den Geldpunkt in Richtigkeit. Hiermit sind die Präliminarien geschlossen, denn freie Wahl und Selbstbestimmung seitens des Mädchens findet nur äußerst selten statt. Männer nahe dem siebzigsten Jahre heirathen ein zehnjähriges Kind, ohne daß dies irgend Aufsehen oder Gerede in der Stadt veranlaßt. Seltener sind die Fälle vom Gegentheil, nämlich daß ein junger Mann von 16 Jahren eine ältere Witwe heirathet, und dann geschieht dies stets nur aus Familien-, Standes- oder Geldrücksichten.

Der Begriff der Liebe, wie er bei uns im Occident aufgefaßt wird, existirt kaum bei den Orientalen; die Liebe, welche die persischen Dichter in ihren Poesien besingen, hat entweder einen symbolischen oder einen höchst profanen Sinn; auf das Wort ischk (Liebe) folgt immer der Begriff was'l, d. i. die fleischliche Vermischung.

Der Knabe reift ums vierzehnte Jahr. Ist er von gutem Hause, so wird ihm gegen das sechzehnte oder siebzehnte Jahr, manchmal auch schon mit dem zehnten Jahre, eine Vertragsfrau (sigheh) von den Aeltern zugetheilt; erst nachdem er eine Stellung und die volle Reife erlangt hat, geht der Mann die wirkliche Ehe (ækdi) mit einem Mädchen von angesehener Familie, mit seiner Cousine oder einer Prinzessin

ein, worauf die frühere Frau entweder verabschiedet oder ihr ein anderes Haus zur Wohnung angewiesen wird. Es ist mir nur ein Fall bekannt, wo das Alter des Vaters und des Sohnes um nicht mehr als vierzehn Mondjahre differirte. Er betraf den Prinzen Seif uddauleh, einen Sohn Feth Ali Schahs, und ward als Curiosum in der Stadtchronik angesehen. Das frühe Heirathen oder doch die sichere Aussicht auf baldige Ehe, verbunden mit der Sitte, aus erlaubten geschlechtlichen Genüssen kein Hehl zu machen, sondern dieses Thema ohne Scheu sogar in Gegenwart von Kindern zu besprechen, ferner die geringe Verbreitung schlüpfriger Lektüre haben das Gute zur Folge, daß Hysterie, Katalepsie, Amenorrhö, Dismenorrhö und Onanie bei jungfräulichen Personen fast nie, nur hier und da bei Witwen und streng bewachten, von ihren Männern vernachlässigten Frauen sich einnisten.

Die Ehe (ærusi) ist entweder ækdi, d. h. auf die Dauer verbindlich, solange nicht ein bestimmter Grund zur Scheidung geltend gemacht werden kann, oder sighei, d. h. nur auf eine vertragsmäßige Zeit. Da die Sklavin ihrem Eigner mit Leib und Vermögen gehört, so kann von einer eigentlichen Heirath bei ihr keine Rede sein; doch sind ihre Kinder gesetzlich anerkannt und genießen volle Gleichberechtigung mit denen der andern Frauen. Auch hört sie mit dem Augenblick ihrer Niederkunft auf Sklavin zu sein.

Die Akdi entspricht ganz unserer Ehefrau; gesetzlich darf der Perser deren nicht mehr als vier zu gleicher Zeit haben; nach dem Tode oder nach Verstoßung der einen ist es ihm erlaubt, diese Zahl wieder zu ergänzen. Sighe heißt ein Weib, welches durch Vertrag auf bestimmte Zeit, die von einer Stunde bis zu 99 Jahren*) variiren kann, gegen

*) Durch den Vertrag auf 99 Jahre wird die Sighe dem Akdi-

ein gewisses Entgeld und gegen festgesetzte Entschädigung bei eintretender Schwangerschaft geheirathet wird. Während dieser fixirten Zeit genießt sie die vollen Rechte einer legalen Ehefrau. Nach Ablauf des Vertragstermins aber ist sie, wenn derselbe nicht verlängert oder erneuert wird, dem Manne gesetzlich verpönt. Für die mit ihr erzeugten Kinder ist der Mann zu sorgen verpflichtet, weshalb sich die Sighe nicht eher als vier Monate nach der Trennung an einen andern verheirathen soll, doch wird dieser Punkt häufig umgangen.

Es ist Sitte, daß der Perser auf Reisen, Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz nie seine Frau mitnimmt, sondern fast an jeder Station, wo er länger verweilt, eine Sighe heirathet. In der Stadt Kirman pflegen die Mulas jedem Ankömmling, der nur einige Tage sich dort aufhält, ein Weib zur Sighe anzubieten. Hierdurch entstehen oft sehr ernste Verwickelungen, indem junge Leute aus fernen Provinzen mit wahren oder gefälschten Documenten zugereist kommen und Ansprüche auf Erbschaft erheben, womit sie auch, wenn der Vater den Nachweis des Alibi nicht zu führen vermag, bisweilen reussiren.

Die Kinder aller dieser drei Klassen sind nach dem Gesetz bei der Erbschaft gleichberechtigt; doch finden hierin auch willkürliche Ausnahmen statt. So nimmt z. B. eine verwitwete Prinzessin oft für sich und ihr Kind die ganze Erbschaft in Beschlag, obgleich der theo-demokratische Islam eigentlich keinen Unterschied der Stände anerkennt.

Dem Vorstehenden gemäß könnte der Perser Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen, was auch von einigen Großen

---

weib gleichgestellt. Ein solcher wird gewöhnlich nur da abgeschlossen, wo bereits vier legale Frauen vorhanden sind; auf diese Weise umgeht man das Gesetz, denn das fünfte Weib ist nun den übrigen ebenbürtig.

wirklich geschieht. Feth-Ali Schah hatte mehrere hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, ist die Menge seiner männlichen Descendenz jetzt, nach etwa 80 Jahren, bereits auf über 5000 angewachsen. Er erhielt deshalb den Beinamen Adam-e-ssani (Adam II.). Nur wenige der Prinzen konnten es zwar ihrem Vater gleichthun, immerhin aber heiratheten viele von ihnen gegen vierzig Weiber. Dieser Fall gehört indeß zu den seltenen Ausnahmen. In den Städten heirathen nur Chane und Bedienstete drei bis vier Weiber; der Handel- und Gewerbsstand kann die Last der damit verbundenen Ausgaben nicht erschwingen; er scheut auch die Unordnung und Verschleuderung im Hauswesen und lebt daher meist in Monogamie. Auf dem Flachland und bei den Nomadenstämmen ist die Monogamie vollends Regel, höchstens nimmt sich ein Häuptling zwei bis drei Weiber. Heirathet ein Chan eine Prinzessin, oder wird ihm eine solche als Frau octroyirt, so verlangt es der Usus — nicht das Gesetz, welches keinen Unterschied zuläßt —, daß er kein anderes Weib neben ihr habe, ja er ist sogar gezwungen, allen andern Weibern, die er früher besaß, den Scheidebrief zu geben oder sie wenigstens aus dem Hause zu schicken und jeder fernern Cohabitation mit ihnen sich zu enthalten. Im allgemeinen kann angenommen werden, die Monogamie sei die Regel, die Polygamie die Ausnahme. Wäre die Vielweiberei so häufig, wie man in Europa gewöhnlich glaubt, so müßte wegen der Verschiedenheit der Mütter nothwendig nach einigen Generationen die Rasse erlöschen; daß dies nicht der Fall ist, muß der auch im Orient überwiegenden Monogamie zugeschrieben werden. Als eine bemerkenswerthe Thatsache sei noch angeführt, daß auch bei den in Persien lebenden Juden die Polygamie zulässig ist. Bei der Sekte der Sunis hingegen ist die Sighe-Ehe nicht erlaubt.

Sind die Präliminarien zwischen dem Bewerber und den Aeltern des Mädchens vereinbart, so wird zur Hochzeit geschritten. Der Trauungsact selbst (akd-ennikah) ist nach muselmanischem Gesetz — ähnlich dem jüdischen — sehr einfach; es genügt, daß der Mann dem zur Pubertät gelangten Mädchen den Antrag macht und diese darauf zur Antwort gibt: „Ich übergebe mich dir.“ Das Aussprechen dieser Formel reicht auch ohne die Anwesenheit von Zeugen zur Schließung einer legalen Ehe hin. Aus Besorgniß jedoch, daß später Zweifel über die Gültigkeit der Ehe erhoben werden könnten, und weil nach dem Gesetz diese Formel in gutem arabischen Accent gesprochen werden muß, was ein Perser selten im Stande ist, wird immer ein Mula zu dem Trauungsact zugezogen.

In reichen Häusern wird die Hochzeit mit vielem Pomp gefeiert und dauert meist sieben bis acht Tage. Während dieser ganzen Zeit werden sowol im Hause des Bräutigams als auch im älterlichen Hause der Braut Gastereien und andere Ergötzlichkeiten veranstaltet. Am ersten Tage findet die eigentliche Trauung statt. Der Bräutigam begibt sich in Begleitung zweier Zeugen zu den Aeltern der Braut und bringt gewöhnlich die behandelte Ueberlassungssumme, das Milchgeld, mit. Hierauf wird der Ehecontract (akd-ennikah) niedergeschrieben und darin der Abfindungsbetrag (mehrieh), welchen die Frau im Sterbe- oder Scheidungsfall zu erhalten hat, genau verzeichnet. Es versteht sich von selbst, daß dieses Actenstück, da es die Ansprüche der Frau feststellt, in ihrer Verwahrung oder in der ihrer Aeltern verbleibt. Der Mula liest nun das Gebet (chutbeh) und fügt auch einige Worte der Ermahnung hinzu. Dann setzt sich der Vater der Braut oder im Ermangelungsfall dessen Vertreter (vekil) dem Bräutigam gegenüber, sie reichen sich die rechte Hand und der Mula spricht dabei die arabische

Formel vor, welche der Vekil nachspricht: „Ich verheirathe dir meine Tochter, die Jungfrau Namens N.“, worauf der Bräutigam, ebenfalls vom Mula soufflirt, antwortet: „Ich gehe die Heirath ein, ich nehme deine Tochter unter meine Obhut und verpflichte mich, ihr Schutz zu gewähren. Ihr, die ihr gegenwärtig seid, mögt es bezeugen.“ Mit einigen salawāt (Preis Gottes und der Propheten) und Segenswünschen (mæbarek bād) seitens der Umstehenden schließt die Ceremonie. Bei den ärmern Klassen wird die Neuvermählte schon in der folgenden Nacht in das Haus ihres Mannes geführt; bei den Reichen und Vornehmen aber erst am siebenten oder achten Tage, welche Zwischenzeit, wie erwähnt, durch stete Gastereien, Schlagen der Kesselpauken und Tamburins (tambek), nächtliche Illuminationen und, bei königlichen Vermählungen, auch durch Kanonensalven abwechselnd ausgefüllt wird. Solange diese Festlichkeiten dauern, darf der Mann die ihm Angetraute noch nicht besuchen, sie nicht einmal sehen; dennoch geschieht es häufig, daß er ungesehen (!) trotz aller Wachen, Diener, Eunuchen und Sklavinnen sich verstohlen zu ihr schleicht, wobei die Mutter der Braut ihm sogar behülflich zu sein pflegt; man nennt dies nämzædbāzi (Tändeln der Verlobten). An Hochzeitsfesten der Großen werden nicht allein die Freunde des Hauses, sondern nach und nach Leute aus allen Kategorien zum Pillaw geladen; am ersten Tage z. B. die Priester, am zweiten die Offiziere, dann die Kaufleute u. s. w. Auch mir wurde mehrmals die Ehre einer solchen Einladung zutheil. Natürlich darf dabei nach persischem Gebrauch niemals ein Ueberfluß an Süßigkeiten fehlen.

Am letzten Tage begibt sich die Braut in Begleitung ihrer Gespielinnen ins Bad; zu dieser Gelegenheit schickt ihr der Bräutigam eine Quantität Henneh zum Färben der Haare und Nägel. Auch der Mann verfügt sich, von seinen

Freunden begleitet, ins Bad. Unterdessen werden die Habseligkeiten der Frau, bestehend in Teppichen, Kleidern, Kupfergeschirr und anderm Hausrath, aus dem älterlichen Hause in jenes des zukünftigen Gemahls gebracht. Mehrere Maulthiere, kostbar gezäumt, sind je mit einem Paar Koffer (jachdān) beladen, über welche sich ein rother Tuchteppich breitet. An ihrer Seite ziehen die geschenkten Sklaven, voran der künftige Eunuche des Hauses. So durchschreitet der pomphafte Zug unter Trommelwirbel die Straßen. Diese Mitgabe der Frau heißt dschehāz; sie bleibt immer und unter jeder Bedingung deren ausschließliches Eigenthum. Man strebt danach, den Zug möglichst groß erscheinen zu lassen, um den Reichthum der Dame kundzugeben, daher sehr häufig die Jachdans leer oder nur mit Ballast gefüllt sind. Erst gegen Mitternacht wird die Braut zu Pferde, unter Trommelschlag und Flintenschüssen und unter Vortrag von Windlichtern (maschal), durch ihre Genossinnen ins Haus des Mannes geleitet, der sie nun endlich zum ersten mal zu sehen bekommt.*) Der Anstand verlangt, daß er sie mit Gewalt entschleiere, und daß sie dabei Widerstand leiste. In dem Momente, wo sich der Schleier lüftet, ruft der Mann: „Bismillah errahman errahim!“ (Im Namen Gottes, des Barmherzigen!) Nach einem herrschenden Vorurtheil wird derjenige von den Gatten, welchem es gelingt, zuerst auf den Fuß des andern zu treten, die Oberhand im Hause haben, daher man sich beiderseits in eifrigem Wett-

---

*) Daß es hierbei an Enttäuschungen, welche dann das Stadtgespräch bilden, nicht fehlt, ist erklärlich, um so mehr als die Aeltern eine häßliche Tochter vor jedem profanen Blick zu verbergen suchen und sich auch wol den unschuldigen Betrug erlauben, beim Besuche des Bräutigams eine andere, wohlgebildete Dame vor ihm passiren zu lassen, welche zufällig (!) den Schleier lüftet und dann mit größter Wahrscheinlichkeit von ihm für seine künftige Gemahlin gehalten wird.

streit darin zuvorzukommen sucht. Während dieser Scene poltern die Frauen in den Nebenzimmern und rufen: „Zud bäsch!“

Verheirathet sich ein Mädchen, so muß sie Jungfrau und mit dem Hymen versehen sein (dächter-e-bäkere); für den Mangel des letztern gibt es keine Entschuldigung (vgl. Fünftes Buch Moses, Kap. 22), vielmehr kann die Frau in solchem Fall, auf die einfache Aussage des Mannes hin, nach der ersten Nacht verstoßen werden: ein grausamer und ungerechter Brauch, denn er wird oft benutzt, um aus böser Absicht und zum Zweck der Gelderpressung den Ruf einer Frau zu beflecken. Andererseits trägt er nebst den frühen Verheirathungen viel dazu bei, daß fast alle Mädchen in physischer Virginität zur Ehe gelangen.*) Hat aber das Unglück der Defloration bei einem Mädchen stattgefunden, so werden Anstalten getroffen, um die Schande von ihr wie von den Aeltern abzuwenden. Man verheirathet sie nämlich an einen armen Mirza unter der Bedingung, daß er sich nach kurzer Zeit von ihr scheiden läßt, um sie dann einem angesehenern Mann zuzugesellen; oder man gibt sie einem ganz jungen, unerfahrenen Knaben zur Frau; oder es wird am Tage der Entscheidung durch einen operativen Eingriff, worauf sich einige persische Chirurgen wohl verstehen, nachgeholfen.

Die Scheidung (teläk) erfolgt entweder nach gegenseitigem Uebereinkommen oder beim Ergreifen der Frau in flagrante delictu, oder auch ohne alle Veranlassung, sobald der Mann bereit ist, der Frau das zugeschriebene Heirathsgut (merieh) auszuzahlen, nur in den seltensten Fällen aber auf Klage der Frau wegen Vernachlässigung der ehelichen

---

*) Ich operirte mehrere Mädchen wegen Lithiasis, doch ward die Operation nur dann zugelassen, wenn ich mich verbürgte, daß das Hymen unverletzt bleiben werde.

Pflichten von seiten des Mannes. Außer dem zuletztgenannten Grund kann der Mann zur Ertheilung des Scheidebriefs nicht gesetzlich angehalten werden, doch wird er oft durch Machthaber mittels Drohung und Pression dazu gezwungen. Folgender Fall, der zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte des Hofs dient, liefert hiervon einen eclatanten Beweis. Als Nassereddin Schah im Jahre 1848 auf den Thron kam, zwang er seine Schwester Melik-zadeh, den Premierminister, den vielgenannten Emir, zu heirathen, um ihn durch Familienbande fester an sich zu ketten. Die Prinzessin, ein zwölfjähriges Mädchen, widerstrebte lange, weil der Emir, zwar ein schöner, kräftiger Mann, doch schon in ziemlich vorgerücktem Alter stand und bereits aus erster Ehe einen erwachsenen Sohn hatte. Allein sie mußte endlich nachgeben; der Emir verabschiedete seine erste Frau und heirathete die Schwester des Schah. Durch seine Energie und Geisteskraft wußte er die Prinzessin bald dermaßen zu fesseln, daß sie ihm, als er drei Jahre später in Ungnade fiel und exilirt wurde, wider alles Erwarten ins Exil folgte, aus Furcht, daß er vergiftet werden möchte, ihm selbst die Speisen bereitete und ihn keinen Augenblick aus den Augen verlor. Dennoch gelang es, einen Moment der Trennung des Paars zu benutzen, um dem Emir im Bade die Adern zu öffnen. Melek-zadeh kehrte nach Teheran zurück. Einige Monate später zwang sie der Schah, den Sohn des neuen Premierministers zu heirathen. Die Verbindung war ihr aus mehrern Gründen verhaßt; einmal trug die Familie Schuld an dem Tode ihres geliebten Mannes, sodann war der ihr aufgedrungene Bräutigam ein unerfahrener, geistesarmer junger Mensch. Sie fügte sich dem Befehl des Königs, jedoch mit den Worten: „Ich gebe dir die Erlaubniß, mich mit Kasem Chan und mit allen folgenden Ministern zu verheirathen." Wie vorauszusehen, war die Ehe keine glückliche. Ich

besuchte die Prinzessin öfter, und erhielt auf alle Fragen, was ihr fehle, zur Antwort: „Mir thut das Herz weh.“ Nach Verlauf einiger Jahre erfolgte der Sturz des zweiten Premier; er und seine Familie wurden gleich seinem Vorgänger mit Geldstrafen belegt und exilirt. Jetzt verlangte der König, daß Kasem Chan seiner Schwester den Scheidebrief gebe, damit sie wieder einen andern Minister heirathe. Natürlich mußte jener gehorchen und bei der Scheidung auch das stipulirte Heirathsgut auszahlen, wodurch er beinahe sein ganzes Vermögen einbüßte. Die Prinzessin aber wurde in dritter Ehe an ihren Cousin, genannt das „Auge des Reichs“, verheirathet.

Ertappt der Mann seine Frau in flagrante delictu, so dürfte er sie, streng genommen, tödten. Da aber der Beweis mittels Zeugen sehr schwer zu führen, ja nach der Forderung Ali's: „Necesse est videre stylum in pixide“, kaum möglich ist, zieht man die Scheidung vor; selbstverständlich muß dann die Frau den Ansprüchen auf ein Heirathsgut entsagen.

Wenn man bedenkt, daß dem Mann in jedem Fall die Sorge für Erhaltung der Kinder obliegt, daß er bei der Trennung die der Frau zugeschriebene, meist beträchtliche Summe baar zu erlegen verbunden ist, ferner daß die Verheirathung mit einer neuen Frau sehr viele Kosten verursacht, endlich daß es immer zur Schande gereicht, eine Frau aus der Familie oder aus dem Tribus zu verstoßen, so wird man die verhältnißmäßige Seltenheit der Scheidungen begreiflich finden. Die Scheidung erfolgt in der Regel nur, wenn die Frau kinderlos bleibt und ihr die Ursache davon zugeschrieben wird, zweitens wenn sie liederlich und der Untreue verdächtig ist, oder drittens wenn sie der Mann bed khadem (von bösem Schritt) glaubt, d. h. wenn bald nach ihrem Eintritt ins Haus ein Unglücksfall sich ereignet; man

hält sie dann für ein böses Omen und sucht sich ihrer zu entledigen.

Eine verstoßene Frau kann der Perser nach bestimmter Frist wieder ins Haus nehmen, nach der zweiten Scheidung jedoch nur in dem Fall, wenn sie indessen an einen andern verheirathet war und von diesem den Scheidebrief erhielt. Um dem Gesetz hierin Genüge zu leisten, wird gewöhnlich irgendjemand gewonnen, der einige Tage als Mann figurirt. Freilich kann niemand zur Ertheilung des Scheidebriefs gesetzlich gezwungen werden, und ich erlebte wirklich einen Fall, wo die formelle Verbindung zu einer bleibenden wurde. Bei der Sighe kommt die Scheidung nicht in Frage, da der Vertrag mit ihr von selbst nach bestimmter Zeit abläuft.

Dem Mann ist ferner gestattet, eine Frau, die er als Akdi verstoßen, als Sighe wieder zu heirathen. Als der jetzige König, der bereits vier legitime Frauen hatte, mit einer Sighe, der Mutter des Kronprinzen, sich legitim verheirathen wollte, erhielt eine seiner Akdis den Scheidebrief und blieb dann unter dem Namen einer Sighe im Harem, womit dem Gesetz genügt worden war.

Frauen, welche für ihre Kinder Ammen halten, empfangen rasch nacheinander und gebären fast jedes Jahr, während in den ärmern Klassen, wo das Kind bis zum dritten Jahr von der Mutter gesäugt wird, Empfängniß und Geburten sich langsamer folgen; doch geschieht es auch, daß Frauen während und trotz der Lactation im zweiten Jahr wieder menstruirt werden und, allerdings zum Nachtheil des Säuglings, empfangen. Leidet eine Frau während des Säugens am Wechselfieber, so nimmt die Milch ab und schwindet endlich ganz, und das Kind erkrankt an der Ruhr. Durchschnittlich gebären die Perserinnen sechs- bis achtmal; danach sollte man auf eine rasche Zunahme der Bevölkerung schließen,

denn die Kinder sind wohlgebildet und kräftig; allein von sechs Kindern bleiben, vorzüglich in den Städten, in der Regel kaum zwei, manchmal keins am Leben. Tagtäglich kamen Frauen in meine Wohnung, welche ein Mittel zur Fruchtbarkeit von mir verlangten; auf die Frage, ob sie denn noch keine Kinder geboren hätten, erhielt ich fast stereotyp die Antwort: „Ich hatte deren fünf oder sechs (der Perser gibt immer die beiläufige Zahl an), aber sie starben alle.“ Die Mehrzahl der Kinder unterliegt im zweiten Lebensjahre, und in den meisten Städten weist die Bilanz zwischen den Geburten und Todesfällen ein Minus der erstern auf, weshalb ein steter Zuzug aus den Provinzen nothwendig ist. Im Frühling 1859 starben allein in Ispahan über achthundert Kinder an den Blattern. Unter diesen Umständen ist die Menge der kinderlosen Frauen groß und gibt es Geschwister von mütterlicher Seite selten. Es dürfte im Durchschnitt kaum mehr als ein lebendes Kind auf eine Frau zu rechnen sein. Eine Prinzessin in Teheran bildete das Stadtgespräch, weil sie acht Kinder am Leben hatte, und man fragte mich oft, ob ich je in Europa ähnliches gesehen!

Wenn ein unverheirathetes Mädchen, eine Witwe oder eine Geschiedene gebären sollte, so wäre ihr der Tod gewiß. Der Fall ist aber unerhört; ein uneheliches Kind (hærum zäde) findet sich nirgends unter den Schiiten, das Wort wird nur zum Schimpf gebraucht. Alle außerehelichen Schwangerschaften enden mit abortus, indem man die Eihäute mittels Haken sprengen läßt. Von den Hebammen soll diese Operation mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt werden, wenigstens sind in Teheran mehrere deshalb renommirt und viel besucht. Uebrigens wird die Sache ziemlich publik betrieben und ihr kein Hinderniß in den Weg gelegt. Nur einzelne unglückliche Geschöpfe wollen sich selbst helfen;

sie setzen massenhaft Blutegel an, machen Aderlässe an den Füßen, nehmen Brechmittel aus Sulfas Cupri, Drastica oder die Sprossen von Dattelkernen; und fruchten alle diese Mittel nicht, so lassen sie sich den Unterleib walken und treten. Viele gehen an den Folgen dieser rohen Behandlung zu Grunde. Sehr häufig erwiderten mir solche Unglückliche, wenn ich ihnen die Bitte um ein Abortivmittel unter Verweisung auf meinen geleisteten Eid abschlug: „Euer Eid mag wol für Frengistan gut sein, wir aber können nicht gebären, sonst werden wir sammt dem Kinde getödtet.“ Wer möchte es ihnen unter solchen Umständen verargen, wenn sie sich an einen gefälligern Fachmann wandten?

Hingegen herrscht der Misbrauch, welcher in den höhern Ständen der Türkei allgemein ist, daß die Frau, nachdem sie zwei Kinder geboren hat, mit Wissen ihres Mannes von nun an abortus hervorruft, theils um ihre Körperschönheit zu erhalten, theils um die Nachkommenschaft zu verringern, nirgends in Persien. Denn erstens ist es außerordentlich selten, daß eine Perserin mehr als zwei Kinder am Leben erhält, sie strebt daher nach Ersatz; und zweitens setzt sie einen Stolz darein, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen, die ihr in ihren alten Tagen zur Stütze dienen kann. Wenn Unfruchtbarkeit von den Frauen aller Länder als ein Misgeschick angesehen wird, so ist dieselbe in Persien wirklich das größte Unglück; die Unfruchtbare wird fast immer vom Manne verstoßen, von andern Frauen des Harems verhöhnt, und steht in ihren alten Tagen, wo die Mutter gewöhnlich das Obdach ihres Kindes in Anspruch nimmt, isolirt und hülflos da. Nur in den ärmsten Klassen kommt es bisweilen vor, daß eine Mutter ihr Kind heimlich an die Schwelle einer Moschee aussetzt; doch findet es dort immer einen Abnehmer, denn der Orientale, welcher dem Hunde, obgleich er ihn für unrein hält, Brot zum Fraß hinwirft, erbarmt sich sicher

eines Kindes. Und in fast allen Fällen, die mir zur Kenntniß kamen, reclamirte nach einiger Zeit die Mutter ihr Kind.

Während der Schwangerschaft hält die Frau auf angemessene Diät, sie hütet sich vor Magenüberladung und vermeidet übermäßige Bewegung; das Reiten jedoch wird als unschädlich betrachtet und fortgesetzt. Sie besucht öfter den Arzt, um sich den Puls fühlen und vergewissern zu lassen, ob die Frucht ein Knabe oder ein Mädchen sein werde. Aderlassen ist nur in einigen Städten üblich, und nie in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft. In den letzten Monaten nimmt die Schwangere viel Tabaschir-Magnesia und andere wohlschmeckende Erden zu sich. Mein Schüler Mirza el Wähab schreibt mir darüber aus Paris: „Dans les deux derniers mois de la grossesse la magnésie et la terre odoriférante (turbut) flattent leur goût.“

Sobald die ersten Wehen bei der Gebärenden sich einstellen, wird die Hebamme (mämä) geholt, welche ihr einige Glas eines emollirenden mucilaginösen Decocts heiß zu trinken gibt. Beim Beginn der Treibwehen muß sie das Bett verlassen und in hockender Stellung — ita ut in defecatione — auf je drei parallel übereinander gelegten Ziegelsteinen Platz nehmen, wobei sie sich mit den Händen an die Umstehenden klammert. In dieser Stellung verharrt sie so lange, bis das Kind ausgetrieben ist. Eine Unterstützung des Mittelfleisches findet nicht statt, selten ist Nachhülfe von seiten der Hebamme erforderlich. Die Perserin findet diese hockende Stellung, weil sie von Kindheit auf an eine ähnliche Art des Sitzens gewöhnt ist, nicht besonders lästig; den Europäerinnen aber, welche im Lande gebären, ist sie äußerst qualvoll und fast unerträglich. Man erachtet sie jedoch für die einzig richtige; wo ich eine andere Lage anordnete, entfernte sich die Mama und erklärte, daß sie für

nichts einstehen könne. Während dieses Geburtsactes werden Gebete für die glückliche Entbindung vom Dache des Hauses ausgerufen (izāt).

Nach der Entbindung wird die Wöchnerin ins Bett gebracht; in den ersten drei Tagen erhält sie nur vegetabilische Nahrung, mit Zucker und Fett vermischt, und wird sorgfältig vor Erkältung gehütet. Nach sieben bis zehn Tagen führt man sie, falls sowol die allgemeinen wie die örtlichen Symptome sich günstig zeigen, ins Bad und salbt daselbst den Körper mit frischer Butter und einem Zusatz von verschiedenen Gewürzen, besonders Zedoaria, bis sie gehörig in Schweiß kommt. Alsdann darf sie die Moschee besuchen, ihrem Manne ist sie jedoch erst nach Verlauf von vierzig Tagen wieder erlaubt.

Die Hebamme badet das Kind, führt dabei ihre mit heiliger Erde bestrichenen Finger in dessen Mund und drückt sie gegen den Gaumen, um diesem die gehörige Wölbung zu geben, auch die Gaumenbeine, falls dieselben getrennt wären, zusammenzufügen (!) Das Volk setzt einen solchen Glauben in die Wirkung dieser Operation, daß ein Wolfsrachen stets der ungeschickten Manipulation der Mama zugeschrieben wird.

Ich nahm schon früher Gelegenheit, der leichten Entbindung der persischen Frauen, besonders der Nomadenweiber zu erwähnen. Krankhafte Zustände während der Schwangerschaft gehören zu den Seltenheiten, ebenso Anschwellungen und Krampfadern, wenigstens wurde ich nie deshalb consultirt, und das Volk kennt keinen Namen für dieses Leiden. Die wenigen Fälle von Kindbettfieber, welche mir in meiner dortigen Praxis vorgekommen, hatten meist einen gutartigen Verlauf. Obwol mir keine statistischen Angaben zur Hand sind, steht es doch nach genauen Erkundigungen fest, daß die Anzahl der Frauen, welche beim

Gebären oder im Wochenbett unterliegen, äußerst gering anzuschlagen sei.

Die persische Frau ist von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geschlitzte, von Wollust trunkene Augen — das tscheschme chumär lyrischer Dichter — und feingewölbte, über der Nase zusammengewachsene Brauen; ein rundes Gesicht wird hochgepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht (mah-ruje) besungen. Ihre Extremitäten sind besonders schön geformt; Brust und Hüften sind breit, die Hautfarbe etwas brünett (eine weiße Haut, sehr geschätzt und beneidet, findet sich selten); die Haare sind dunkelkastanienbraun, der Haarboden sehr üppig. Man trachtet durch künstliche Mittel die Körperschönheit zu erhöhen; das Gesicht wird roth und weiß geschminkt, Haare und Augenbrauen werden schwarz, die Handteller, Nägel und Fußsohlen orangegelb gefärbt. Außerdem tätowiren sich manche an verschiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwischen den Brüsten und am Bauche; früher war diese Operation (chäl kubiden) allgemeine Sitte, jetzt hat sie sich nur noch hier und da in den Mittelklassen erhalten, in den höhern aber ganz aufgehört. In Haltung und Bewegung ist die Perserin graziös, ihr Gang ist leicht, frei und flüchtig. Sie ist sehr neugierig, kokett und putzsüchtig, und da ihre Kleidung bei den vermögenden Klassen meist aus Shawl, Seide, Goldtressen und schwerem Brocat besteht, so führen ihre Ausgaben für die Toilette oft den Ruin der Familie herbei. Sind noch dazu mehrere Frauen im Hause, so suchen sie in guten Zeiten soviel als möglich für die Zukunft auf die Seite zu legen, und so gehen meist die durch Erpressung und Betrug angehäuften Schätze des Mannes in kurzer Zeit wieder verloren. Sie liebt Abenteuer und weiß sie sehr geschickt einzuleiten. In hohem Grad abergläubisch, gibt sie viel auf Zauber, Hexereien,

Glücksstern, bösen Blick (sehr u dschädu, bæcht, bæd nezer), besonders in Sachen der Liebe, und wendet allerlei Mittel und Amulete von sonderbarstem Inhalt an, um sich einen Mann zu verschaffen, seine Liebe zu fesseln, den bösen Blick zu beschwören, fruchtbar zu werden oder die Fruchtbarkeit ihrer Genossinnen zu hindern. Berühmt ist ein Minaret, genannt kune-birindschi (natibus aereis), in der Nähe von Ispahan, zu welchem Mädchen und Witwen, um einen Mann zu bekommen, wallfahrten. Es führen zwölf Stufen hinan; auf jede derselben wird eine Nuß gelegt, welche die Pilgerin podice knacken und dabei folgende Strophe recitiren muß:

Ai minär-e-kun-e-birindschi
Hærfet mizænem nerændschi
Häwenk-e-men deste michuähed
Mærd-e kemer beste michuähed.

Oh minaretum podicis aerei
Tecum loquor non irascere
Mortarium meum pilum vult
Virum renibus cinctis vult.

In gleicher Absicht setzen sich die Mädchen auf die Deichsel einer von Pferden getriebenen Papiermühle und lassen sich darauf zweimal um die Säule ziehen. Wird eine Frau, ohne ihr Wissen, mit Schweinefett beschmiert, so glaubt man, sie werde unfruchtbar, und da Schweinefett schwer zu haben ist, wurde ich häufig von Nebenbuhlerinnen um eine Portion desselben angegangen.

Muscheln, obscöne Theile von der Hyäne, vom Hasen u. s. w., die Früchte von Anacardium werden als Amulete getragen.

Bei der Geburt eines Knaben erscheint nach dortigen Vorstellungen in der Nacht die Fee Aal, um das Kind zu tödten; man spaltet deshalb mit einem Schwert die Luft

gegen alle vier Windrichtungen und meint, die böse Fee werde von den Streichen getroffen. Ein ähnlicher Gebrauch herrscht, wenn ich nicht irre, bei den Juden.

Der vom Aberglauben dictirten Vorschriften in Bezug auf Empfang und Verabschiedung eines Gastes an bestimmten Tagen, über die Speisen, die man ihm vorsetzen soll, über die Art ihrer Bereitung u. s. w. sind unzählige; sie bilden das Thema einer sehr interessanten Abhandlung, Kulsum naneh betitelt.

Ferner sollen gewisse Auslagen nicht mit eigenem, sondern mit erbetteltem Gelde bezahlt werden, und manche hohe Dame verschmäht es nicht, im Bettleranzug die Vorübergehenden um Almosen anzusprechen. Sehr oft bemerkte ich an der feingeformten Hand und dem durchschimmernden Armband, daß ich es nicht mit einer gewöhnlichen Bettlerin zu thun hatte.

Außerdem hat jeder Tribus wieder seine besondern Vorurtheile, seine glücklichen und unglücklichen Tage, die sich an freudige oder traurige historische Erinnerungen dieses Stammes knüpfen; eine reiche Auswahl davon besitzt der regierende Stamm der Kadscharen.

Das Weib darf nur vor ihrem Mann und einigen nächsten Anverwandten unverschleiert erscheinen; löst sich auf der Gasse durch einen Zufall der Schleier, so gebietet die Sitte, daß der ihr Begegnende sich abwende, bis sie ihn wieder befestigt hat. Selbst die alte Straßenbettlerin zeigt sich nicht ohne Schleier. Europäerinnen, welche sich unverschleiert in den Straßen sehen lassen, sind ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde, auch wol des Mitleids. Nur die Nomadenweiber tragen das Gesicht frei, vermeiden es aber von Fremden sich anschauen zu lassen.

Zum Aufenthalt für die Weiber dient das innere Gemach (arabisch harem, persisch enderun). Das Wort Harem

bedeutet sacrum, das Heiligthum, zu welchem jedem Fremden der Zutritt streng verboten ist. Der Eindringling kann leicht sein Unternehmen mit dem Tode büßen. Sind mehrere Frauen im Hause, so bewohnt jede eine besondere Abtheilung, in den Häusern der Reichen mit eigenem Hof, eigener Bedienung und Küche, eigenen Sklaven und Eunuchen. Stets eine boshafte Absicht fürchtend, berührt keine Frau, weder für sich noch für ihr Kind, die Kost ihrer Nebenbuhlerin. Weil der Perser das Enderun als Heiligthum betrachtet, spricht er nie in Gesellschaft von seinen Frauen oder Kindern; er nennt nie den Namen einer Frau, sondern bezeichnet sie im Nothfall als die Mutter dieses oder jenes Kindes, als Tochter seines Oheims u. s. w. Es wird selbst als grober Verstoß angesehen, wenn der europäische Arzt beim Manne nach dem Befinden von dessen kranker Frau oder Tochter sich erkundigt. Als vor Ausbruch des englisch-persischen Kriegs auf Befehl des englischen Botschafters Farasche zur Vornahme der Pfändung in einen Harem drangen, drohte ein Aufruhr in der Stadt. Die Farasche mußten sich flüchten, um ihr Leben zu retten. Hingegen ist es ungegründet, daß der Arzt, wie man gewöhnlich annimmt, nur den Puls einer Patientin zu fühlen bekommt; er darf, wo er es für nothwendig erklärt, auch die weitere physikalische Exploration vornehmen. Das allerletzte jedoch, was ihm die Kranke zeigt, ist ihr Gesicht, sie glaubt sich dadurch zu prostituiren; allein auch dafür weiß die wahre Tochter Eva's ein Auskunftsmittel; sie hat zuerst an den Zähnen etwas zu verbessern, und hebt den Schleier bis zur Nase; dann findet sich ein Fleck auf der Stirn, und sie senkt die obere Hälfte des Schleiers, sodaß der Arzt nur zu addiren braucht, um die Totalsumme zu erhalten.

Der Titel, welcher einer Frau von Rang zukommt, ist chānum; Frauen untergeordneten Ranges werden begum

oder bädschi (Schwester), die ärmsten und niedrigsten sâife (die Schwache) genannt. Der Titel bibi (gnädiges Fräulein), früher sehr üblich, ist jetzt außer Gebrauch.

Die Beschäftigung der Frauen ist verschieden je nach dem Stande und nach dem Aufenthalt in der Stadt oder auf dem Lande. Bei den ärmern Klassen verrichten sie alle häuslichen Geschäfte; die übrige Zeit füllen sie mit Spinnen von Wollengarn aus, und zwar nach jener uralten Weise, wobei der Rocken unter dem Arm gehalten wird und der abgesponnene Faden an der freihängenden Spindel herunterläuft. Aus dem gesponnenen Garn weben sie Strümpfe, Teppiche und Pferdedecken. Die Frauen der höhern Stände verbringen fast alle ihre Zeit mit Baden, Rauchen des Narghiles, Abstatten und Empfangen von Besuchen, Essen verschiedener süßen und öligen Früchte, Thee- und Kaffeetrinken; selten beschäftigen sie sich mit Lesen eines Buchs oder Schreiben von Billets. Im Ausgehen genießt die Perserin ziemlich große Freiheit. Bürgersfrauen, ja selbst Angesehenere besuchen incognito allein die Bazars, den Arzt u. s. w.; sehr reiche Damen machen ihre Besuche zu Pferde, begleitet von einer zahlreichen Dienerschar; hinter ihnen reitet ihre alte Gesellschafterin (gis sefid), der Eunuche oder ein anderer Diener führt die Zügel des Pferdes. Als beliebtes Mittel der Zerstreuung werden die Wallfahrten in die geheiligten Imamzadis benutzt, bei welchen nicht selten neben den heiligen auch weltliche Zwecke mitunterlaufen.

Von seiten des Mannes erfreut sich die Frau im allgemeinen einer guten Behandlung; körperliche Züchtigungen sind fast unerhört. Trotz ihrer Abgeschiedenheit und Verborgenheit übt sie Einfluß auf alle Geschäfte; sie mischt sich sogar in die politischen Angelegenheiten, und mancher Sturz eines Gouverneurs oder eines Veziers ward durch fein angesponnene Fäden im Enderun vorbereitet. Der größte

Schmerz, welcher der Frau widerfahren kann, ist eine neue Heirath ihres Mannes oder Vernachlässigung von seiten desselben, indem er einer andern mehr Liebe spendet als ihr. Sie ist dann trostlos; viele kamen in dieser Noth zu mir, um ärztlichen Rath zu holen, und auf die Frage, was ihnen fehle, gaben sie an: „Bäd-e-æräz därem!" (Ich habe Anwandlungen von Kummer!) Wird eine Frau gewahr, daß ihr Mann mit Heirathsideen umgeht, so versucht sie durch Drohungen, Weinen und Bitten ihn davon abzubringen; gelingt ihr dies nicht, dann beginnt sie die Auserwählte zu verunglimpfen und zu verdächtigen; endlich aber ergibt sie sich in ihr Schicksal und schließt mit ihrer Nebenbuhlerin (häveh) Frieden. Es tritt eine Art Compromiß, selbst Freundschaft zwischen ihnen ein, und beide rächen sich durch Untreue an dem Mann. Im Sommer 1853 ritt ich nach Hamadan; unterwegs überholte mich eine Dame, welche mittels Kurierritts, eine von Frauen höchst selten unternommene Anstrengung, ebendahin reiste. Sie gab sich für eine Prinzessin aus. In Hamadan angekommen, hörte ich, die Pseudo-Prinzessin sei die Frau des königlichen Elefantentreibers, und auf die Kunde, daß ihr Mann sich dort verheirathen wolle, auf schnellstem Wege zu ihm geeilt. Sie hatte 35 Meilen in zwei Tagen zurückgelegt und war wirklich so glücklich, die Sache rückgängig zu machen.

In der Regel nimmt diejenige Frau, welche aus der Verwandtschaft ist, den obersten Rang ein; sie führt das Hauswesen, vertheilt die täglichen Portionen Reis, Holz, Brot u. s. w., bestimmt selbst das jus noctis und übt oft eine solche Autorität über die andern Frauen aus, daß diese in ihrer Gegenwart ohne Erlaubniß nicht niedersitzen und nicht rauchen dürfen. Hat jedoch nur eine der Frauen Kinder geboren oder allein das Glück gehabt, sie nicht durch den Tod zu verlieren, so pflegt sie statt der aus der

Verwandtschaft stammenden die Bevorzugte zu sein. Einer geborenen Prinzessin müssen alle andern den Platz räumen und sich glücklich schätzen, wenn ihnen und ihren Kindern ein bescheidenes Plätzchen im Harem gegönnt wird.

Wenn ein Sohn des Hauses heirathet, so folgt ihm der Sitte gemäß seine Mutter, um ihre Tage bei ihm zu beschließen. Sie entgeht dadurch der Zurücksetzung, die ihr sonst im Alter, wenn der Mann sich inzwischen eine jüngere Frau genommen, widerfährt. Die persische Frau altert rasch; mit 35 Jahren ist sie bereits eine Matrone. Häufig hört man daher die Klage: „Ai wäi dschewäni ræft!" (O weh, die Jugend ist hin!)

Das Kind bezeigt der Mutter Liebe, dem Vater Ehrfurcht und Gehorsam: so verlangt es das patriarchalische System, welches in Persien noch zum großen Theil Geltung hat. Der Vater wird als Chef des Hauses betrachtet; in seiner Gegenwart darf der Sohn, auch nachdem er bereits erwachsen und bejahrt ist, sich nicht niedersetzen, nicht rauchen, ohne besondere Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, und diese wird nicht immer ertheilt. Alles Eigenthum gehört dem Vater, daher nie der Fall eintreten kann, wie es in Europa geschieht, daß der Vater in ärmlichen Verhältnissen lebt, während der Sohn in Reichthümern und Genüssen schwelgt. Ein fünfundachtzigjähriger Greis zu Teheran, der sein Vermögen durch Wallfahrten aufgezehrt, heirathete ein junges Mädchen und nahm vom Hause seines Sohnes Besitz. Dieser, ein Maurer, hatte es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin gebracht, daß er sich zwei Häuser sammt Weingärten kaufen konnte. Er wollte den Einzug seines Vaters in das Haus nicht dulden und wandte ein, er habe von demselben nichts geerbt, sondern alles sich selbst erworben. Wegen dieses Benehmens wurde er von dem Richter zur Bastonnade verurtheilt; der weise Urtheilsspruch lautete: der Sohn

müsse sich glücklich preisen, daß der Vater ihm noch ein Haus gelassen, da er beide hätte nehmen können.

Die Glieder einer Familie bilden unter sich ein Ganzes, und schließen sich als solches wieder an ein hervorragendes Stammhaupt an, welches als Chef sämmtlicher dazu gehöriger Familien (ser-e-täife) verehrt wird. Gelangt der Chef zu einer besonders einflußreichen Stellung, z. B. zur Würde eines Großvezirs, so trachtet er zunächst, mit Hintansetzung aller Fremden, die ganze Schar seiner, selbst entferntesten Verwandten aus der Dunkelheit hervorzuziehen und sie mit den verschiedensten Aemtern in der Hauptstadt wie in den Provinzen zu versorgen. Freilich werden auch andererseits alle wieder in seinen Sturz mit hineingerissen. Man konnte dies in Persien sehen, als rasch nacheinander, das Los der aus ihnen hervorgegangenen Minister theilend, der Stamm von Maku, von Nur, von Farahun ans Ruder kamen und ebenso schnell wieder sanken.

Der Perser kann nicht begreifen, wie man lange Zeit fern von seiner Familie leben oder dieselbe vernachlässigen könne. So fragte mich einmal der Großvezier, ob ich denn in Europa keine Anverwandten hätte, und bemerkte, nachdem ich die Frage bejaht, spöttisch: „Meger chische-gaum-e kadschari däri?" (Du hältst es wol mit der kadscharischen Familie?)*)

Stirbt ein Familienvater, so gilt es als selbstverständlich, daß die hinterbliebenen Witwen und Waisen das Haus seines Bruders beziehen und dort Unterhalt und Pflege empfangen; eine Verweigerung in solchem Fall wäre unerhört. Einem Fortreisenden, der einen Bruder im Lande

---

*) Die kadscharische, d. i. königliche Familie, steht nämlich in dem Ruf, daß sie in sich zerrissen sei und ihre Glieder sich gegenseitig nicht unterstützen.

zurückläßt, vertraut man jede Summe, weil man sicher ist, daß er keine Schande über das Haupt seines Bruders bringen werde. In Teheran lebten zwei Brüder, Engländer, namens Burges. Der eine erbot sich, für die Regierung Gewehre in London anzukaufen, und erhielt zu diesem Zweck 80000 Dukaten unter keiner andern Bürgschaft, als daß der andere Bruder in Teheran zurückbleibe. In England verlor er aber bedeutende Summen an der Börse und flüchtete sich nach Amerika. Der Bruder ward mehrere Jahre als Geisel in Teheran gehalten, denn nach patriarchalischen Begriffen gab man die Hoffnung nicht auf, der Schuldner werde sich wieder einstellen. Allein dies geschah nicht; und als der Zurückgebliebene klagte, daß ihm die Mittel zur Subsistenz abgingen, bewilligte ihm die Regierung sogar ein Jahrgehalt, das er bis zum Ende seines Lebens bezog.

So fest wurzelt der Perser in der Familie; er thut alles für sie, steigt und fällt mit ihr, und empfindet Ehre oder Unehre jedes Familiengliedes wie seine eigene. Nach der Familie (chisch-u-gaum) kommt ihm sein Stamm (tâife), dann seine Provinz. Er rühmt sich: „Chisch-u-gaum u tâife därem", d. i. „Ich habe Verwandte und gehöre einem Stamm an"; er kennt alle irgendwie hervorragenden Männer seines Stammes und ist stolz darauf, wenn einer aus demselben als Thronprätendent auftritt, so schmählich auch das Unternehmen enden mag. Unter Vaterland (wetten) versteht er immer die Provinz, in welcher er geboren ist; ein Gesammtvaterland kennt er nicht. Er schwärmt zwar in der Fremde für das chäk-e-irän, den iranischen Boden, doch meint er damit die Sehnsucht nach der trockenen, constanten Temperatur und dem heitern iranischen Himmel, nicht die Anhänglichkeit an das Vaterland.

Wir erwähnten schon früher, daß sämmtliche Glieder einer Familie denselben Stadttheil bewohnen und alle darin

gelegenen Grundstücke anzukaufen trachten, und daß dies die Ursache sei, weshalb ein Stadttheil plötzlich aus der Dunkelheit sich erhebt, um mit dem Sturz des Chefs wieder zu verfallen. Die ganze Geschichte Irans ist nur eine Reihe von Episoden einzelner Familien, deren Glück oder Unglück das Los ganzer Stämme in sich schließt.

Der Harem des Schah.

In dem königlichen Harem befinden sich die Frauen und Kinder des Königs, die Sklavinnen und die übrige weiße und schwarze Dienerschaft der Frauen. Er besteht aus drei großen, miteinander in Verbindung stehenden Höfen nebst einer besondern Abtheilung für die Königin-Mutter Valideh, auch Mädeh-aliah. An der Spitze der Verwaltung steht der Chadsche baschi, der oberste Eunuche, dem acht andere Eunuchen untergeben sind; allen gebührt der Titel Agha. Außerdem enthält der Harem das Bad und die königliche Privatschatzkammer, deren Schlüssel meist der erste Eunuche aufbewahrt.

Der Schah hatte im Sommer 1860, als ich die Hauptstadt verließ, vierzehn Frauen: drei legitime Akdi und elf Sighes (Vertragsfrauen). Die erstern waren Prinzessinnen aus der Dynastie des Feth-Ali Schah, die andern Töchter des Volks aus Tabris und Teheran; zwei davon hatte er zum Geschenk aus Schiraz erhalten. Er erfreute sich einer zahlreichen Nachkommenschaft, soviel ich erfuhr, vierunddreißig Kinder, von denen aber nur vier Knaben und fünf Mädchen am Leben waren. Der älteste überlebende Knabe, nach den neuesten Nachrichten zum Kronprinzen ernannt, heißt Muzzäfereddin; seine Mutter ist eine Tochter des Prinzen Feth ullah. Von den drei andern Knaben sind zwei, Sultan Masud Mirza und Sultan Hussein Mirza, Söhne einer Sighe aus Tabris, Tochter der königlichen Amme, welche der Schah in

letztgenannter Stadt heirathete. Der vierte, betitelt Najib-e sultaneh*), ist ebenfalls der Sohn einer Sighe, der Tochter eines Baumeisters (mæmar baschi), in Teheran. Die übrigen Kinder starben an Hydrocephalus, Cholera und auf andere mir unbekannt gebliebene Weise.

Das Schicksal des Kronprinzen ist ein so seltsames und wirft ein so helles Streiflicht auf die innern Zustände des königlichen Hofes, daß ich hier genauer in den Gegenstand eingehen will; doch ist es zum Verständniß der Sachlage nothwendig, etwas weit auszuholen. Nasser-eddin Schah, dessen eigene Schicksale als Kronprinz später erzählt werden sollen, hatte bis zum Jahre 1856 bereits zwei zur Thronfolge bestimmte Prinzen durch den Tod verloren, und es blieb nur noch der früher genannte Muzzäfer-eddin Mirza als derjenige übrig, welcher alle Bedingungen der Thronfolge in sich vereinigte, denn er war nicht nur der älteste Prinz, sondern auch mütterlicherseits aus dem Kadscharenstamm, übrigens ein schöngestalteter Knabe von ausgebildetem Kadscharentypus, nur etwas schwächlicher Constitution. Allein der Schah liebte dessen Mutter nicht und haßte leidenschaftlich den Großvater Feth-ulla Mirza. Wahrscheinlich deshalb hegte er auch gegen den Knaben einen Widerwillen. Seit einigen Jahren hatte der Schah seine Neigung an eine Frau,

*) Der Titel Najib-e sultaneh ist der höchste, welcher einem Prinzen zugelegt werden kann, denn er bedeutet Prinz-Regent. Berühmt unter diesem Titel war Abbas Mirza, Sohn von Feth-Ali Schah, welcher wegen seiner Reformen und seiner Tapferkeit noch immer in lebhafter Erinnerung des Volks lebt. Er war zum Thronfolger bestimmt, starb jedoch schon bei Lebzeiten des Vaters, daher sein Sohn Mehmed auf den Thron gelangte. Es ist sehr zu bedauern, daß Nasser-eddin Schah den einen Sohn zum Kronprinzen und den andern zum Prinz-Regenten ernannt hat, dadurch entsteht tödlicher Haß zwischen den Brüdern, weil, im Fall beide den Vater überleben, der neue König seinen Bruder tödten oder exiliren läßt.

Namens Dschayramb-Chanum verschenkt, später furughe sultaneh (die Fackel des Königthums) genannt, die Tochter eines armen Tischlers aus dem Dorfe Tedscherisch, nahe bei Teheran. Sie war Tänzerin der Königin-Mutter gewesen und weder schön noch anmuthig; auf der linken Wange hatte sie eine große Boutonnarbe. Dennoch gewann sie so großen Einfluß auf den Schah — man schrieb es einem Zauber zu —, daß sie alle die andern legitimen Frauen, welche nun in Trübsal und Zurückgezogenheit leben mußten, aus seiner Gunst verdrängte. Ihr Vater wurde Gouverneur einer Provinz, ihr Bruder und Schwager, obgleich beide nicht schreiben konnten, wurden Kämmerlinge des Königs. Sie gebar zwei Söhne und eine Tochter, der ältere Sohn erhielt den Namen Kasem Chan. Als nun im Jahre 1856 der zweite Kronprinz an der Cholera gestorben war, beschloß der Schah, mit Hintansetzung des Prinzen Muzzäfer-eddin, ihren Sohn, Kasem Chan zum Thronfolger zu ernennen. Da jedoch der Vertrag im Wege stand, wurde ich angegangen, ein Document des Inhalts auszustellen, daß Muzzäfer-eddin körperlich und geistig schwach, daher zur Thronfolge unfähig sei. Ich wies natürlich dies Ansinnen, das mir von einem Agenten des Großveziers zukam, mit Entrüstung zurück; auch glaube ich nicht, daß es vom König selbst ausging. Wie dem auch sei, Kasem Chan wurde wirklich zum Thronfolger ernannt. Es herrschte damals große Eifersucht zwischen der russischen und englischen Gesandtschaft wegen der Verwickelungen mit Herat; beide vermieden deshalb, die Wünsche des Königs zu durchkreuzen. Die ehemalige Tänzerin stieg nun auf den höchsten Gipfel der Macht; ihr Einfluß machte sich in allen Staatsangelegenheiten geltend; der König lebte nur für sie und ihren Sohn Kasem Chan; ihren zweiten Sohn ernannte er in der Wiege zum Commandanten der Artillerie (emir-e-tubchäneh), während er die Kinder seiner andern

Frauen vernachlässigte. Besonders wuchs seine Abneigung gegen den Prinzen Muzzäfer-eddin; begegnete er dem Knaben zufällig in den Hofräumen, so mußte ein Mantel über denselben geworfen werden, damit der königliche Blick ihn nicht treffe. Ich erinnere mich, wie der Unglückliche nach einer schweren Krankheit dem König während des Frühstücks vorgestellt wurde; er vermochte sich vor Schwäche kaum auf den Beinen zu halten, aber der König beachtete es nicht und hieß ihn nicht niedersitzen. Kasem Chan, der auch zugegen war, belustigte sich damit, einen Falken auf ihn loszulassen; der Kleine bedeckte die Augen mit der Hand und rief in kläglichem Ton: „Schāh mitarsem!" (König, ich fürchte mich!), worauf zwar der Schah dem Kronprinzen einen Verweis gab, von diesem aber die Bosheit noch dreimal wiederholt wurde, bis der Reconvalescent ohnmächtig zusammensank. Apathisch befahl der König, daß man ihn wegtrage. Plötzlich, im Frühling 1859, begann Kasem Chan, bis dahin ein kräftiger Knabe, zu kränkeln; die Ursachen seines Siechthums blieben dunkel und sind noch jetzt nicht aufgeklärt; er erbrach sich öfters, bekam Schielen und Krämpfe, und starb nach drei Monaten unter Symptomen von Wasserkopf. Sein jüngerer Bruder war ihm kurz vorher ins Grab vorangegangen, und einige Monate darauf folgte ihm auch die Schwester, das letzte Kind Furughe Sultaneh's. Diese sah sich somit vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt; sie überlebte den Schlag nicht lange, sondern starb bald aus Gram. Nach ihrem Tode milderte sich die Abneigung des Schah gegen seinen ältesten Sohn Muzzäfer-eddin in etwas, aber ganz erloschen war sie noch nicht; denn unter dem Vorwande, daß es der Designation eines Thronfolgers nicht bedürfe, überdies eine solche von böser Vorbedeutung sei, legte er dem vierten Sohn den Titel nājib-e-sultaneh (Gehülfen in der Regie-

rung) bei, hoffend, derselbe werde sein Nachfolger auf dem Throne werden.

Vor einiger Zeit lasen wir jedoch mit Befriedigung in den Zeitungen die Nachricht, daß endlich dem ältesten Prinzen sein gutes Recht geworden, indem ihn der Schah nach vielen Wandlungen zum Thronfolger und zum Gouverneur von Tabris ernannt, wohin er sich, in Begleitung seiner Mutter und eines ehrlichen kurdischen Generals, Aziz Chan, begeben habe.

Im ganzen ist das Los der königlichen Frauen kein beneidenswerthes. Nicht allein daß der König sich gewöhnlich an Eine hält und die andern vernachlässigt, so leben sie in vollkommener Absperrung, beinahe in Gefangenschaft, und dabei fließen ihnen selbst die Subsistenzmittel äußerst spärlich zu. Der durchschnittliche Gehalt von etwa 50 Dukaten monatlich reicht kaum zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben hin, da jede vermöge ihres Ranges und ihrer persönlichen Sicherheit wegen eine eigene Küche führen und eigene Dienstboten zum Verkehr mit der Außenwelt unterhalten muß. Außerdem werden sie von ihren Aeltern und Brüdern in Anspruch genommen, welche gewöhnlich ganz von ihrer Unterstützung leben wollen. Es gilt zwar nach Landessitte nicht für unschicklich, daß die Schwäger des Königs im Bazar ein Geschäft oder Handwerk treiben und in ärmlichen Verhältnissen leben; doch suchen sie natürlich von dem hohen Rang der Schwester möglichsten Nutzen zu ziehen. Die kostbaren Shawlkleider und die Juwelen, welche die Frauen des Königs erhalten, bleiben Kroneigenthum und können nicht veräußert werden, höchstens geht wol einmal durch Zufall ein Stein verloren. Wehe vor allen denjenigen unter ihnen, welche unfruchtbar sind oder das Unglück hatten, ihre Kinder durch den Tod zu verlieren; sie ermangeln des Trostes, im Alter den Harem verlassen und bei einem verheiratheten Sohn ihre Jahre beschließen zu können.

Man geht daher in guten Häusern der Ehre aus dem Wege, eine Tochter ins Enderun des Königs zu liefern, indem schöne Mädchen von den Aeltern sorgfältig verborgen gehalten werden, damit sie nicht die Aufmerksamkeit der königlichen Familie auf sich lenken, oder man sucht sie, falls dies dennoch geschehen, schnell zu verheirathen, um so mehr als es sich schon öfter ereignet hat, daß der Schah nach einigen Tagen die junge Frau mit einer kleinen Geldentschädigung ins älterliche Haus zurückschickte, in welchem Fall sie nur mit besonderer Erlaubniß der Königin-Mutter sich wieder verheirathen darf. So leben in Teheran zwei solcher vom König geschiedenen Frauen, deren eine später einen Buchbinder, die andere einen Schüler aus dem königlichen Collegium geheirathet hat.

Die äußern Gemächer des königlichen Schlosses dürfen für gewöhnlich von den Frauen nicht betreten werden; nur manchmal entläßt der König seine gesammte männliche Umgebung und erlaubt dann den Frauen, sich im Schloß zu ergehen; man nennt dieses kuruk. Unternimmt der König eine Reise oder eine Expedition, so läßt er sich nur von einer Frau begleiten; die andern müssen unterdessen einen seiner Landsitze beziehen. Wenn eine königliche Dame ausreitet, was nur auf Reisen oder bei Uebersiedelungen geschieht, da ihr sonst nicht gestattet ist, das Schloß zu verlassen, so müssen alle dem Zug Begegnenden auf den Ruf der Eunuchen sich verbergen oder weite Umwege nehmen. Ein Weigerungsfall seitens eines europäischen Diplomaten führte einst zu sehr complicirten Erörterungen und ernstem Notenwechsel.

Die jetzige Königin-Mutter, Valideh, erfreut sich eines großen Einflusses, welchen sie besonders bei Besetzung der Gouverneurstellen, bei einem Ministerwechsel und bei den Heirathen des Schahs geltend macht. Ihre Abenteuersucht

gibt reichen Stoff zu bösem Leumund; übrigens soll sie viel Witz und Geist besitzen, auch im Dichten und Blumenmalen sich versuchen.

Die jungen Prinzen erhalten eine Amme und werden von der Mutter sorgsam überwacht. Man läßt ihnen die Wohlthat der Impfung angedeihen, doch sterben die meisten in zartem Alter wegen Mangel an zuträglicher Diät, weil die Mütter, in der Meinung, dadurch ihr Wachsthum zu fördern, sie mit Nahrung zu überhäufen pflegen. Die meisten Kinder des jetztregierenden Schah haben Anlage zu Hydrocephalus.

Mit dem fünften Jahre wird der Prinz einem Ludimagister (laleh) übergeben, welcher ihn in den ersten Elementen des Wissens und in den Regeln des Anstands (adæb) unterrichtet. Sehr früh führt er einen eigenen, von dem der Mutter getrennten Haushalt. Sobald er aber eine selbständige Stellung einnimmt, folgt ihm die Mutter in sein Haus. Dadurch, daß der König einzelne seiner Söhne vor den übrigen bevorzugt, erwächst Haß zwischen den Brüdern verschiedener Mütter, der bei Gelegenheit in Thätlichkeiten übergeht und nicht selten zu Brudermord führt. So wurden viele Söhne des Feth-Ali Schah auf Befehl ihrer Brüder geblendet, andere endigten im Kerker oder Exil. Auch der Bruder des jetzigen Königs befindet sich im Exil zu Bagdad. Welches Los die den Vater überlebenden Söhne des Schah erwartet, wird die Geschichte lehren.

Wir hätten in diesem Abschnitt noch über die Prostitution und die Aberrationen des Geschlechtslebens überhaupt zu sprechen; doch sind dieses Gegenstände, welche nur unter Fachmännern zur Sprache kommen sollten. Diese verweisen wir auf unsern Aufsatz über „Prostitution in Persien" (Wiener Medicinische Wochenschrift, 1861, Nr. 32).

Im allgemeinen sei hier nur bemerkt, daß weder Eunuchen noch sonstige Ueberwachung die Tugend der Frauen zu schützen vermögen, daß widernatürliche Laster leider in den Städten sehr verbreitet sind, und daß sie nicht so allgemeine Entrüstung hervorrufen, wie es im Interesse der ganzen Menschheit zu wünschen wäre. Selbstverständlich jedoch gibt es unter allen Klassen auch sehr ehrbare Frauen, die selbst durch Verirrungen des Mannes sich nicht bewogen fühlen, nur einen Schritt breit vom Pfade der Pflicht und ehelichen Treue abzuweichen. Besonders zeichnen sich die Frauen der Nomadenstämme in dieser Hinsicht rühmlich aus.

VII.

Diener, Sklaven und Eunuchen.

Große Zahl der Diener. Ihr Lohn und indirectes Einkommen. Patriarchalisches Verhältniß zum Herrn. Strafen. Unbrauchbarkeit europäischer Diener im Orient. Kategorien der Dienerschaft. Milde Behandlung. Schwarze und weiße Sklaven. Verwendung und schonende Behandlung derselben. Frühzeitiges Absterben der Schwarzen. Ihre Sprache und Bildungsfähigkeit. Preise der Sklaven. Eunuchen (schwarze und weiße, Freie und Sklaven, künstliche und natürliche). Körperbeschaffenheit und Charakter der Eunuchen. Geschichte des Eunuchen-Chefs Baschir Chan. Der Eunuch Cosruw Chan. Abnahme der Zahl und des Einflusses der Eunuchen.

A. Diener.

Zu dem orientalischen Pomp, welchen der Perser mit dem Worte teschächchùs bezeichnet, gehört nebst den Pferden, Zelten, Teppichen, Gewändern und Schmucksachen auch eine Schar von Dienern (nauker) und Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts, von Pagen und Eunuchen. Ihre Zahl übersteigt in Häusern der Reichen alle Vorstellungen, welche wir in Europa von Dienerschaft haben.

Die männlichen Diener werden selten zu häuslichen Arbeiten verwendet, sondern fast nur zum Luxus gehalten. Sie

begleiten ihren Herrn bei seinen Ausritten in der Stadt; ein Theil geht paarweis dem Pferde voran, einige vertrautere schreiten einzeln neben demselben her, der Troß folgt, mit Flinten bewaffnet, nach. Je größer die Schar der Diener, desto größer ist auch der Teschachchus und die Würde des Herrn. Unter dem steten Ruf: „Beri! Beru!“ drängen sie jeden Entgegenkommenden aus dem Weg; er muß sich entweder platt gegen die Wand stellen oder einen andern Ausweg suchen. So lassen sich einzelne Chane, Gouverneure und Prinzen von vierzig bis sechzig Dienern begleiten; der Großvezier erscheint nicht selten von zwei- bis dreihundert umgeben. Doch sind nicht alle besoldet, sondern viele schließen sich als Clienten an und folgen monate- oder jahrelang, in der Hoffnung, daß sie der Machthaber endlich eines gnädigen Blicks würdigen werde: die einen, um unter seinem einflußreichen Schutze vor Beeinträchtigungen ihres Eigenthums sicher zu sein, die andern, um im Gegentheil ungestraft Eingriffe in die Rechte anderer sich erlauben zu dürfen. Aus letzterer Kategorie besteht das zahllose, meist den verworfensten Klassen angehörige Gefolge der Priester höhern Ranges, des Imam-dschumeh, der Mutschtehiden und Scheichs-ul Islam: Leute, die unter dem Mantel der Heiligkeit die abscheulichsten Vexationen ausüben. Bei den Gesandtschaften melden sich sogar Personen aus den besten Familien als Diener, um deren Fürsprache und Protection zu genießen.

Der Diener (nauker) wird auf ein Jahr — von einem Nawruz zum andern — in das Haus aufgenommen. Er erhält 8—10 Dukaten Lohn (muwädschib), freie Kost und etwas Getreide und Reis (dschireh) für seine Familie; denn fast alle sind verheirathet oder heirathen, sobald sie einen guten Dienst gefunden. Einmal des Jahrs erhalten sie außerdem ein neues Gewand.

Doch fällt der fixe Gehalt wenig in die Wagschale; als

guter Dienst gilt nur ein solcher, der viel per fas et nefas abwirft. Man nennt dieses indirecte Einkommen mædächel. So viel Lohn auch ein Diener bekommt, er fühlt sich unbehaglich, wenn die Quelle des Mädachel nicht reichlich fließt; mismuthig klagt er: „Mædächel kem est!" (Der Gewinst ist gering!), und ist er ein Mann von Grundsätzen und Consequenz, so verläßt er bald wieder das Haus.

Viele Diener hoher Beamten beziehen gar keinen Lohn und beanspruchen auch keinen, denn sie leben aus fremdem Säckel und von gelegentlicher Beute. Sie werden mit verschiedenen Commissionen betraut, oder tragen kleine Geschenke von Obst, Wild u. s. w. aus, wofür sie je nach der Stellung des Mannes, von dem sie gesendet werden, 1—5 Dukaten als Geschenk (inaam) erhalten. Andere werden mit Briefen oder Aufträgen in die Provinzen geschickt, so namentlich die Diener der Minister, und gelangen auf diese Weise zu einem Einkommen, welches das der höchsten Staatsbeamten in Europa übertrifft und sie in den Stand setzt, selbst einen großen Haushalt mit mehrern Frauen zu führen und ihrerseits wieder Diener zu unterhalten. Hiernach ist es erklärlich, daß bei einem Chan oder Prinzen, dem plötzlich eine neue Würde übertragen worden, schon am andern Tage eine Cohorte von mindestens hundert Dienern sich einstellt, um den neuaufgehenden Stern zu begrüßen; daß sie gar nicht abwarten, bis er sie in seinen Dienst aufnimmt, sondern in der Hoffnung auf Protection oder des zu erwartenden Mädachels ihn begleiten. Auch Europäer sehen sich unaufgefordert mehrere Tage lang von einem unbekannten Diener begleitet, der auf die Frage, was er eigentlich wolle, antwortet: „Naukeri mikunem!" (Ich thue Dienste!); wird er nicht ausdrücklich fortgeschickt, so rechnet er sich zur Zahl der Bediensteten und verlangt die Gewährung der Emolumente.

Die meisten Chane nehmen jedoch Bediente aus ihrem

Tribus und ihrer Heimat, theils weil diese besser mit ihren Gewohnheiten vertraut sind, theils weil sie sicherer auf deren Treue rechnen können; denn der Perser bewahrt für den Chef seines Stammes unter allen Umständen Verehrung und Anhänglichkeit, auch wenn ihm nicht die beste Behandlung zutheil wird. In der That sind die Fälle nicht selten, daß solche Diener, nachdem ihr Herr in Ungnade gefallen und in ziemlich drückenden Verhältnissen sich befindet, treu bei ihm ausharren, mit ihm darben, niemals ihm den Respect versagen, ihm die geliebten alten Titel und Schmeicheleien beilegen und abwarten, bis wieder eine glücklichere Constellation für ihn eintritt. Alsdann unterläßt auch andererseits der Chef nicht, sie für die ihm bewiesene Treue und Ausdauer zu belohnen. Mancher Chan, der in seinem Vermögen ganz herabgekommen ist, rafft noch die letzten Mittel zusammen, um den Haushalt der Diener aufrecht zu erhalten; wie abgenutzt auch ihr Gewand sein mag, er freut sich, ihre Zahl noch complet zu sehen.

Ueberhaupt steht der Diener in einem gewissen patriarchalischen Verhältniß zu seinem Herrn. Er kennt dessen Hoffnungen und Besorgnisse, denn dieser hat vor dem vertrauten Diener (nauker-e mæhræm) kein Geheimniß, sondern bespricht alles mit ihm sowol zu Hause als auch während der langsamen Ritte durch die Stadt. Der Perser findet es ganz in der Ordnung, daß, während er eine wichtige Angelegenheit mit jemand verhandelt, ein Diener zwischen der Thür oder vor dem Fenster steht und eifrig zuhört; ja daß sich derselbe in das Gespräch mischt, ungefragt seine Meinung abgibt und die seines Herrn durch Argumente unterstützt. Ich war oft Zeuge, daß während der wichtigsten amtlichen Transactionen der Diener des Großveziers Saderazam das Wort nahm und sogar seine Misbilligung auszusprechen wagte. Auf der andern Seite erwartet auch der

Diener, daß sich der Herr mit seinen Angelegenheiten befasse, ihn über seine Zustände ausfrage und ihn familiär behandle; wo dies nicht stattfindet, fühlt er sich fremd im Hause und bleibt nur unwillig in einem solchen Dienst.

Den Begriff des patriarchalischen Communismus pflegt er selbst auf die Kasse seines Herrn auszudehnen. Gibt man ihm z. B. mehrere Dukaten zu Einkäufen, so wirft er das Gold in ein Beutelchen, in dem bereits einige kleine Münze sich befindet; kurz darauf zurückgerufen und befragt, wie viel Geld er habe, summirt er in seiner Antwort das Empfangene mit dem frühern Inhalt seiner Börse. Auf dem Markte macht er dann alle Ausgaben, sowol die für sich als die für den Herrn, aus der gemeinschaftlichen Kasse. Um die Rechnung ist er nie verlegen, denn der Sitte gemäß darf er für jeden Einkauf 10 Procent mehr ansetzen als wirklich bezahlt worden, und wegen des darüber noch fehlenden Betrags hat er stets Ausflüchte und Lügen bei der Hand. Ebenso macht er sich kein Gewissen daraus, Mundvorräthe aus dem Hause zu tragen; wird er dabei ertappt, so trifft ihn keine große Strafe, weil er gleichsam als zur Familie gehörig angesehen wird. Hat er aber einen schweren Fehler begangen, so will er nicht, daß man ihn schimpfe, da die gebräuchlichen Schimpfworte den Vater im Grabe oder seine Frauen entehren, sondern er wirft sich platt auf den Rücken, hebt die Füße in die Höhe und ruft: „Gāh churdem!“ (Ich aß Koth, d. i. Ich fehlte!), zum Zeichen, daß er die Bastonnade zu empfangen bereit sei. In jedem Hause mit zahlreicher Dienerschaft befindet sich ein Bastonnadenpfahl (tschubeh-felek); nur durch den zeitweiligen Gebrauch oder wenigstens durch den steten Anblick desselben ist es möglich, sie in Zucht zu erhalten. Die Bastonnade empfangen (tschub churden, d. i. den Stock essen) gilt übrigens durchaus nicht für eine Schande. Nach überstandener Strafe erhält vielmehr der

Gezüchtigte ein Ehrenkleid, womit er dann vollständig rehabilitirt ist.

Vorzugsweise träge zeigt sich der persische Diener in Verrichtung der Hausarbeiten, was darin mit seinen Grund haben mag, daß wegen der großen Zahl der Diener der einzelne wenig zu thun hat und deshalb auch dies Wenige zu thun versäumt. So z. B. ist man mit zehn Dienern kaum im Stande, ein Zimmer ohne Möbel rein zu erhalten; sie begnügen sich, einmal des Tags die Teppiche abzukehren, während in den etwas höher gelegenen Nischen der Staub monatelang liegen bleibt und nur einmal im Jahre abgefegt wird. Ich konnte so fest auf diese gewohnte Nachlässigkeit rechnen, daß ich oft mehrere hundert Dukaten, die ich im Koffer nicht sicher glaubte, frei auf die erhöhte Nische legte und auch stets unberührt wieder vorfand. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, alle Tage das Kehricht zu entfernen, sondern verbergen es häufig unter dem Teppich, und fast nie bekommt man ein sauberes Gefäß oder eine reingewaschene Kaffeeschale. Auf Reisen und in Lagerplätzen hingegen ist der Diener unermüdlich und fortwährend in Thätigkeit; da versteht er es, in der ödesten Gegend seinem Herrn eine erträgliche Existenz zu bereiten. Den ganzen Tag läuft er, selbst bei dem stärksten Sonnenbrand, vor dessen Pferd her, ohne über Ermüdung zu klagen. An der Station angelangt, liebt er es aber, schwatzend und rauchend auf dem Teppich zu liegen. Er wartet unverdrossen an einer Stelle ganze Tage und Nächte hindurch wie ein Hund auf seinen Herrn. Soll er vor demselben erscheinen, so zieht er sein bestes Kleid an und reibt beim Eintritt den Unterschenkel vom Knie bis zur Ferse mit der Hand, als Zeichen der Unterthänigkeit; nie erlaubt er sich eine unhöfliche Aeußerung gegen ihn, selbst wenn er mit ungerechten Vorwürfen überhäuft wird.

Dem in Persien sich aufhaltenden Europäer werden diese Diener sehr lästig. Ihr stetes Herumspioniren um seine Person, die Gütergemeinschaft, die Unmöglichkeit im Hause nur einen Schritt zu gehen ohne von einem Diener gefolgt zu sein, selbst beim Gang zum geheimen Gemach, oder auf der Straße sich zu bewegen ohne immer einige vor sich hergehen zu haben, sind Belästigungen, an die man sich nur nach langer Zeit gewöhnt. Im Begriff auszugehen, muß man so lange verweilen, bis sich die Diener gesammelt und in die gehörige Positur gesetzt haben. Kein Besuch findet Einlaß, ehe er sich von den Dienern die Erlaubniß verschafft oder durch Geld erkauft hat, sonst schläft der Herr oder er ist im Enderun. Anfangs wird man wol, wie auch ich es that, öfter mit den Leuten wechseln; allein man überzeugt sich bald, daß alle desselben Schlags sind und man dabei nicht gewinnen, höchstens verlieren kann. Dazu kommt die Erheblichkeit des Kostenpunkts. Ein Diener erhält monatlich 2½ Dukaten Lohn, mit den Geschenken und Aneignungen aber beläuft sich die monatliche Ausgabe auf 4 Dukaten; man verausgabt also, da vier Bediente der geringste Personalbestand sind, jährlich eine Summe von 200 Dukaten, und erntet dafür nichts als Verdruß und Unannehmlichkeiten.

Nun meint man vielleicht, es sei am zweckmäßigsten, einen Diener aus Europa mit ins Land zu bringen oder einen solchen dort in Dienst zu nehmen; allein unter allen Uebeln würde man damit das größte gewählt haben. Dem europäischen Diener, der Landessprache unkundig, ist jeder Verkehr mit seinesgleichen abgeschnitten, dazu selbst der Anblick eines weiblichen Wesens versagt, auch sein Herr spricht nach europäischer Sitte wenig mit ihm; so befindet er sich in vollkommener Isolirung, kaum anders wie im Zellengefängniß. Er wird dadurch störrig und unleidlich, verfällt in Melancholie

oder ergibt sich dem Trunk, und man sieht sich nach kurzer Zeit gezwungen, ihn mit schweren Geldopfern in die Heimat zurückzuschicken. Nur in den Gesandtschaftshotels, wo viele europäische Diener zusammenleben, ist es möglich, einigermaßen mit ihnen auszukommen, obwol auch da von Zeit zu Zeit Transportationen ins Mutterland stattfinden müssen. Daher mögen europäische Reisende unter allen Umständen vermeiden, sich von einem Diener aus der Heimat begleiten zu lassen; die Unannehmlichkeiten sind für beide Theile unausbleiblich.

In Teheran nehmen die Europäer ihre Diener meist aus der Sekte der Dawudi, weil deren Dogmen dem Christenthum näher stehen, namentlich die strengen Begriffe von Reinem und Unreinem, wie sie dem Muselman vorgeschrieben sind, von ihnen nicht anerkannt werden, daher sie sich leichter den europäischen Bräuchen anbequemen.

Die Hausdienerschaft besteht aus folgenden Kategorien:

1) Die pisch-chedmets (Kammerdiener) melden die Fremden an, ordnen die Zimmer und reichen den Gästen Pfeifen und Kaffee. Sie empfangen guten Lohn und schöne Kleidung; ihr Chef, gewöhnlich Verwalter des ganzen Hauses (näzir), trägt sogar ein theueres Shawlkleid, über das er aber, wenn er vor dem Herrn erscheint, einen langen Tuchtalar wirft; er vermittelt allein den Verkehr des Herrn mit der Außenwelt.

2) Die Farasche haben für die Teppiche und Zelte zu sorgen; sie ebnen den Boden, schlagen die Zelte auf und schaffen das Brennholz herbei.

3) Die Gulams werden mit den Aufträgen für die Provinz betraut; sie sind bewaffnet, um im Fall eines Angriffs sich vertheidigen zu können.

4) Die äsch-paz (Köche) bereiten die Speisen und erfreuen sich, da sie für Künstler gelten, besonders guter

Behandlung und vieler Nachsicht. Ihrem Chef liegt nur die Ueberwachung und die letzte Vollendung der Speisen ob, während zahlreiche Küchenjungen (aschpæs schāgird) die gröbere Arbeit verrichten.

5) Der Kahwedschi sorgt für den Thee, Kaffee und Narghile. Auf Reisen reitet er ein Maulthier; vor sich hat er einen Quersack mit dem Mundvorrath für den Herrn, während von einer Seite ein Becken mit glühenden Kohlen, von der andern Seite ein Wasserschlauch (kābul-mængal) herabhängt, sodaß er in jedem Moment die Pfeife in Bereitschaft setzen kann.

6) Der mirāchur, d. i. Herr der Krippe, hat die Obhut über den Stall. Bei Ausritten hilft er dem Herrn in und aus dem Sattel und geht, eine reiche, aus verschieden gefärbtem Tuch mosaikartig zusammengesetzte sin-pusch (Satteldecke) über der Schulter tragend, unmittelbar vor dem Pferde her. Der Kauf oder Verkauf eines Pferdes kann nur durch seine Vermittelung geschehen; umgeht man ihn dabei, so weiß er stets den Handel zu vereiteln oder derart zu wenden, daß derselbe zum Schaden des Herrn ausschlägt. Ihm unterstehen die Pferdeknechte (mehters), deren jedem die Sorge für zwei bis drei Pferde übertragen ist.

7) Die gulāmbetscheh (Pagen) sind meist körperlich schöngebildete Knaben, welche den Verkehr zwischen dem Harem und dem Birun (Männerabtheilung) vermitteln, übrigens häufig Anlaß zu bösem Leumund geben. Auch sie erhalten kostbare Kleidung.

8) Der kāptschi (Portier) ist stets ein hochbejahrter Mann, welcher die Zugänge zum Harem mit Argusaugen bewacht.

9) Karâûls (Soldatenwachen) werden häufig den Großen von den Regimentern zugetheilt, um zur Vermeh-

rung des Pomps (teschächchus) mit emporgehaltenen Stöcken vor dem Pferde des Herrn einherzuschreiten.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Diener keine Leibeigenen sind, sondern daß es ihnen jederzeit freisteht, das Haus zu verlassen. Da aber ihre Behandlung im Durchschnitt mild und human genannt werden kann, lassen sie sich in der Regel nur durch äußere Umstände zum Wechsel der Herrschaft bestimmen. Mehrere Generationen bleiben oft als Diener in derselben Familie.

Welch große Nachtheile jedoch die Sitte, eine so zahlreiche Dienerschaft zu halten, im Gefolge hat, springt in die Augen. Sie führt den Ruin der meisten Familien herbei und entzieht dem Lande die besten, bei der dünnen Bevölkerung schwer zu entbehrenden Arbeitskräfte. Sehr viele Perser sehen und fühlen diese Uebelstände; sie möchten sich gern davon befreien, aber keiner hat den Muth, den Anfang zu machen, damit es nicht heiße, er sei in Ungnade gefallen und seine Mittel reichten nicht mehr zum Unterhalt der Diener hin. Allein bei der zunehmenden Verarmung der angesehenen Familien kann es nicht fehlen, daß die Verhältnisse sich endlich von selbst anders gestalten werden.

B. Sklaven.

Obgleich die Sklaverei seit undenklichen Zeiten im Orient gebräuchlich war — denn schon Moses spricht davon, indem er sagt: „Cham soll der Diener der Diener sein" —, so scheint sie doch nie in Begleitung jener scheußlichen Misbräuche wie später bei den Griechen und Römern und andern occidentalischen Völkern aufgetreten zu sein. Der Grund hiervon mag in dem energielosen Charakter des Orientalen liegen. So wenig er sich zur Höhe der Tugend, welche für gesellschaftliche Zwecke Gut und Leben opfert, aufzuschwingen vermag, ebenso wenig sinkt er zu solcher Tiefe des Lasters,

um menschliche Wesen mit consequenter Unbarmherzigkeit auszubeuten, sie mit den Thieren auf gleiche Stufe zu stellen. Kriegsgefangene blieben daher im Orient nie durch mehrere Generationen Sklaven; war der erste Racheact nach der Besiegung vollzogen, so machte sich bald die angeborene mildere Gesinnung geltend; die Besiegten oder ihre Kinder wurden frei und traten in die Rechte der Eingeborenen.

Noch heutzutage wiederholen sich diese Vorgänge in Buchara, Chiwa und Turkistan; es werden dort jährlich eine Anzahl Perser, früher auch Russen, gestohlen, als Sklaven verkauft und als Viehhüter oder Ackersleute verwendet, doch nach Verlauf einiger Jahren gelangen sie wieder zur Freiheit und siedeln sich im Lande an.

Darum kam es auch im Orient niemals zu jenen blutigen Sklavenempörungen, wovon die römische und die Geschichte der neuern Zeit so entsetzliche Beispiele aufweist, und fand man sich infolge dessen dort nicht zu so grausamen Repressivmaßregeln veranlaßt.

Die meisten in Persien lebenden Sklaven (zerchærid, für Gold gekauft, khulam der männliche, kæniz der weibliche Sklave) sind in Afrika geboren und in ihrer Kindheit über Buschir von Mascat, ein kleiner Theil auch über Bagdad von Arabien eingeführt. Man unterscheidet zwei Rassen: 1) die Habeschi mit dünner, nicht eingedrückter Nase, nur wenig aufgeworfenen Lippen und Kraus- doch nicht Wollhaar; 2) die Zengi aus Zengebar mit dem vollen Negertypus. Erstere sind wegen ihrer Körperschönheit und Intelligenz geschätzter und theuerer als die letztern.

Die Zahl der weißen Sklaven beschränkt sich auf einige Individuen aus dem Stamme der Turkomanen (Mogolen) und Beludschen; denn die Kriege der Perser mit diesen angrenzenden Stämmen sind meist passiver Natur, und gelingt es auch bei den Streifzügen einige Gefangene zu machen, so

reicht ihre Zahl gewöhnlich nicht zum Auswechseln der eigenen Leute hin, sodaß nur wenige und zwar meist weiblichen Geschlechts als Sklaven im Lande zurückbleiben. Diese aber finden bald einen Mann und werden dadurch frei. Selbst die männlichen Gefangenen erhalten, sobald sie von der Sekte der Sunis zu jener der Schieh übertreten, in der Regel die Freiheit. Einige Kurdenstämme verkaufen zwar ihre Töchter für geringes Geld an persische Familien, doch können solche Mädchen eigentlich nicht als Sklavinnen zählen, da sie, sobald sie herangewachsen sind, von einem Glied der Familie geheirathet werden und hiermit aus dem Sklavenstand heraustreten. In frühern Zeiten fand ein ähnliches Verhältniß mit den Kaukasierinnen statt; die Mädchen wurden von den Aeltern verkauft oder auch in Streifzügen gefangen, und waren wegen ihrer Körperschönheit sehr gesucht. Unter der Dynastie der Safavieh gehörten die meisten Frauen der königlichen Familie und der angesehenen Chane diesen Stämmen an; allein die Erweiterung der russischen Herrschaft im Kaukasus hat dem betreffenden Handel ein Ende gemacht. Einzelne, hier und da noch geheim ins Land geführte Individuen werden, wenn von der russischen Gesandtschaft ausgeforscht, ohne Verzug in ihr Vaterland zurückgeschickt. Mehrere Fälle dieser Art sind mir während meiner Anwesenheit bekannt geworden.

Der Sklave wird in Persien nie zu strenger Arbeit oder zum Landbau verwendet, sondern nur in großen Häusern als Luxusartikel gehalten; es gehört zum Pomp, verschiedenfarbiges Gesinde zu haben. Daher gibt es keine Sklaven auf dem Lande, oder in Fabriketablissements, oder in den Häusern der Armen. Als Gründe dafür kann man ansehen: 1) Zwangsarbeit widerstrebt überhaupt dem Charakter des Volks. Wenn ein Sklave wegen Ueberbürdung mit schwerer Arbeit Klage führte, so würde seinem Herrn das Recht auf ihn für immer

abgesprochen werden und derselbe gezwungen sein, ihn entweder an einen andern zu verkaufen oder ganz freizulassen. 2) Einen Sklaven an einen andern Herrn zu verkaufen, gilt nicht für anständig; man entschließt sich nur im Fall der äußersten Noth dazu, oder wenn er sich so halsstarrig, widerspenstig und boshaft zeigt, daß sein Bleiben im Hause unerträglich wird. Doch findet sich dann selten ein Käufer, sodaß man ein solches Subject nolens volens emancipiren oder einfach ohne Ertheilung eines Freibriefs wegjagen muß. Ferner verlangt es die Sitte, beim Eintritt eines glücklichen Familienereignisses, bei Geburten, Hochzeiten u. s. w., ebenso durch testamentarische Verfügung, einem oder mehrern Sklaven die Freiheit zu schenken. 3) Die Sklavenarbeit würde zu theuer kommen; denn obwol die Einkaufspreise sehr mäßig sind, so gewinnt doch die Kapitalanlage durch den traurigen Umstand an Bedeutung, daß die Schwarzen in Persien nur kurze Zeit am Leben bleiben. Das Klima des iranischen Plateaux sagt ihnen nicht zu. Viele erliegen den Blattern, zu denen sie insbesondere bei ihrer Ankunft disponirt sind; nur wenige erreichen eine Lebensdauer von über 30 Jahren, die meisten sterben früher an Tuberkulose und Skrofulose. Während die genannten Krankheiten bei der weißen iranischen Rasse nur höchst ausnahmsweise vorkommen, erkranken fast alle Schwarzen in den zwanziger Jahren daran und unterliegen denselben nach mehrjährigem Siechthum. Besonders werden Mütter bald nach der Entbindung davon befallen. Ihre Kinder läßt man zwar sorgfältig durch Ammen ernähren, denn man sieht gern einen im Hause geborenen Schwarzen (chānezād*) mit den eigenen Kindern aufwachsen; dennoch

*) In der lutherischen Bibelübersetzung (Prediger, II, 7) wird בְּנֵי בַיִת mit Gesinde übersetzt; das Wort entspricht jedoch ganz dem persischen chāneh zād und bedeutet: im Hause geborene Sprößlinge von Sklaven.

beginnen sie bald zu kränkeln; erst im dritten Jahr erlangen sie den Gebrauch der Füße, und es sind nur sehr seltene Fälle bekannt, vielleicht kaum zehn in der ganzen Stadt Teheran, daß Sklavenkinder das Alter der Pubertät erreichten. Durchschnittlich können die Arbeitsjahre eines Sklaven kaum auf sechs angeschlagen werden. So ist es erklärlich, daß man, obgleich die Sklaveneinfuhr in Persien seit Jahrhunderten besteht, und obgleich der Sitte gemäß jedem männlichen Sklaven eine Sklavin als Weib zugesellt wird, doch keine schwarze Nachkommenschaft und fast absolut keine Mischlingsrasse daselbst findet; denn die Mulatten unterliegen demselben traurigen Naturgesetz, sie sterben in der zweiten oder dritten Generation durch Krankheiten aus.

Die Behandlung der Sklaven ist, wie sich hiernach annehmen läßt, schonend und mild. Körperliche Züchtigung kommt höchst selten und nur in schwachem Maße vor. Sie sind gut genährt und gekleidet, und es wird für ihre Verheirathung und die Erziehung ihrer Kinder gesorgt. Bei schlechter Behandlung steht ihnen das Recht der Klage zu; ist die Mishandlung erwiesen, so können sie darauf dringen, an einen andern Besitzer verkauft zu werden. Ja es geschieht wol, daß wenn in einem Hause ein Sklave gepeinigt oder verwundet worden, alle Sklaven der Stadt sich tumultuarisch um das Haus zusammenrotten und so das Gericht zur Untersuchung des Falles nöthigen. Freigelassene Sklaven bleiben gewöhnlich nebst ihren Nachkommen als Diener im Hause zurück, indem sie sich als zu deren Familie gehörig betrachten.

Da bei ihrer Ankunft im Lande die Schwarzen noch im kindlichen Alter stehen, bekehren sich alle zum Islam. Sie vergessen auch meist ihre Muttersprache und sprechen persisch; nur wenige hört man untereinander im Idiom ihres Landes conversiren. Dabei ist es eigenthümlich, daß sie, obwol seit

frühester Kindheit persisch sprechend, ja daß selbst die im Lande geborenen an der platten Aussprache unfehlbar als Neger kenntlich sind. Es führt dies zu der Annahme, daß die einer Sprache eigenthümlichen Laute und Accente wenigstens ebenso sehr von der Rasse des betreffenden Volks und der in ihr vorherrschenden Bildung des Kehlkopfs und der sonstigen Stimmorgane, als von der Gewohnheit abhängen. Jüdische Knaben z. B., mögen sie auch von frühester Kindheit an unter Christen gelebt und von ihnen deutsch, französisch oder eine andere Sprache gelernt haben, werden doch von Juden an der Aussprache leicht als Stammgenossen erkannt; und nicht selten wird in jüdischen Familien ein Kind geboren, das beim Sprechen mit der Zunge anstößt und dadurch unwillkürlich die Zisch- und Kehllaute des semitisch-arabischen Jargons hervorbringt, die es doch nie früher gehört hat.

In ihrer Kleidung lieben die Sklaven noch mehr als die Perser schreiende Farben. Die Sklavinnen tragen auf der Gasse ebenfalls den Schleier und den Dominomantel, sodaß sie sich in der Tracht von den persischen Frauen nicht unterscheiden. Die körperliche Ausdünstung der Schwarzen ist, namentlich bei großer Hitze, dem Weißen höchst widerlich, ja fast unerträglich. Sie sind trotzig und störrig wie die Maulthiere, und haben sie sich einmal in den Kopf gesetzt, daß ein Geschäft oder eine Arbeit nicht für sie passe, so vermag keine Drohung oder Strafe sie dazu anzuhalten. Eine Sklavin, welche einmal die Gunst ihres Herrn genossen hat, wird eifersüchtig und ist im Stande, den Gegenstand ihrer Eifersucht, die legitime Frau, zu vergiften. Ich erlebte den Fall, daß eine Sklavin, um sich an der legitimen Frau zu rächen, deren Säugling mit Opium vergiftete; es gelang mir, das Kind zu retten; die Sklavin erhielt die Bastonnade und wurde ohne Freibrief aus dem Hause gejagt. Ohne Freibrief (āzād-nāmeh) entlassene Sklaven oder Sklavinnen

finden nur schwer wieder ein Unterkommen oder einen Dienst, weil man natürlich eine schlimme Ursache der Entlassung muthmaßt, und sind daher verurtheilt, vom Bettel ihr Leben zu fristen. Selbst die mit Freibrief versehenen Schwarzen werden nicht gern zur Arbeit gedungen, denn der Neger arbeitet anhaltend nur, wenn er gewaltsam dazu gezwungen wird; sich selbst überlassen, gibt er dem angeborenen Triebe der Indolenz und Faulheit nach.

Aus meinen beschränkten Erfahrungen schien mir hervorzugehen, daß die Negerrasse an geistiger Anlage und Erziehungsfähigkeit der weißen weit nachsteht, womit jedoch keineswegs die Sklaverei, der Satz: „Ham soll dir dienen", vertheidigt werden soll. Ich halte es überhaupt für sehr gefehlt, wenn die Vertheidiger des Abolitionsprincips die Gleichberechtigung der Menschen durch die gleiche natürliche Anlage beweisen zu müssen glauben. Denn ungleiche Anlage gibt durchaus nicht das Recht zur Unterdrückung einer Rasse oder eines Individuums; mit Einräumung dieses Rechts müßte man ja zu dem absurden Schlusse gelangen, daß der Begabtere oder sich begabter Dünkende befugt sei, alle minder Begabten zu unterdrücken und als Sklaven zu behandeln! Andererseits glaube ich aber an die Erblichkeit und Fortpflanzung der Erziehung von einer Generation auf die andere beim Menschen, wie in gewissem Grade auch beim Thiere. Das Füllen eines arabischen Pferdes ist bereits halb erzogen, wenn es aus dem Mutterleibe kommt, das Hühnchen, wenn es aus der Eierschale kriecht; hingegen bleibt das Junge des wilden Esels unbändig, sei es auch in den ersten Tagen nach der Geburt eingefangen und von einer zahmen Eselin genährt worden; erst in spätern Generationen verschwindet mehr und mehr die Wildheit der Rasse. Aehnlich verhält es sich mit dem Menschen. Die Erziehung erbt sich bei ihm fort, und nur mittels der durch eine lange Reihe von

Generationen fortgesetzten Bildung kann die höchste intellectuelle Kraft erreicht werden. Man wende uns nicht ein, daß oft Kinder von Gelehrten schwachen Geistes sind, während Söhne von Arbeitsleuten zur höchsten geistigen Entwickelung sich emporschwingen. Gelehrte befinden sich zuweilen in anormalem Zustand, indem ihre geistige Thätigkeit die zur Fortpflanzung nothwendige körperliche Kraft zurückdrängt; und andererseits gibt es auch unter Bauern tüchtige Denker, welche das intensive Denkvermögen auf ihre Nachkommen forterben können. Jedenfalls wäre erst die Probe zu machen, ob nicht bei länger fortgesetzter Cultur die Anlagen der Neger denen der Kaukasier ebenbürtig werden.

Bei der numerisch geringen Einfuhr von Sklaven und der humanen Behandlung, die ihnen in Persien zutheil wird, darf es nicht wundernehmen, daß die englische Regierung keinen Eifer zeigt, ihrem Aliirten, dem Imam von Mascat, in dem Handel damit hinderlich zu sein. Den Centralpunkt für den persischen Sklavenhandel bildet die Stadt Schiraz; von dort aus werden die Neger mittels Karavanen in die andern Städte des Landes geführt. Der Preis eines Sklavenknaben variirt zwischen 12—18 Dukaten. Den höchsten Preis, 70 Dukaten, sah ich für eine schöne Habessinerin bieten. Der Gouverneur von Schiraz kauft von Zeit zu Zeit Sklaven und Sklavinnen auf, und sendet sie als Geschenk an den königlichen Hof und an die einzelnen Großen. Es ist Sitte, einer hochgestellten Dame bei ihrer Vermählung einige Sklaven als Heirathsgut mitzugeben.

Den Europäern ist es nach persischem Gesetz eigentlich nicht gestattet, Sklaven zu halten; doch wird davon Umgang genommen: sowol in Schiraz als auch in Teheran haben einige Europäer Sklaven im Hause. Letztere können allerdings nach Belieben das Haus verlassen; sie brauchen nur zu erklären, daß sie als Muselmanen nicht in einem christ-

lichen Hause dienen wollen, so sind sie entweder frei oder müssen an andere Herren verkauft werden. Ebenso dürfen diejenigen Perser, welche englischen oder russischen Schutz genießen und daher als Unterthanen dieser Mächte betrachtet werden, streng genommen keine Sklaven besitzen, und kommt es zu einer officiellen Klage deshalb, so wird auch ihren Sklaven die Freiheit zuerkannt, wie folgender Fall beweist. Ein zugereister englischer Consul genoß die Gastfreundschaft des englischen Schützlings Hadschi Abdul Kerim Herati in Teheran und wohnte in dessen Hause. Da stellten sich ihm eines Tags die sämmtlichen Sklaven des Hauses vor und verlangten, dem englischen Gesetz gemäß, Lösung aus den Banden der Sklaverei. Der Consul sah sich in der Nothwendigkeit, die genossene Gastfreundschaft mit dem bedeutenden Schaden seines Gastfreundes zu vergelten und die Sklaven desselben frei zu erklären.

Aus allem vorstehend Gesagten erhellt, daß, mit Ausnahme der allerdings höchst traurigen Sanitätsverhältnisse, das Los der Sklaven in Persien kein hartes ist, ja daß man überhaupt diesen Zustand kaum mit dem Namen Sklaverei bezeichnen kann.

C. Eunuchen.

Als Hüter der Harems sind nach orientalischer Anschauung die Eunuchen unentbehrlich. Größtentheils Sklaven, gibt es doch auch einige in Persien, welche den Freibrief erhielten oder ursprünglich schon Freie waren; diese dürfen natürlich nach Belieben ihren Aufenthalt wählen und ihre Dienste für Entgelt anbieten. Bei weitem die Mehrzahl sind Schwarze, die in ihrer Kindheit von Afrika eingeführt wurden. Da die meisten Kinder an dieser Operation, bei welcher bekanntlich die Geschlechtstheile vollständig abgetragen werden, zumal bei dem rohen Verfahren, zu Grunde gehen,

so ist der Preis für Eunuchen wenigstens dreimal so hoch als für andere Sklaven. In frühern Zeiten, als die Perser häufig im Kaukasus Kriegsgefangene machten oder ihnen Knaben von dort verkauft wurden, existirten auch viele weiße Eunuchen; der letzte dieser Kategorie starb während meiner Anwesenheit im Jahre 1856. Außerdem kam es sonst in den Bürgerkriegen vor, daß die Nachkömmlinge von Parteichefs verstümmelt wurden, um sie zur Thronfolge unfähig zu machen. Den Gründer der jetzt herrschenden Kadscharen-Dynastie, Chadsche Mehmed Chan, traf z. B. dieses Los. Jetzt wird die Verstümmelung nur noch als Strafe für ein unnatürliches Verbrechen, wenn Nothzucht dabei stattgefunden, verhängt. In Teheran selbst ereignete sich zur Zeit meines dortigen Aufenthalts nur ein Fall dieser Art, aus der Provinz sind mir aber mehrere zur Kenntniß gelangt. Selbstverständlich sind es stets erwachsene Personen, welche dieser grausamen Strafe unterliegen, daher selten einer mit dem Leben davonkommt. Wer aber die Operation übersteht, findet dann in einem Harem glänzende Unterkunft, da weiße Eunuchen als besonderer Luxusartikel sehr gesucht sind.

Eine dritte Kategorie bilden die natürlichen Eunuchen. Die Zahl der mit misbildeten oder kaum angedeuteten Genitalien Geborenen ist nämlich auffallend groß; ich kannte deren viele in Teheran: ein Sohn des Premierministers z. B., Alidschan genannt, gehörte dazu, und in der kleinen christlichen Gemeinde zu Ispahan fand ich zwei dergleichen Individuen. In Sprache, Physiognomie, Kehlkopfbildung und Bartmangel gleichen sie ganz den künstlichen Eunuchen; sie sind ebenfalls für die Harems sehr begehrt. Doch laufen auch viele Kryptorchiten mit unter, die dann, nachdem der Irrthum entdeckt worden, wieder aus dem Eden verwiesen werden.

Die Körperbildung der Eunuchen nähert sich, wie

bekannt, dem weiblichen Typus. Das Fehlen des Barts und des Adamsapfels gibt ihrer Physiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck und erhält dieselbe lange Zeit stationär, sodaß man nach dem Aussehen ihr Alter kaum beiläufig errathen, vielmehr leicht um 20—30 Jahre sich irren kann. Im hohen Alter wachsen ihnen einige Barthaare, während das Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht wird. Bei vielen bilden sich die Brüste zu einer erklecklichen Größe aus. Am übrigen Körper dagegen bleiben sie mager, nur bei einigen fand ich ausnahmsweise Fettleibigkeit. Ihre Gesichtsfarbe ist nie von jener Ebenholzschwärze, wie man sie sonst wol bei Negern trifft, sondern schwarzbraun oder schmuzig-schwarz. Abweichend von den übrigen eingeführten Schwarzen, die, wie erwähnt, alle frühzeitig sterben, erreichen viele Eunuchen ein hohes Alter.

Mehr als an Männer attachiren sich die Eunuchen an Kinder und an die Frauen, denen sie bei ihren Intriguen behülflich sind. Habsüchtig, geizig, eitel und abergläubisch, sind sie doch durchaus nicht boshaft, grausam und heimtückisch, wie sie uns gewöhnlich geschildert werden. Sie sind prunkliebend und halten namentlich viel auf schöne Pferde und Vögel. Auch für Pflanzen und Blumen, welche sie mit besonderer Vorliebe cultiviren, haben sie Passion. Man findet in den königlichen Schlössern kaum eine schöne Blume, weil die Eunuchen sie sofort heimlich sich aneignen.

Vor allen Dienern des Hauses genießen sie den Vorrang; ihnen kommt der Titel chädsche (Patron) zu. Man vertraut ihnen die Schlüssel zu allen Habseligkeiten an; sie erhalten prächtige Kleidung und eigene Dienerschaft zu ihrem Gebrauch. Wider die gesetzliche Bestimmung wird ihnen sogar gestattet, eine Frau zu nehmen; so heirathete z. B. der erste Eunuche des Königs, Baschir-Chan, nach dem Tode

des Mahmed Schah eine von dessen schönsten Frauen, in welche Wahl die Frau aus selbstsüchtigen Zwecken willigte.

Das Schicksal dieses Mannes ist so bezeichnend für die orientalischen Zustände, daß ich die Mittheilung desselben nicht unterlassen kann. Er war als Knabe nach Persien gebracht und der Mutter des jetzigen Königs zum Geschenk verehrt worden. Als der Kronprinz, dessen Kindheit er überwacht hatte, auf den Thron kam, ward er von diesem zum Chef der Eunuchen (chädsche bäschi) ernannt. Von Körper schön gebildet — er war Habessinier von Geburt — entfaltete er großen Luxus; er hatte die schönsten Pferde und Waffen, die schönste Frau, und war einer der besten Schützen. Die Frauen des Harems behandelte er sehr streng, ja ausnahmsweise grausam. Auf ihren Betrieb mußte er deshalb seinen Posten mit dem eines Generals der irregulären Cavalerie vertauschen, und der Minister Mirza Taghi Chan Emir setzte seinen bisherigen übermäßigen Jahresgehalt auf 2000 Dukaten herab. Hierüber beklagte er sich bitter und in unhöflichen Ausdrücken. Da fragte der Emir die Umstehenden: „Wie hoch ist wol der Preis eines Coco" (Spottname der Schwarzen)? „Dreißig Dukaten", lautete die Antwort. „Nun seht", sprach er lächelnd, „dieser hier hält sich mit 2000 Dukaten noch nicht genügend bezahlt." Nach dem Sturz des Emir besserten sich seine Verhältnisse wieder; er wurde abermals Chadsche baschi. Allein die Frauen intriguirten aufs neue gegen ihn, indem sie behaupteten, der Kronprinz, der Liebling des Königs, sei durch seine Schuld beinahe ums Leben gekommen. Die Intrigue gelang und er wurde zur Haushaft verurtheilt. In dieser Zeit besuchte ich ihn oft. Ich fand ihn fast immer von Opium und Wein berauscht, die Bindehaut ganz von Blutadern unterlaufen. Er verlor bedeutende Summen im Kartenspiel, auch seine Frau verschwendete viel Geld mit ihrem

Geliebten, sodaß der König sich oft genöthigt sah, die Schulden für ihn zu bezahlen. Im Sommer 1859 unternahm der Schah eine Reise in die Provinz, nachdem er Baschir-Chan ausdrücklich verboten, ihm zu folgen, jedoch wiederum 1000 Dukaten zur Tilgung seiner Schulden angewiesen hatte. Kaum war er aber zwei Tagereisen von der Stadt entfernt, so reiste ihm trotzdem der Eunuche nach, sich rühmend, er habe oft genug die Windeln des Kronprinzen gereinigt, als daß ihm derselbe jetzt als Schah den Zutritt verweigern könnte. Angekommen am Hoflager zu Hauze-Sultan, auf dem Wege nach Kum, spielte Baschir-Chan in einem dem königlichen benachbarten Zelte mit mehrern Höflingen Karten. Die Gesellschaft war ziemlich berauscht, und da einer der Mitspielenden, Jahia Chan, ihm seine Zudringlichkeit und den Mangel an Disciplin vorwarf, schlitzte er mit seinem Tscherkessendolch dessen Wangen und Nase auf. Der Verwundete drang bluttriefend und mit herabhangender Wange in das königliche Zelt, Gerechtigkeit fordernd. Baschir-Chan wurde vor den König gebracht. Zu seiner Vertheidigung sprach er nur die Worte: „Zer chærid em!“ (Ich bin ein für Geld Erkaufter, d. h. ich habe als Sklave keine Verantwortlichkeit, diese fällt allein auf meinen Herrn). Durch diesen Trotz aufs äußerste gereizt, winkte der König dem Scharfrichter und rief: „Bæzæn!“ (Haue!), und in demselben Moment rollte das Haupt des Eunuchen auf die Erde. Der Schah belohnte den Henker für die flinke Execution mit 10 Dukaten und befahl, den Leichnam in die Wüste zu schleudern und unbegraben den Raubthieren zum Fraß zu überlassen. Doch bewachten denselben zwei Hunde des Getödteten getreulich mehrere Tage hindurch, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Als der König dies erfuhr, gab er nachträglich die Genehmigung zum Begräbniß. Später mag ihn die übereilte Strafvollstreckung an einem allerdings vorwitzigen

Diener, von dem er jedoch als Kind gepflegt und erzogen worden war, wol gereut haben.

Zu Zeiten Feth-Ali's und Mehmed Schahs gelangten mehrere Eunuchen zu den höchsten Stellen und Würden des Reichs. Es waren dies Georgier, welche Agha Muhamed Chan, der erste Kadscharenfürst, auf seinem Raubzug erbeutet hatte. Zwei von ihnen, Mutammed eddauleh und Cosruw-Chan Vali, stehen heute noch bei den Persern in großem Ruf; der erste, Gouverneur von Ispahan, stellte die Sicherheit der Wege und Straßen her, zerstörte die einzelnen Raubschlösser und befestigte das gelockerte Ansehen des Schah in der rebellischen Provinz Arabistan; der andere, abwechselnd Gouverneur in Yezd, Kurdistan, Kaswin, zeichnete sich durch seine besondere Körperstärke, von der man im ganzen Land die abenteuerlichsten Anekdoten erzählt, aus. Ich lernte ihn als Greis von einigen siebzig Jahren in Teheran kennen, und ich habe allerdings nie einen kräftigern Knochenbau gesehen. Er erzählte mir mit großer Geschwätzigkeit von seinen frühern Waffenthaten und führte wohlgefällig seine Pferde vor, denen er alle möglichen Droguen verordnen ließ, während er selbst niemals Medicamente nahm. Besonders gern sprach er über religiöse Gegenstände. Bis zu seinem sechzehnten Jahre Christ, dann zum Uebertritt zum Islam gezwungen, neigte er sich später dem Judaismus zu, in der Meinung, als Abkömmling einer georgischen Patricierfamilie sei er ursprünglich von jüdischem Stamm.*) Eines Tags erzählte er mir, wie er selbst lange über seine Abstammung in Zweifel gewesen und deshalb um ein Traumgesicht — das gewöhnliche orientalische Auskunftsmittel — zu Gott gefleht habe. In der nächsten Nacht sei ihm der König

*) Der Reisende Ishak Kaswini behauptet dasselbe von den georgischen Fürsten.

Dawud (David) in vollem königlichen Schmuck erschienen, um ihn als directen Nachkommen von sich zu begrüßen. Seitdem wäre er seiner Sache gewiß; er habe hebräisch gelernt und bereite sich alle Speisen selbst nach jüdischer Vorschrift. Seine Religion bestand aus einem Gemisch von Judaismus, Christenthum und Islam, oder vielmehr er war einen Tag Jude, den andern Christ, den dritten Mohammedaner. Als er endlich, von Apoplexie getroffen, schwer erkrankte, schenkte er Summen Geldes zu gleichen Theilen an den Rabbi, den Mula und den Keschisch (christlichen Priester), und versäumte nicht, auch dem Mabed (Gebernpriester) seinen Theil zukommen zu lassen; denn, sagte er, vielleicht besitzt dieser die rechte Fürsprache. Nach seinem Tode fiel sein reicher Besitz an den Schah, da er bis zum Ende Sklave geblieben war, der Sklave aber rechtlich keinen Besitz erwerben kann, sondern mit Leib und Vermögen dem Besitzer gehört; er heißt immer Zerchärid (mit Gold erkauft), auch wenn er, wie dies mit Cosruw Chan und mit mehrern seiner Genossen der Fall war, als Kriegsgefangener in Sklaverei gerieth.

Unter dem jetzigen Schah ist der Einfluß und das Ansehen der Eunuchen sehr gesunken; die weißen wurden aus übertriebener Eifersucht gänzlich aus den Harems verbannt. Der Chadsche baschi hat zwar noch die Schlüssel der königlichen Chatoulle in Verwahrung und versiegelt noch die für den Schah bestimmten Speisen, um sie vor gefährlicher Beimischung zu sichern; sein Einkommen aber wurde sehr beschränkt, und er ist wieder ausschließlich an den ursprünglichen Beruf, die Bewachung der königlichen Frauen verwiesen. Auch werden bereits in reichen Häusern die Eunuchen, weil der Preis derselben in stetem Steigen begriffen ist, durch alte Leute (risch-sefid) ersetzt.

VIII.

Bildung, Wissenschaften und Künste.

Bildungserfordernisse. Sprache. Schrift. Dialekte. Aussprache. Die Schreibschrift. Kalligraphie. Schreibmaterial. Elementarschulen und weiterer Unterricht. Einfluß der Nationaldichter. Die neuen Poeten. Poeta laureatus. Gassenpoesie. Chronogramme. Erdkunde. Geschichte und Geschichtschreibung. Buchdruck und Lithographie. Manuscripte. Bibliotheken. Officielle Zeitung. Macht der Presse. Stil und Form der Briefe. Die Munschi. Arithmetik. Alchemie. Astrologie. Zeitrechnung und Kalender. Philosophie. Studien in den Madrasses. Abnahme der Bildung. Schrift der Armener, Chaldäer und Juden. Malerei. Die Bildergalerie des Schah. Gesang, Musik und Tanz.

Von der Ansicht ausgehend, erstens alle Naturphänomene lassen sich speculativ erklären, zweitens mit den Griechen und Arabern habe das menschliche Wissen seinen Abschluß gefunden, widmet der Perser den exacten Wissenschaften geringe Pflege. Seine Anforderungen an eine gute Erziehung beschränken sich auf oberflächliche Kenntniß der arabischen Sprache (arabiet), des Briefstils und der Nationaldichter. Wer überdies die Regeln des Anstands (adeb) innehat und hier und da ein Gelegenheitsgedicht zu machen versteht, der ist zu allen Würden und Aemtern befähigt, zum General sowol wie zum Großvezier; und hat er das Glück, Chef eines Tribus zu sein, so kann er unter günstigen Umständen

den Blick noch höher erheben und nach der Krone greifen (ideā-i-sultænet).

Damit man den üblichen Bildungsgang richtig verstehe, muß ich etwas ausführlicher über Sprache und Schrift handeln; denn obwol diese nur als Mittel zur Erlangung von Kenntnissen dienen sollen, begnügt sich der Perser, das Mittel mit dem Zweck vertauschend, eben nur sie sich anzueignen.

In den verschiedenen Theilen des Reiches Iran wird zwar persisch (zæbane farsi), türkisch, kurdisch, armenisch, chaldäisch und arabisch gesprochen, doch nur die persische erhob sich zur Schrift- und zur Literatursprache. Nächst ihr ist die türkische am meisten verbreitet, ja in einzelnen Bezirken spricht und versteht das Volk nur türkisch. Diejenigen aber, welche des Schreibens kundig sind, und zwar nicht blos in Persien, sondern auch fast alle Gebildeten in Turkistan, Afghanistan, Sistan, Beludschistan und selbst Indien, bedienen sich des persischen Idioms zur Correspondenz.

Die persische Sprache ist der germanischen am meisten verwandt, was dem Deutschen die Erlernung des Persischen sehr erleichtert. Nicht allein daß viele Worte identisch sind, sondern auch die Fügung der Sätze und die Art, die Gedanken in Worte zu kleiden, sind häufig analog. Dies veranlaßt den Perser, das Wort German von Kerman abzuleiten. Wie dem auch sei, soviel wird jedem unbefangenen Beobachter, der längere Zeit im Lande lebte, aus Physiognomie, Gebräuchen, Sprache, Sitten und Traditionen klar, daß der persische und der germanische Stamm in der Urzeit wenigstens lange zusammengelebt haben müssen.

Mit dem Islam wurde der persischen Sprache und Schrift das fremde arabische Element aufgedrungen, das aber der Perser niemals gehörig verdauen konnte. Nur mit großer Anstrengung vermochte er die Zisch- und Kehllaute

nachzuahmen; er adoptirte daher die Worte, ohne jedoch seine bisherige Aussprache oder die Syntax wesentlich umzuwandeln. Aus diesem Grunde ist es äußerst schwierig und nur nach langem Studium der arabischen Grammatik möglich, das Persische richtig zu schreiben. Bezeichnenderweise gibt es auch zwar verschiedene, im Lande gedruckte arabische Grammatiken und Syntaxen, aber keine einzige persische Grammatik. Uebrigens klingt die Sprache, wie sie von den Gebildeten gesprochen wird, schön und kräftig; sie eignet sich zum poetischen Ausdruck wie zu schönen Wendungen und Wortspielen. Auch die meisten Leute vom Volk, obwol sie untereinander ihren Jargon sprechen, verstehen doch die Sprache der Gebildeten. Fast jede Stadt hat ihren eigenthümlichen Accent (laadschèh), woran die Einwohner erkannt werden; am schärfsten betonen die Kaschaner, am wohlklingendsten sprechen die Schirazer.

Da der Perser die Kenntniß seiner Sprache nicht durch grammatische Studien erwirbt, sondern, außer durch Umgang, durch das Lesen und Hören der guten Poeten, so macht sich in seiner Rede stets ein gewisser poetischer Schwung bemerkbar; er beobachtet unwillkürlich die Gesetze der Euphonie und Prosodie; er sucht den Satz abzurunden und fügt, wo es der Wohlklang zu erheischen scheint, tautologische Wörtchen ein. Dictirte ich meinem Mirza einen Brief oder selbst ein Kapitel aus der Anatomie, so setzte er oft sinnentstellende Worte zu, und wenn ich ihm dann befahl, sie wieder zu streichen, las er meinen Satz laut vor und sagte, plötzlich mit der Stimme stockend: „Sahib, hier fehlt etwas!" So opfert der Perser häufig den Sinn einer Rede dem schönen Klang der Worte auf. Als Zeichen feiner Bildung gilt es, viele arabische Epitheta anzuhäufen und Synonyma zu brauchen, die sich miteinander reimen. Man nennt dies

ibärete fæssi (beredter Stil); überladener Stil heißt ibärete muglæk.

Doch hat sich in manchen Gegenden das Pählewi noch ziemlich unverfälscht vom Arabischen erhalten, so in Masanderan, Talisch, Nätans (Gebirge bei Kaschan) Ein gründliches Studium dieser Dialekte würde viele linguistische Aufschlüsse geben. Folgende Worte führe ich als Probe des Nätans-Dialekts an: Tochter, duta; Knabe, pura; Mutter, mune; Baum, bena; Frau, jena; Wasser, au; gehe! bæsche! Fleisch, guscht; Haus, kie; Hof, haste; Henne, kærge; Erde, zemin; Sonne, auftau; Tag, ruzar; Nacht, schuè; Stein, kemer; alt, pira; Weide, wid; ich hatte, darimè; ich schlief, behuzimè; Maus, musch; Hund, ispe (slawisch pes); Katze, muldschin; groß, gurd; klein, wischutsch; jetzt, hæt; Augenbrauen, merud; Gesicht, dim; Backe, buk; Wolle, poime; Garten, raz; Wind, wad; Urin, tschur (dem Slawischen ähnlich).

Obwol die Sprache im allgemeinen leicht zu erlernen ist, gelingt es dem Europäer doch selten, sie mit solcher Reinheit und Eleganz zu sprechen, daß er sich nicht als Fremdländer verriethe. Der Franzose und der Italiener erlernen sie nie, die Laute liegen ihrer Sprache zu fern, namentlich können sie das h und ch nicht aussprechen; der Deutsche verwechselt oft d und t, b und p, ebenso trifft er selten die richtige Nuancirung der Vocale, z. B. des a und æ; am besten lernt sie der Slawe sprechen.

Zum Schreiben bedient sich der Perser der arabischen Schriftzeichen (chæt), deren Reproduction große Sorgfalt verlangt. Man sagt, für jeden Buchstaben sei ein Jahr der Uebung nöthig, ehe man ihn vollkommen gut ausführe; ja selbst der geübte Schreiber verliert, wenn er einige Tage nicht übt, die Geläufigkeit. Eine schöne Handschrift ist das erste und wichtigste, oft einzige Merkmal einer guten

Erziehung. Es ist unglaublich, welche Zeit vergeudet wird, um z. B. die gehörige Abrundung des Buchstaben nun (n) zu erlernen. Jeder einzelne Buchstabe hat seine genau bestimmten Dimensionen und besondern Regeln; daher übt sich mancher Perser bis ins siebzigste Jahr seines Lebens im Schreiben und benutzt jeden müßigen Augenblick, um Buchstaben auf einen Streifen Papier zu malen. Gelungene Schreibübungen der Kinder werden als Beweis ihres Fortschritts im Unterricht vom glücklichen Vater den Besuchenden gezeigt. Der verstorbene Mehmed Schah wird noch heute als Schönschreiber (chusch næwis) gepriesen; der jetzige König, dessen Erziehung nicht sorgfältig genug war, um ihm eine schöne Handschrift beizubringen, kann es sich doch nicht versagen, bisweilen einige Buchstaben hinzumalen und sie von den Höflingen bewundern zu lassen, wobei er sich zu entschuldigen pflegt, daß ihm wegen der Regierungsgeschäfte nicht die gehörige Zeit zur Uebung (mæschk) bleibe. Schöne Schreibexempel (rækæm) werden zierlich vergoldet, unter Glas und Rahmen gebracht und sorgfältig aufbewahrt. Dergleichen finden sich hier und da in Europa in Sammlungen orientalischer Bücher; so erinnere ich mich, deren einige in der Bibliothek des Baron Hammer von Purgstall gesehen zu haben. Wohlhabende Perser sammeln solche Tableaux aufgespannt in Mappen und erwerben sie zu fabelhaften Preisen.

Es gibt dreierlei Schriftarten: 1) Das Näs'ch oder Kurani, womit die arabischen und gelehrten Bücher, auch der Koran abgeschrieben werden; 2) das Nästalik, mit feiner Abrundung und Verbindung der Buchstaben, die eleganteste Schrift, worin man die poetischen und Geschichtsbücher copirt; 3) das Schikäste, eine Art Stenographie, dessen Charaktere so eng verschlungen sind, daß es unsagliche Mühe und Uebung kostet, sie zu entziffern. Diese Schreibweise,

welche früher in den königlichen Firmans angewandt wurde, kommt wegen ihrer Schwierigkeit und Unlesbarkeit immer mehr außer Gebrauch, denn auch der Geübteste kann sie nicht prima vista lesen, und man bedient sich jetzt dafür einer Mittelschrift, des Schikäste-Nästalik.

In den Annalen der Kalligraphie werden viele berühmte Meister genannt, des vorzüglichsten Rufes jedoch erfreuen sich zwei, welche vor etwa zwei Jahrhunderten lebten, nämlich Mir in Nästalik und Derwisch in Schikäste. Ihre Schriften (Chäte Mir und Chäte Derwisch) werden von Sammlern besonders emsig gesucht und, in kleine Stückchen zerschnitten, mit einem Dukaten für die Zeile bezahlt; sie dienen als Schreibvorschriften bei den Uebungen (mæschk).

Jeder des Schreibens Kundige setzt den Titel Mirza vor seinen Namen, z. B. Mirza Jakub, während dasselbe Wort hinter dem Namen „Prinz" bedeutet. Mirza ist die Abkürzung von Mir- oder Emir-zadeh (von Emir abstammend), was darauf hinweist, daß in frühern Zeiten die Schreibekunst nur den höchsten Ständen zugänglich war; doch haben sich die Verhältnisse sehr geändert, denn die Anzahl der Schreibekundigen in den Städten dürfte nicht viel geringer sein als in den Städten des civilisirten Europa. Die Mirzas führen als Zeichen ihrer Würde ein Tintenfaß und eine Rolle Papier im Gürtel; sie nennen sich æhle ḳælæm (Leute der Feder), zum Unterschied von æhle schemschir (Leute des Säbels, d. i. Militär). Das Tintenfaß (dæwät) ist ein längliches Papierkästchen, nach außen mit Blumen und Figuren zierlich bemalt, in dessen Innerm an einem Ende ein Tintenbehälter (murækebdän) befestigt ist, während der übrige Raum einige Rohrfedern (ḳælæm), eine Schere mit ineinandergreifenden Schenkeln, ein Federmesser, Löffelchen und Hornspatel beherbergt. Die Tinte (murækeb) wird aus Ruß, Gummi und Zucker zusammengerieben und beim Gebrauch mit Wasser

angefeuchtet, zu welchem Zweck das Löffelchen dient. Zu der persischen Schrift ist eine dickflüssige, substantiöse Tinte erforderlich; die europäische ist dazu nicht anwendbar. Das Papier (kāgæs) wird vor dem Gebrauch sorgfältig geglättet (mureh), weil sich nur auf solchem die persischen Schriftzüge mit Leichtigkeit zeichnen lassen; es ist meist europäisches Fabrikat, dem man eine blaue oder gelbliche Färbung zu geben liebt. Chinesisches Papier (chān bālek) findet sich selten, ist aber wegen seiner Festigkeit zu Urkunden sehr gesucht.

Begibt sich ein Mirza ans Schreiben, so beobachtet er eine ceremoniöse Umständlichkeit, welche die Größe seiner Aufgabe an den Tag legen soll: er setzt sich nach persischer Weise auf den Teppich nieder, schlägt ein wenig die Aermel zurück, stellt das Tintenfaß vor sich auf den Boden, löst aus der Rolle ein Stückchen Papier, glättet es noch einmal, und schneidet sich das Kalam. Endlich beugt er den rechten Unterschenkel, unterstützt das Papier mit der linken Hand und schreibt so ohne feste Unterlage, das Papier hin- und herschiebend, um die Abrundung der Buchstaben zu erreichen. Auf einem Tische oder einer andern Unterlage ist es ihm unmöglich schön zu schreiben.

Interpunktionen gibt es in der persischen Schrift nicht, die einzelnen Worte werden nicht einmal durch Zwischenräume getrennt, sondern ohne Unterbrechung aneinandergehängt. Rechnet man noch hinzu, daß auch sämmtliche Vocale ausgelassen werden, so wird man es begreiflich finden, daß genaue Kenntniß der Sprache und eine wenigstens beiläufige des Inhalts zum Lesen der Schrift unbedingt erforderlich ist. Freilich thut die Gewohnheit sehr viel; denn der Perser ist umgekehrt z. B. die in London mit Interpunktionen und Zwischenräumen der Worte gedruckte Bibel nur schwer zu lesen im Stande.

Der Knabe erhält in seinem sechsten Jahre einen laleh (Hauslehrer) oder wird zu einem Schulhalter (ächun) geschickt. Die Mädchen zu unterrichten, wurde in früherer Zeit für ganz überflüssig gehalten, doch greift jetzt die Sitte immer mehr um sich, auch diese an dem Unterricht theilnehmen zu lassen. Es besteht kein Schulzwang, auch geschieht von seiten der Regierung nichts zur Förderung des Elementarunterrichts; diese Angelegenheit bleibt vielmehr ganz den Aeltern anheimgestellt.

Für die ärmern Klassen existiren gemeinschaftliche Schulen (mæktæb), in denen die Kinder gegen Entgelt Unterricht empfangen; doch sind alle Schulen Privatunternehmungen, und es steht jedem des Schreibens kundigen Mann frei, in einem zu dem Zweck gemietheten Laden des Bazar den ihm anvertrauten Kindern Unterricht zu ertheilen. Dort sitzen die Kleinen längs der Wände mit untergeschlagenen Beinen, in der Mitte der Achun, einen Turban auf dem Kopf und mit einem kleinen Stäbchen bewaffnet. Da Kinder verschiedenen Alters gleichzeitig die Schule besuchen, so nimmt sie der Lehrer gruppenweis vor; er spricht laut die Lection in einem näselnden, singenden Ton, und die zu der Gruppe gehörigen Schüler müssen Wort für Wort laut nachsprechen, dabei mit dem Oberleib sich bewegend. Während so die eine Gruppe unterrichtet wird, wiederholen die andern ebenfalls laut ihr Pensum und suchen durch Schreien ihren Fleiß zu bekunden; dazu kommt, da der Unterricht bei offenen Fenstern und Thüren geschieht, das Geräusch der Vorübergehenden und der Lärm des Bazar; es ist darum kaum zu begreifen, wie der Lehrer sich verständlich machen kann. Als ich einst einen Achun darüber befragte, antwortete er mir: „Das ist alles Gewohnheitssache. In Kaschan, im Bazar der Kupferschmiede, hämmern vierhundert Arbeiter zugleich, und dennoch vermögen sie mit den Arbeitern der

gegenüberliegenden Werkstätte sich zu unterhalten — alles Gewohnheitssache.“ Von Zeit zu Zeit läßt der Achun sein Stäbchen auf den Fußsohlen der Nachlässigen und Säumigen tanzen, theils um sie auf die kommenden Dinge vorzubereiten, theils um seinen Eifer im Lehren zu documentiren. Denn nach der herrschenden Ansicht muß der Unterricht, wenn er haften soll, mit Strenge beigebracht werden. Man beruft sich dabei auf eine sinnige Erzählung Saadi's. „Ich zog“, so erzählt derselbe, „eines Tags an einer Dorfschule vorbei und fand die Schüler, Kinder mit wahren Engelgesichtchen, in Fleiß und Thätigkeit, aber seufzend unter dem Druck eines Pedanten, eines strengen Schultyrannen. Es wurden deshalb Klagen gegen den Lehrer laut, und man fand sich bewogen, statt seiner einen Lehrer von mildem Charakter anzustellen. Ein Jahr später kam ich wieder durch dasselbe Dorf. Da fand ich die Rollen vertauscht: der Lehrer wurde von den Kindern tyrannisirt, aber an Stelle des frühern Fleißes waren Faulheit und Nachlässigkeit eingerissen.“

Der Unterricht beginnt mit dem abdsched (A-b-c); sobald das Buchstabiren eingeübt ist, begibt man sich an das Lesen des Korans, welcher vom Lehrer mit arabischem Accent und in näselndem Ton vorgelesen, von den Kindern ohne Uebersetzung oder Verständniß des Inhalts nachgesprochen und auswendig gelernt wird. Gleichzeitig nimmt der für das Leben wichtigste und zugleich schwerste, der Schreibunterricht, seinen Anfang. Der Achun schreibt eine Zeile mit dazu passend scheinenden Worten vor, und die Schüler haben die Aufgabe, die Schriftzüge auf einem Blatt Papier in geschildeter Weise nachzubilden.

Ist der Koran ein- bis zweimal durchgelesen, so gibt man den Kindern Saadi's „Gulistan“ in die Hand. Sie lesen die vielen schlüpfrigen Erzählungen des Werks, ohne

sich von deren Inhalt eine Vorstellung zu machen, und prägen die einzelnen treffenden Epigramme ihrem Gedächtniß ein. Diese bilden die vornehmste Basis der Erziehung (tærbiet), denn jede feine Conversation muß mit Citaten daraus reichlich versehen sein.

Nach der herrschenden orientalischen Sitte oder Unsitte werden die Knaben strenge bewacht und keinen Augenblick aus den Augen gelassen; würde ein Knabe von gutem Hause allein auf der Straße gesehen, so gäbe dies Anlaß zu übler Nachrede. In dieser Zeit erhalten sie auch Unterweisung in den Regeln des Anstands (adæb), im Sitzen, Tragen der Kleider, Empfangen von Gästen, im Repräsentiren, im Verbergen jedes Affects, wie Bewunderung, Staunen, Zorn, Freude u. s. w.

Mit dem zehnten Jahre treten die weniger Bemittelten in das Geschäft des Vaters ein, oder suchen einen Dienst als Pagen (gulam bætscheh); den Wohlhabenden hingegen wird ein Mula als Lehrer zugesellt, der sie in der arabischen Grammatik (næhw u særf) und im Brifstil (inscha) unterrichtet, ihnen schwierige Stellen aus den Legenden (hadiss) und dem Gesetz (scheriet) erklärt und die mystischen Poesien des Mula Rumi, das Schahnameh von Ferdausi und die Oden des Hafis mit ihnen liest. Hiermit, gewöhnlich im funfzehnten oder sechzehnten Jahre, ist die Erziehung vollendet; dem jungen Mann wird ein Amt oder eine Offizierstelle übertragen, häufig auch schon ein Weib gegeben.

Man sieht, die Poesie (schæer) macht den Kern der persischen Bildung aus. Wol keine andere Nation hat Dichter aufzuweisen, welche auf Charakter und Lebensweise des Volks so bleibenden, unverwischbaren Einfluß geübt und dessen Sprache zu so vollendetem Abschluß gebracht haben, wie die Perser sie in Saadi, Ferdausi und Hafis besitzen. Ihre Verse leben im Munde des gesammten Volks, der

Gebildeten wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didactischen Dichter, welcher fast alle möglichen Lebensverhältnisse bespricht und in Epigrammen (bayt) weise Verhaltungsmaßregeln gibt, sucht und findet der Perser, so oft er an einem Scheideweg steht, analoge Fälle, an denen er sich Rath erholen kann. Die Bücher des Hafis offenbaren ihm sein Los (fāl); er sticht hinein, und der Satz, der sich zufällig bietet, dient ihm als Orakel, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Ferdausi begeistert ihn dermaßen, daß er dessen Fabeln für historische Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzten Kampf Rustam's mit Turan glaubt und ernsthaft die Frage aufwirft, ob Rustam's Thaten oder die des verehrten Chalifen Ali größer gewesen seien!

Beim Recitiren von Versen achtet der Perser sorgfältig auf den Rhythmus, besonders die Reime betonend; ohne die Regeln der Prosodie zu kennen, markirt er stets die Cäsur. Nicht leicht entgeht ihm ein Fehler des Verses; doch aufgefordert denselben anzugeben, antwortet er nur: „In schæer nist!“ (Das ist nicht Poesie!) Ich hatte einst, ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Veranlassung, einige persische Verse gemacht, die wegen ihres satirischen Inhalts sehr gefielen; aber trotz der correcten Reime mußte ich die beschämenden Worte hören: „In schæer nist!“

Freilich hat die Poesie und die Beschäftigung mit ihr auch ihre Auswüchse; die Zahl der Versifexe ist in Persien Legion; sie überbieten sich in bombastischen Epitheten und erzwungenen Wortspielen, und kommt ja einmal ein guter Gedanke zum Vorschein, so ist er sicher frühern Poeten entlehnt; sie betrachten die Poesie als Erwerbszweig des Bettels, um einen neuen Rock oder einen Schmaus zu erbeuten. Als ich einst dem König vorlas, wie Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris von den Poeten so sehr belästigt

wurde, daß er eiligst die Stadt verließ, bemerkte der Schah: „Wahrlich, ich werde auch zuletzt genöthigt sein, meine Hauptstadt der Poeten wegen zu verlassen.“

Selbst Könige machten Anspruch, unter die Zahl der Poeten gerechnet zu werden. Einige Gedichte von Feth Ali Schah würden in der That, vorausgesetzt, daß sie von ihm herrühren, den Anspruch rechtfertigen. Auch der jetzige König ergeht sich bisweilen in poetischen Versuchen, und man kann seinen Reimen wenigstens Correctheit nicht absprechen. Am Hofe befindet sich stets ein Poeta laureatus, welcher nach alter Sitte ein Epitheton als Namen wählt, unter dem er dann in der Literatur bekannt wird; der jetzige nennt sich schæmsesch-schäerä (die Sonne der Sänger). Seine Aufgabe ist es, glückliche Ereignisse und Feste des Hofs zu besingen. Doch reichen zu gleicher Zeit auch andere, mehr oder weniger armselige Poeten ihre Ghaselen ein und erbetteln sich damit ein neues Gewand.

Es fehlt auch nicht an einer von unbekannten Autoren ausgeübten Gassenpoesie (hadschw und tesnifek), durch welche unliebsame Persönlichkeiten oft recht bitter und witzig gegeiselt, skandalöse Vorfälle ins Publikum gebracht oder Regierungsmaßregeln einer beißenden Kritik unterworfen werden.

Ein großes Ereigniß, z. B. die Einnahme einer Stadt, den Tod des Monarchen u. s. w., beeifern sich die Poeten des Landes durch ein treffendes Chronogramm zu fixiren, wozu die Sprache, da bekanntlich die arabischen Buchstaben auch Zahlen bedeuten, sich besonders eignet. So wurde z. B. für das Todesjahr Nadir Schahs der Satz gefunden: „Nadir derek ræft!“ (Nadir zog in die Hölle!), für den Tod des vom Volk verehrten Emirs Mirza Taghi Chan: „Ai wäi æmir ræft!“ (O weh, der Emir schied!) Für das gelungenste Chronogramm erhält der Dichter ein entsprechendes Geschenk.

Im ganzen ist von der heutigen poetischen Production zu sagen: Obgleich hier und da gute Verse geschrieben werden, welche die Zeitgenossen hochpreisen und den Arbeiten der besten frühern Meister zur Seite stellen, und obgleich fast jeder König eine Sammlung (diwän) von modernen Poesien veranstaltet — so Feth Ali Schah den Diwan Ateschkädeh, und der jetzige König, der einen Diwan auf Staatskosten drucken ließ —: so sind doch diese Erzeugnisse denen der alten Meister nicht im entferntesten ähnlich, sondern nur ephemere Erscheinungen, die alles innern Werths entbehren.

Von der Erdkunde (ilm-e dscheagraphiā) haben die Perser sehr spärliche Kenntnisse; sie glauben noch an das Ptolemäische System und halten die Erde für eine vom Ocean (dariā muhit) umgebene Scheibe. Von Europa kennen sie weiter nichts als die Namen der Nationen, mit denen sie in Berührung kommen oder die einst Repräsentanten an den Hof schickten, also die Namen: Inglis, Frænseh, Nemse (Oesterreich), Ārus (Rußland), Lehistan (Polen), Italia, Valendis oder Flamenk (Holland), Ispaniul (Spanien), endlich Portugal wegen der Orangen, welche mit diesem Namen bezeichnet werden. Auch der Name Pruss ist ihnen bekannt, und sie lieben ihn, weil er mit Ārus reimt; doch können sie nie begreifen, daß der padischāh austria und der kral-e-pruss*) beide Nemseh sein sollen. Wenn ich den Schah in der Geographie unterrichtete, war dies seine

---

*) Dem Stolze orientalischer Potentaten kostet es viel Ueberwindung, einem europäischen Monarchen, mit dem sie nicht in naher Beziehung stehen, den Titel Padischah zu geben; er konnte in früherer Zeit erst nach vielen diplomatischen Verhandlungen für den deutschen Kaiser erlangt werden; sie behelfen sich mit dem slawischen Wort kral. Für den König von Preußen braucht man erst seit kurzem, nachdem die preußische Regierung einen Repräsentanten an den persischen Hof gesandt, den Ausdruck padischah.

stehende Frage. Alle meine Erklärungen leuchteten ihm nicht ein; er argumentirte immer: „Wenn ich der Padischah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer sein!“

Etwas gründlichere und praktischere Begriffe besitzen sie von der Geographie Asiens, obwol ihnen der Name „Asien“ vollkommen fremd ist. Durch Pilgerfahrten, Kriege, Berichte von Derwischen und sonstige Beziehungen lernten sie die Distanzen und die beiläufige Richtung eines Orts nach der Weltgegend kennen, sodaß sie anzugeben wissen, wieviel Tagreisen ungefähr zur Erreichung dieses oder jenes Orts erforderlich seien. Die Städte von Rum (Osmanisches Reich), von Turkistan, Afghanistan, Beludschistan und Vorderindien kennen sie meist von frühern Kriegszügen her, ebenso den Kaukasus. Die Lage der Städte in Iran weiß fast jeder Perser anzugeben, ebenso die Stationen auf dem Wege dahin.

In Afrika sind ihnen Mis'r (Aegypten), Habesch und Zengebar durch den Sklavenhandel bekannt. Amerika wird mit dem türkischen Namen Jengi duniā (Neue Welt) bezeichnet, wovon der Name Yankee abgeleitet sein soll.

Einzelne Gelehrte haben allerdings genauere Begriffe von der geographischen Breite und Länge (ars u tule bælad); letztere bestimmen sie nach den Canarischen Inseln (Dschezāir e-chāledāt). Im 12. Jahrhundert besaß Persien den berühmten Geographen Ishak Kaswini.

Mehr Sinn wie für die Geographie hat der Perser für das Studium der Geschichte (tārich); doch kümmert er sich weder um die Chronologie noch um die Oertlichkeit, wo sich eine Begebenheit zutrug, ihn interessirt stets nur irgendeine Persönlichkeit, und so knüpft sich seine ganze Geschichtskenntniß an einzelne Individuen, an deren Wohl und Weh er Antheil nimmt. Die eigentliche Geschichte beginnt bei ihm

erst mit dem Islam; was sich vorher begeben, concentrirt sich für ihn in jener Reihe von Sagen, die er im Heldenlied Ferdausi erzählt findet. Philipp (Filākus) und Alexander (Iskander) von Macedonien kennt er in mythischer Hülle, da die Züge des letztern ins Reich der Finsterniß (zalumāt) das Lieblingsthema vieler epischen Gesänge bilden. Von den eigenen Kämpfen der Perser mit den Griechen, von der Dynastie der Seléuciden, von den Parthern (meluk el tewāif) und ihren glorreichen Kämpfen mit den Römern finden sich nur die dürftigsten Spuren. Erst mit den Sassaniden dämmert das historische Licht, doch erst mit dem Islam beginnt die eigentliche Geschichte oder Chronik. So gründlich gelang es dem Islam, alle frühern Quellen, die Erinnerungen an glorreiche Perioden und Dynastien, die Zeitrechnung, die Münze, die Schrift, die Jahrbücher des Volks zu vernichten und an ihre Stelle sich selbst zu setzen.

Der gebildete Perser liest fleißig die Geschichte der muselmanischen Epoche in dem berühmten Buche „Ruzet es sæfā", von Mirchand. Fast in allen guten Häusern findet sich dieses Buch; es erlebte mehrere Auflagen in Bombay und Teheran; der Schah läßt sich während des Frühstücks oft ein Kapitel daraus vorlesen, und weiß es daher fast auswendig. In der Geschichte der Säfavieh-Dynastie scheint die persische Geschichtsschreibung viele Lücken zu haben, wenigstens erfahren wir aus derselben viel weniger, als von einigen europäischen, wahrheitsliebenden Reisenden dieser Epoche, von Chardin, Tavernier, Olearius u. s. w. berichtet wird. Die Geschichte Nadir Schahs wurde vortrefflich von seinem Secretär Mirza Meihdi niedergeschrieben, sie ist jedoch wegen der zu gewählten, viel mit Arabisch vermischten Diction nur äußerst wenigen zugänglich.

Unter der Regierung des vorigen Königs wurde die Geschichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott, sowie

die Peter's des Großen (Peter kæbir) und Karl's XII. nach Voltaire ins Persische übersetzt. Da die letzten zwei Werke in gelungenen Lithographien stark verbreitet sind, so kennt sie jeder gebildete Perser sehr genau. Dies diene dem europäischen Reisenden zur Nachricht, damit er sich Verlegenheiten erspare; denn sicher lenkt der Perser das Gespräch auf die in jenen Büchern behandelten Perioden, und entdeckt er eine Lücke in Kenntniß der Daten, so legt er es als grobe Unwissenheit aus.

Unter der jetzigen Regierung geschah Vorzügliches für die Verbreitung historischer Kenntnisse. Nassereddin Schah ließ nämlich durch zwei Schriftgelehrte, den Reichshistoriker Mirza Taki, genannt lessän em-mulk (Zunge des Reichs) und Mirza Rezy Kuly Chan, benannt Leleh-baschi, die Fortsetzung des „Ruzet es sæfä“ bis auf die Gegenwart schreiben, sowie eine besondere Geschichte des Stammes und der Dynastie der Kadscharen ausarbeiten. Leider wurde bei dem jetzt herrschenden verderbten Geschmack der Stil so schwulstig und so sehr mit Wortspielen, Citaten, Epigrammen und Knittelreimen überladen, daß er selbst den Persern lächerlich erscheint und gegen den ziemlich einfachen Stil des Ruzet es sæfä sehr unvortheilhaft absticht.

Der Schah läßt sich, wenn er guter Laune ist, ein Kapitel aus dem Machwerk vorlesen und bricht, sobald der Vorlesende zu einer besonders barocken Stelle oder einem schlechten Reim gelangt, in lautes Gelächter aus, in das alle Höflinge ex officio mit einstimmen. Die Stelle muß dann wol zehnmal, jedesmal unter derselben Lachexplosion, wiederholt werden und der betreffende Reim bleibt für mehrere Tage die Parole.

Auch mit der Unparteilichkeit dieser Bücher hat es eine eigene Bewandtniß. Ist es schon in jedem Lande schwer, die Geschichte der letzten Tage in usum Delphini zu

schreiben, so häufen sich die Schwierigkeiten in Persien auf alle erdenkliche Weise. Das ganze Werk soll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Veziers enthalten. Nun bietet aber die Geschichte der Kadscharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während sie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräsentanten des Schiismus sind, fochten doch notorisch ihre Ahnherren gegen die Aliden an der Seite der Yeziden. Dem Reichshistoriker liegt es also ob, alle diese Facta zu verdrehen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzustellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erschienen, so fiel der Minister Mirza Aga Chan in Ungnade und wurde ins Exil geschickt. Mit seinem Fall erhielt der Verfasser die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Vezier und seiner ruhmvollen Wirksamkeit Weihrauch gestreut war, zu streichen oder statt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden. So schreibt man Geschichte!

Ungeachtet aller dieser offenbaren Mängel hat das Werk aber doch bleibenden Werth; denn die vielen noch lebenden Mitglieder der Kadscharenfamilie aus den Zeiten Aga Mahumed Chans, des Gründers der Dynastie, auch manche Tribuschefs, die der Afscharen, der Karakuslu u. s. w. wurden dabei zugezogen; sie waren als Augenzeugen mancher großen Begebenheit im Stande, den Verfasser in seinem Vorhaben wesentlich zu unterstützen.

Von andern historischen Abhandlungen ließ der jetzige Schah die Geschichte Alexander's des Großen nach europäischen Quellen, die der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. von Baron Korff, und die der Regierung desselben von Mr. Richard ins Persische übertragen, sodaß er selbst ziemlich au courant der neuern Geschichte ist und die euro-

päischen Gesandten durch sein Wissen sogar oft wirklich in Staunen setzt.

Außerdem ist ein königlicher Reichschronist (wakāi-e nækār) angestellt, der alle Hofnachrichten und Ereignisse chronologisch zu verzeichnen hat (s. Buch Esther). Der Schah führt übrigens persönlich ein Tagebuch (ruznāmeh), welches er zwar geheim hält, dessen Existenz ich aber verbürgen kann.

Der Buchdruck (bāsmeh) wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den Prinz-Gouverneur Abbas Mirza Najibe-Sultaneh in Tabris eingeführt; allein die gedruckten Lettern konnten dem Geschmack der Perser nie recht zusagen, weil ihre Buchstaben nicht Linie halten, sondern bald über bald unter dieselbe reichen. Dies ist auch der Grund, warum eine in Europa vortrefflich ausgestattete persische Bibel ihnen nicht gefällt und sie die Schrift unschön finden. Es erscheinen deshalb nur wenige Bücher im Druck.

Desto größern Aufschwung nahm die Lithographie (tschāp*). In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographische Anstalten, durch welche in der jüngsten Zeit eine Menge lexikographische, historische und poetische Werke, Abhandlungen (rāsuleh) religiösen Inhalts u. s. w. lithographirt wurden, und es mag jetzt kaum noch ein bedeutendes Manuscript vorhanden sein, das nicht lithographisch vervielfältigt worden wäre. Allerdings läßt die persische Lithographie noch viel zu wünschen übrig; die Abdrücke sind selten rein; gute Arbeiten muß man in Bombay fertigen lassen.

Der Koran darf nur im Original gedruckt werden. Uebersetzungen davon sind verboten, weil es für unmöglich

*) Merkwürdigerweise bedeutet im Volksdialekt tschāp: Lüge, Prahlerei; unwillkürlich denkt man an die Redensart „Lügen wie gedruckt“.

gilt, das heilige Buch zu übersetzen. Trotzdem erschien eine Ausgabe mit Interlinearübersetzung; sie ist jedoch sehr selten.

Gedruckte Bücher liebt der vornehme Perser überhaupt nicht, er trachtet nach dem Besitz von Manuscripten, und wie der Kunstkenner am Gemälde den Maler oder die Schule, so kennt er an der Schrift die Meisterhand des Schreibers. Früher beschäftigte sich in jeder Stadt eine Anzahl Schönschreiber mit dem Copiren von Büchern, jetzt scheint aber diese Kunst nicht mehr so lohnend. Ein Manuscript, dem der Kenner bleibenden Kunstwerth beilegt, muß auf chinesischem Papier geschrieben sein, von Anfang bis Ende ein Buchstabe wie der andere, die gleichen Buchstaben sogar mathematisch congruent, der Eingang und die Kapitelanfänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geschmackvollste verziert, der Einband (sehāfi) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln bestehend, mit Malereien von Schiraz oder Ispahan geschmückt. Bei Taxationen schätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten. Machthaber wissen durch Drohungen und andere Künste sich manches Manuscript anzueignen, das sonst um keinen Preis feil gewesen wäre.

Die Hausbibliothek beschränkt sich gewöhnlich auf einen Koran, einige Diwans bekannter Poeten, ein Lexikon und ein größeres Geschichtswerk. Umfassende Büchersammlungen sind äußerst selten; außer denen einiger Imamzadehs befindet sich meines Wissens nur im Schlosse des Königs eine Bibliothek. Doch auch hier umfaßt die persisch-arabische Sammlung (kætāb-chāne) nicht mehr als etwa 300 Manuscripte und einige gedruckte europäische Bücher, welche in einem kleinen Zimmer in drei mäßigen Schränken Platz finden. Die Bücher liegen horizontal übereinander, mit dem Rücken gegen die Wand, mit dem Schnitt nach außen ge-

wendet, auf letzterm ist der Titel des Buchs mit großen Buchstaben zu lesen. Da kein genauer Katalog über das Vorhandene geführt wird, so verliert sich bisweilen ein Buch, das der Schah dann, manchmal in demselben Exemplar, wieder aus dem Bazar ankauft. Die größte Bibliothek, welche Persien besaß, die zu Ardebil, wurde von den Russen, bei der Einnahme dieser Stadt, nach St.-Petersburg entführt; dort sollen daher jetzt die schönsten persisch-arabischen Manuscripte zu finden sein.

Der Schah besitzt außerdem eine schöne Sammlung europäischer Prachtwerke in lateinischer, englischer, französischer und deutscher Sprache, welche ihm von den verschiedenen Gesandten bei ihrer Ankunft als Geschenk verehrt wurden. Sie liegen völlig unbenutzt da; aus manchen sind die Kupfertafeln und Illustrationen herausgeschnitten, um den Höflingen zur Ausschmückung ihrer Enderuns zu dienen. In dieser Weise verstümmelt fand ich z. B. Buffon's Naturgeschichte und andere kostbare Werke.

Seit mehrern Jahren erscheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officielle Zeitung (ruznämeh-dauleti), zum jährlichen Abonnementspreis von 2½ Dukaten. Vornan stehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. s. w. Der Name des Schah ist stets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für seine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten desselben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umsicht des Gouverneurs, erfreuen sich die rayet (Unterthanen) ungestörten Glücks; volle Unparteilichkeit und Gerechtigkeit herrscht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Brücken sind sicher und in gutem Zustand.“ Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imamzadehs, von Misgeburten u. s. w. füllen den übrigen Raum. Reicht

der Stoff nicht hin, so bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konstantinopel erscheinenden türkischen Journal entlehnt, mithin die fränkischen Padischahs und Krals als Lückenbüßer benutzt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn sie einmal gedruckt sind, kein Mensch sich mehr bekümmert. Kämen die erlassenen Instructionen zur Ausführung, so müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewissenhafteste Besteuerung u.s.w. die Regel sein; leider aber straft der Erfolg alle diese schönen Verheißungen Lügen.

Während der englisch-persischen Wirren brachte die Zeitung polemische Leitartikel und Manifeste, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die englische Nation und deren Repräsentanten Partei nahmen; sie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaste, einzunehmen, das persische Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatisiren oder wenigstens ihm das Geld dazu(?) unter einem plausibeln Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Presse in Bender Karadschi (Indien) veröffentlicht. Besonders machte ein in Teheran geschriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufsehen, indem darin alles Unheil, welches England über Asien und den Islam insbesondere gebracht, mit großer Geschicklichkeit dargelegt war und zu energischer Abwehr aufgefordert wurde. Er soll viel zur Vorbereitung der indischen Meuterei beigetragen haben. Ebenso wurde das Journal de Smyrne in persischem Interesse subventionirt; die Redacteure erhielten Auszeichnungen vom Schah; kurz, man versteht es bereits, zu politischen Zwecken die Hebel der Presse anzusetzen.

Gegen Angriffe europäischer Journale ist der Hof sehr empfindlich; fortgesetzte Ausfälle gegen einen Minister können

ihn aus seinem Amt vertreiben; denn die misbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgebeutet, da man hier solche Zeitungspolemik für den Meinungsausdruck der betreffenden Regierung ansieht und ihr deshalb mehr Wichtigkeit beilegt, als sie in der Regel verdient.

Zur feinen Bildung gehört es, daß man einen Brief mit Eleganz abzufassen verstehe. Der Perser schreibt viele Briefe (kāghæz) und Billete (rukeh); er verwendet große Sorgfalt auf das Schreiben derselben und prüft die, welche er empfängt, mit scharfer Kritik. Die Briefe werden auf kleine Stückchen Papier geschrieben, oben in der Mitte steht das Wörtchen hū (er ist es, d. i. Gott). Hierauf folgt die Anrede (inwā oder chætāb), deren Wahl die minutiöseste Umsicht und Ueberlegung erfordert, denn sie richtet sich nach dem Stande des Empfängers sowol wie des Schreibers und ihrer Beziehungen zueinander, sodaß der Nuancen unendliche sind, wie: Excellenz, frei zum König Zutritt Habender, Geehrter, Geadelter, Befreundeter, Bruder, Freund, Augenlicht u. s. w., und die richtige Auswahl darunter oft ebenso viel Zeit und Mühe kostet, wie der Brief selbst. Der Text beginnt mit endlosen Versicherungen der Freundschaft und Hochachtung in blumigem Stil, und erst zuletzt kommt, wie beiläufig, der Gegenstand, um den es sich handelt, zur Sprache. Am Schluß wird, mit dem Wort ælbæteh (sicherlich) anhebend, der Sinn des Schreibens kurz und bündig wiederholt und die Phrase beigefügt, „ich habe kein weiteres Anliegen". Der Name wird nie unterschrieben, sondern nur das Siegel beigedrückt.

Auch die äußere Form des Briefs hat ihre eigenthümlichen, streng zu befolgenden Regeln. Man falzt das Papier an den Seiten breit ein, fängt die Schrift tief gegen die Mitte des Blatts an und bemißt die Distanz der Zeilen so,

daß der mittlere Raum nicht hinreicht, sondern die Fortsetzung auf die beiden eingeschlagenen Ränder zu stehen kommt. Ferner verlangt die Eleganz, am Ende jeder Zeile einige Worte schräg übereinander hinaufzuschreiben. Ist der Brief fertig geschrieben, so wird er sorgfältig mit der Schere beschnitten, manchmal auch einer Ecke abgestutzt, welche Verstümmelung die Unvollkommenheit alles menschlichen Thuns andeuten soll. Dann wird er gerollt, geplättet und mittels eines gummirten Papierstreifens, an dessen Klebestelle das Siegel mit Tinte aufgedrückt wird, verschlossen. Die Adresse erfordert wieder dieselben Umständlichkeiten wie die Anrede.

Der König erläßt oft Handschreiben an die Würdenträger, man nennt ein solches dæste-chæt-mebärek (gesegnetes Handbillet); die zur Veröffentlichung bestimmten werden in der Hofzeitung abgedruckt. Verliert ein Würdenträger seine Stellung, so werden ihm die empfangenen königlichen Handbillets wieder abgefordert, zu welchem Zweck sich der Schah deren Absendung in seinem Journal genau notirt.

Wegen der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche, wie erwähnt, die persische Orthographie sowie die richtige innere und äußere Form der Briefe bietet, ist in jedem guten Hause eigens für die Correspondenz ein Mirza (scriba) angestellt. Hohe Personen engagiren noch einen mit den Regeln der Rechtschreibung besonders vertrauten Secretär, munschi genannt; wenn ein Minister oder Gouverneur einen Brief von Wichtigkeit schreibt, so richtet er von Zeit zu Zeit an den in einiger Entfernung sitzenden Munschi Fragen, wie: wird dieses Wort mit he hæwæs oder hutti (mit aspirirtem oder gewöhnlichem h) geschrieben? u. s. w. Die Zahl der guten Munschis ist übrigens sehr gering, und ausgezeichnete Leistungen in diesem Fach bahnen oft den Weg zu den höchsten Staatsämtern. Der jetzige Minister des Aeußern

Mirza Seyd Chan z. B. verdankt seine Stellung nur seiner Gewandtheit in der Orthographie (imlā).

Früher war der Stil (inschā) noch complicirter, der Wortschwall und die Anhäufung von Synonymen so groß, daß der eigentliche Sinn (mætlæb) fast ganz darunter verschwand oder nur mit vieler Mühe errathen werden konnte. Die berühmte „Anweisung zum Briefstil" selbst (das Inscha von Meihdi Chan) wird, weil das Buch so furchtbar mit arabischen Ausdrücken überladen ist, nur von wenigen Persern verstanden. In neuerer Zeit hat der jetzige Schah, welcher die bombastische Redeweise nicht liebt, sie vielmehr bei Gelegenheit lächerlich macht, vortheilhaft auf die Vereinfachung des Stils eingewirkt. Hauptsächlich ist die bessere Geschmacksrichtung den bekannt gewordenen Uebersetzungen von Briefen europäischer Monarchen zuzuschreiben, was daraus hervorgeht, daß man in den Briefen und Manifesten des Schah häufig Sätzen und Wendungen aus der Correspondenz Napoleon's, Nikolaus' I., Peter's des Großen und Karl's XII. begegnet.

Ich besitze noch mehrere Briefe und Stilübungen aus der guten alten Zeit, unter andern ein vom Minister des Aeußern an mich gerichtetes Billet; im Eingang wird von Nachtigallen, Frühling, Rosen, Narcissen, Freundschaft und Gewogenheit gesprochen; der Gegenstand jedoch ist der, daß der Freund (der Schreibende) einen cariösen Zahn hat und im Namen der Freundschaft und Einigkeit davon befreit zu sein wünscht. Schluß: „Natürlich werden Sie die Zange nicht vergessen."

Die berühmtesten Mirzas und Munschi kommen aus dem Flecken Täfrisch in die Hauptstadt, daher die meisten Staatssecretäre, Mustafis u. s. w. von dort gebürtig sind.

Die höchste Blüte der Kalligraphie und des Inscha wird im königlichen firman (Patent, Ordre) entfaltet. Unter dem

Abdruck des großen Staatssiegels steht das königliche Anagramm (tugre), dann folgt das Schreiben selbst. Auf der Rückseite befinden sich die Siegel der Minister und der Staatssecretäre. An den Rand schreibt der Schah eigenhändig „Sahhih est" (Es ist genehmigt). Eine solche Urkunde wird selbstverständlich in höchsten Ehren gehalten; man läßt die einzelnen Worte und die Ränder vom Vergolder mit Arabesken umgeben.

Die Arithmetik (ilme hæssäb, auch hindisi) zählt für gewöhnlich nicht zu den Gegenständen des Unterrichts oder des Studiums. Die mit der Comptabilität betrauten Staatssecretäre bedienen sich statt der arabischen Ziffern eines eigenen complicirten, sehr schwer zu controlirenden Zahlensystems, hæssäbe diwäni genannt. Krämer und Kaufleute machen von der bekannten Decimalmaschine (abacus) Gebrauch; sie besteht aus Kugeln, die, auf Drähte gereiht, Einheiten, Zehner, Hunderte u. s. w. repräsentiren. Neuerdings wurden jedoch durch den Unterricht der Mathematik am neuen königlichen Collegium sowie durch Uebersetzung des Lehrbuchs der Arithmetik und Algebra von Mirza Dschafer Chan mehr mathematische Kenntnisse verbreitet, und bei dem Talent der Perser für diese Wissenschaft steht zu erwarten, daß sie in wenigen Jahren allgemeinen Eingang finden wird.

Zu den Erfordernissen einer höhern Bildung gehört, nebst der Kenntniß des Gesetzes, der Sagen und der Poesie, ferner das Studium der Medicin (tibb), der Arzneimittellehre (karabädin), der Alchemie (kymia) und der Astrologie (nædschum).

Die Alchemie findet noch überall ihre zahlreichen Anhänger (kimiäger). In jeder Stadt treten Personen auf, welche Metalle umwandeln zu können behaupten und auch Producte ihrer Arbeit vorzeigen; Schwefel und Quecksilber spielen dabei die größte Rolle; das Streben geht dahin,

letzteres zu „fixiren". Viele büßen dabei Vermögen und Gesundheit ein und ertragen den Spott der Menge, ohne in ihrem Glauben erschüttert zu werden. Sie behaupten stets, so nahe am Ziele zu stehen, daß nur eine Kleinigkeit noch zur Vollendung fehle. In diesem Wahn werden sie leider durch die unreinen Präparate unterstützt, welchen oft Gold und Silber in kleinen Quantitäten beigemengt ist; bleiben ihnen nun dergleichen Stoffe als Residuum zurück, so lassen sie sich täuschen, indem sie das Educt für das Product nehmen. Auch von vielen Pflanzen glaubt man, daß sie die Metamorphose der Metalle befördern, besonders von solchen, deren Genuß die Zähne der Schafe gelb färbt. Deshalb sind die Berge des Elwend stets von Derwischen besucht, welche die geeigneten Kräuter sammeln. Sogar Derwische aus Indien machen eigens die weite Reise, um in diesem berühmten Gebirge zu botanisiren. Daß auch viel absichtlicher Betrug dabei mitunterläuft, versteht sich von selbst. Es erscheinen von Zeit zu Zeit Derwische aus Indien, welche sich für erfahrene Alchemisten ausgeben. Als geschickte Taschenspieler und Gaukler wissen sie immer etwas Gold aus dem Tiegel herauszuziehen und so den Leichtgläubigen große Summen zu entlocken. Auch den König und die Minister gelang es ihnen mehrmals zu täuschen. Wird der Betrug entdeckt, so verschwinden sie, um wieder andern Platz zu machen.

Gleichen Credits erfreut sich die Astrologie; der Glaube daran steht noch, wie in Europa im Mittelalter, in voller Blüte. Der munædschim (Astrolog) stellt das Horoskop (tāleh), bestimmt die glücklichen und unglücklichen Stunden einer Unternehmung (saat), sowie die Stunde und Minute, in welcher der König die Stadt verlassen oder in dieselbe einziehen soll. In dem Geschichtsbuch von Malcolm wird in Bezug hierauf eine interessante Anekdote erzählt.

Die englische Gesandtschaft war im Begriff die Stadt Schiraz zu verlassen. Da erklärten die Astrologen, nach der Constellation der Sterne sei die Stunde, das Thor zu passiren, nicht günstig. Allein die Gesandtschaft bestand wegen dringender Geschäfte auf sofortiger Abreise. Um nun seine Gäste nicht ins Unglück zu stürzen, ließ der Gouverneur die Stadtmauer durchbrechen, und die Engländer zogen ohne Unfall durch die Lücke.

Während der Belagerung Herats war ein Astrolog so glücklich gewesen, den Tag der Uebergabe vorher zu bestimmen, wofür ihm ein reiches Geschenk zutheil wurde. Die Sache verhielt sich indeß sehr einfach. Durch die schwebenden Unterhandlungen war die Uebergabe schon im Princip festgestellt; nun bestimmten die Astrologen, nach untereinander getroffener Verständigung, verschiedene Tage, von denen natürlich einer der rechte sein mußte.

Die Sternkundigen bedienen sich der Tafeln (sitsch) des berühmten Astronomen Chadsche Nässir aus Märageh, der sogenannten Tafeln des Ilchani, und der des italienischen Astronomen Cassini zur Bestimmung des Jahrsanfangs (nauruz), des Eintritts der Jahrszeiten (fass'l), der Sonnen- und Mondfinsternisse (kæschuf-e-äftäb u mäh), desgleichen zur Abfassung der Ephemeriden und des Almanachs (taḳwim), welcher jährlich lithographirt wird und nach alter Weise auch die Empfehlung derjenigen Tage enthält, an welchen es gut ist, zur Ader zu lassen, zu baden, zu heirathen u. s. w. Der Zeitpunkt, wo der Mond sich dem Sternbild des Skorpions nähert (kæmer dar ægræb), wird als ungünstig für irgendeine neue Unternehmung angesehen. Zu ihren Beobachtungen benutzen die Astronomen das Astrolab und einen Quadranten.

Für die Zeitrechnung (tärich), besonders bei Bestimmung der religiösen Feste und selbst im bürgerlichen Kleinverkehr,

gelten die zwölf arabischen Mondmonate und das Mondjahr der Hedschireh. Zur Bestimmung des religiösen Monatsanfangs ist es unerlaßlich, daß der Neumond gesehen werde, daher oft Zweifel entstehen, welcher Tag der erste oder der zweite des Monats sei. Im Jahre 1858 campirten wir in einem engen Thal und feierten daselbst das Opferfest, als die Nachricht eintraf, in der Hauptstadt habe das Fest schon einen Tag früher stattgefunden, weil bei dem weitern Horizont der Mond dort um so viel eher gesehen worden war. Der Tag beginnt mit Sonnenuntergang; letzterer gilt auch als Anfang für die Stundenzählung; man sagt also z. B. drei Stunden vor, drei Stunden nach Sonnenuntergang u. s. w. Dies macht ein stetes Reguliren der Uhren nöthig, zu welchem Behuf auch die einzuschaltenden Secunden für jeden Tag im Kalender verzeichnet sind. Der einzige Vortheil dieser Stundenzählung besteht darin, daß in einem Lande, wo die Abenddämmerung sehr kurz währt, der Reisende oder der Arbeiter jederzeit weiß, wie viel Reise- oder Arbeitsstunden ihm noch vom Tage übrig sind.

In den Städten trifft man auch einzelne Gelehrte, meist unter den Priestern, welche ein paar Abhandlungen von griechischen Philosophen, von Aristoteles (Aristu), Plato (Iflatun), oder aus Euklid's Algebra und Gleichungen (dschæbr u mækābil) in arabischer Uebersetzung gelesen haben. Sie lassen sich gern mit dem Europäer in philosophische und metaphysische Disputationen ein, insbesondere über Selbstbestimmung und freie Wahl, jedoch nicht ohne die vorherige Reservation, daß die geheiligte Lehre (der Koran) in allen diesen Fragen bereits endgültig entschieden habe, und daß sie nur die Ansichten des Europäers darüber hören wollten.

Diejenigen, welche sich dem Priesterstand widmen wollen, begeben sich nach beendeten Vorstudien in die Madrasses

(öffentliche Seminarien), in welchen sie Wohnung, Bücher, Kost und aus dem Stiftungsvermögen eine kleine Pension erhalten. Doch genießen die zahlreichen inländischen Madrasses keines besondern Rufs, weshalb viele Perser die Schule zu Kerbelah bei Bagdad besuchen, um sich für den höhern Priesterstand (itschtëhad) vorzubereiten. Die Disciplinen, welche sie studiren, sind: Grammatik und Syntax (nahw u særf), Rhetorik (el maanæwi wa-l-bayan), Prosodie (arus), Logik (mæntik), Theologie (tauhid), Auslegung des Korans (tæfsir), die Traditionen (hadis), Jurisprudenz (el-fikh), Arithmetik (el hæsab) und Algebra.

Gegen früher hat die Bildung im ganzen an Extensität zu-, an Intensität aber abgenommen. Es gibt jetzt mehr Leute, welche lesen und schreiben können, sehr wenige aber, die ernstlich dem Streben nach wissenschaftlichem Fortschritt huldigen; außer einigen sophistischen Thesen über religiöse Dinge wird nichts Neues geschrieben. Perser selbst gestanden mir, wenn hier und da ein Mula aus Buchara nach Teheran komme, setze er alle Schriftgelehrten Persiens in Verlegenheit, da er sie, obgleich ein Suni, in Kenntniß der arabischen Sprache und in den humanistischen Zweigen der Bildung weit übertreffe.

Zu erwähnen wäre noch, daß fast alle im Lande lebenden Armenier ihre kleinen winkeligen, und ebenso die Chaldäer ihre großen quadratischen, den hebräischen ähnlichen Lettern sehr elegant zu schreiben verstehen. Die Kinder der erstern werden in den Schulen der Keschischs (Geistliche) unterrichtet, die der letztern von den Missionaren der amerikanischen Methodisten in Selmas und der katholischen Lazaristen in Urumieh. Die in Persien lebenden Juden schreiben das Persische mit hebräischen Buchstaben.

Die Perser haben Talent zum Zeichnen und Malen; viele würden bei gutem Unterricht Erkleckliches darin leisten.

Porträtähnlichkeit treffen sie leicht, doch mangelt ihnen alles Verständniß der Perspective, sodaß sie nicht im Stande sind, besonders im Gebiet des Landschaftlichen, ein perspectivisch richtiges Gemälde von einem schlechten Machwerk zu unterscheiden. Der Schah selbst zeichnet recht gut, wenigstens richtiger als die meisten andern einheimischen Künstler. Er besoldet einen eigenen Hofmaler (nækäsch bäschi), von dem er öfter sein Porträt malen läßt. Da es ihm jedoch an Zeit zu langen Sitzungen gebricht, so wartet er gewöhnlich nur bis der Künstler den Schnurrbart vollendet hat, die Aufgabe, das Gesicht daranzuhängen, ihm allein überlassend; als Büste wird stets die von Kaiser Nikolaus I. copirt, welche dem Schah besonders wohlgefällt. In gleicher Weise beschäftigt er auch einen russischen Maler aus dem Kaukasus. Es darf daher nicht befremden, wenn die Formen etwas kolossaler gerathen, als sie in Wirklichkeit sind.

Während meines dortigen Aufenthalts befahl der Schah, eine Bildergalerie nach europäischem Muster einzurichten; es wurde ein großer Saal ausgeräumt und die vorzüglichen Porträts der Königin Victoria und ihres Gemahls, des Kaisers Nikolaus, Ludwig Philipp's, Napoleon's u. s. w., welche sich als Geschenke von den betreffenden Höfen im Schlosse vorfanden, darin aufgehangen. Da sie aber zur Bedeckung aller vier Wände nicht hinreichten, wurden aus dem Bazar berliner farbige Lithographien: „Badende Mädchen" und dergleichen, angekauft und die Lücken damit ausgefüllt. Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Swoboda in Oel gemalte Porträt einer pariser Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kär-e-Rafaïl) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch sei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt."

Andere schöne Künste werden fast gar nicht getrieben.

Der Perser liebt zwar über die maßen Gesang, Musik und Tanz, hält es aber nicht für schicklich, als freier Mann diese Künste selbst zu üben, sondern will sie nur für Entgelt von andern sehen und hören. Bei öffentlichen Festen, Wettrennen, Hochzeiten u. s. w. werden Künstler gemiethet, welche durch ihre Productionen das Publikum oder die Gäste unterhalten müssen. Sie singen meist einige Lieder von Hafis oder Strophen aus Ferdausi, mit dem oft wiederholten Refrain: „Dād bi dād, amān amān amān.“ Gute Sänger sind sehr geschätzt und werden hoch honorirt. Man rühmte mir besonders einen Sänger mit den Worten: „Wenn er singt, läßt sich ein Bulbul auf seine Schultern nieder.“ An Instrumenten dienen zur Begleitung eine Art Guitarre (tār) und eine Zither (kentār). Der beste Tarspieler in Teheran heißt Ali-ekber. Europäische Musik ist dem Orientalen völlig unverständlich, ja ein Greuel, und die Anekdote, daß ein Orientale das Stimmen des Orchesters für die Ouverture hielt, ist gewiß buchstäblich zu nehmen. Sah ich doch selbst eine hochgestellte Person, weil die Tasten, welche sie anschlug, tönten, in Entzücken darüber ausbrechen, daß sie das Piano spielen könne. Weder die Zeit noch ein längerer Aufenthalt in Europa kann hierin eine Aenderung hervorbringen. Wie bestimmt er es auch in Abrede stellen mag, jede Oper wird den Perser langweilen; und doch rühren ihn heimische Weisen bis zu Thränen.

Tänze (raks) werden in den Harems von gemietheten Frauen und Sklavinnen ausgeführt; in öffentlichen Cirkeln der Männer sind es unbärtige Jünglinge, welche, als Frauen gekleidet, durch ihre obscönen Stellungen und wirbelnden Bewegungen das Publikum ergötzen. Die Tänze mit Castagnetten gleichen der italienischen Tarantella. Sänger und Tänzer gelten für Leute, die es mit den Vorschriften der Religion und Sittlichkeit nicht genau nehmen, namentlich

das Verbot von Wein und andern Spirituosen als nicht für sie vorhanden ansehen, in welchem Betracht man sie mit den Lutis in eine Kategorie zu stellen pflegt. Die meisten Tänzerinnen sind vom Stamme der Susmani und kommen aus der Umgegend von Kirmanschah in Kurdistan. Die Honorare für dergleichen Productionen übersteigen oft alle Vorstellung; außer mit bedeutenden Geldsummen belohnt man die Künstlerinnen auch noch mit kostbaren indischen Shawls. Eine Sängerin in Kairo erntete bei jedesmaligem Auftreten 100 Pfd. St. In Sachen der Liebe und in der Belohnung von Sang und Tanz kennt der Orientale keine Sparsamkeit.

IX.

Versuche zur Einführung der europäischen Civilisation.

Instructoren der Armee. Engländer und Franzosen. Reformbestrebungen des Emir Nizam. Berufung der Oesterreicher. Unsere Reise. Ankunft in Teheran und ungünstige Auspicien. Sturz und Tod des Emir. Gründung der Militärschule und der Lehranstalt für Medicin. Meine Lehrthätigkeit. Die Polyklinik. Meine Lehrbücher der Anatomie und der Chirurgie. Operationen. Mein Plan zu einem Spital. Die Ausführung. Meine Sanitätsinstruction für Offiziere. Persische Studirende der Medicin in Paris. Leprosenhäuser. Der Geniehauptmann Zatti. Der Mineur Czarnotta. Baron Gumoëns. Colonel Matrazzo. Der Artilleriehauptmann Krziz. Der Cavalerieoffizier Nemiro. Unser Abschied. Gespräch mit dem Schah. Französische Mission unter Commandant Brognart.

Während des englisch-persischen Kriegs rief der Schah einmal voll tiefen Unmuths aus: „O hätte doch nie ein Europäer seinen Fuß in mein Land gesetzt, dann wären uns alle die Quälereien erspart worden; da die Fremdlinge aber nun leider eingedrungen sind, will ich sie wenigstens so viel und so gut als möglich benutzen!“ In diesen Worten liegt der Schlüssel aller Maßregeln, welche er zur Verbreitung europäischer Bildung ergriffen hat; er fühlt den Druck der Großmächte auf sich lasten und strebt danach, sie mit ihren

eigenen Waffen zu bekämpfen. Das erste, was in dieser Richtung geschah, war, daß man durch europäische Instructoren die Armee bilden und die Kriegswerkzeuge verbessern ließ. Erst in der neuesten Zeit wurde die Nothwendigkeit erkannt, auch einiges von den Künsten des Friedens einzuführen, und zwar weil die inländische Industrie in höchster Gefahr stand, durch die wachsende Concurrenz fremder Erzeugnisse gänzlich vom Markt verdrängt zu werden. Bei der schnellen Auffassungsgabe des Persers und seinem praktischen Sinn konnte es, trotz der in religiösen Vorurtheilen wurzelnden Abneigung gegen die Ideen des Auslands, nicht fehlen, daß europäische Bildung sich einigen Eingang verschaffte; ja man kann behaupten, wenn Persien, wie die Türkei, an Europa grenzte, wäre es schon fast im vollen Besitz der abendländischen Civilisation.

Einen Umstand darf man freilich nie aus dem Auge verlieren, daß nämlich Künste und Wissenschaften in Persien keinen jungfräulichen Boden finden. Das Land trägt bereits einen ganz bestimmten Charakter, welchen ihm seine nationalen Dichter des Mittelalters, deren Einfluß noch mächtig fortwirkt, aufgeprägt haben. So schwer es diesen ihrerzeit geworden, sich an die Stelle der Griechen: eines Plato, Aristoteles, Ptolemäus, Euklides, Hippokrates, Galenus zu setzen, ebenso schwierig ist es, die Bildung des heutigen Persien in andere Bahnen zu leiten; denn man glaubt die menschliche Erkenntniß zum Abschluß gebracht und keines Fortschritts mehr bedürfend. Irrthümlich dagegen ist die Annahme, daß der bekannte Satz: „Alles Wissenswerthe ist im Koran enthalten“, in Persien den Stein des Anstoßes bilde. Der Koran ward hier nur der Form nach angenommen, er drang nie in Mark und Blut des Volks und war daher der Bildung weder förderlich noch hinderlich; die Gelehrten und Dichter wußten immer davon Umgang zu nehmen, sie legten

höchstens eine formelle Verwahrung ein, wo ihre Ideen mit jenen „des göttlichen Worts“ nicht übereinstimmten.

Der als Reformator berühmte Abbas Mirza, Sohn des Feth Ali Schah, nahm mit Bewilligung der englischen Regierung einige englische Offiziere als Instructoren der Armee in seinen Dienst. Daß es meist tüchtige und ihrer Aufgabe vollkommen gewachsene Männer waren, dafür sprechen die Namen eines Colonel Shiel und eines Rowlinson, welche beide später als Botschafter ihr Land am persischen Hofe vertraten. In der That ist das wenige von Disciplin, was sich noch in einigen persischen Regimentern besonders in der Artillerie erhalten hat, auf ihre Bemühungen zurückzuführen. Gleichzeitig wurden mehrere junge Perser nach England geschickt, um dort ihre Studien zu machen. Einer derselben, Mirza Baba, ward nach der Rückkehr Leibarzt Mehmed Schahs; ein anderer, Mirza Dschafer Chan, schrieb ein gutes Lehrbuch der Arithmetik und Algebra und bekleidete zweimal den persischen Gesandtschaftsposten in London. Allein als unter der Regierung Mehmed Schahs und seines den Russen ergebenen Veziers Hadschi Mirza Agassi die Verwickelungen mit Herat eintraten, quittirten die englischen Offiziere den Dienst. Statt ihrer berief man mehrere Franzosen ins Land, worunter auch der Sartip (General) Ferrier, der sich später durch sein Buch über Afghanistan bekannt gemacht hat. Bei der Planlosigkeit der damaligen Regierung dienten die Europäer jedoch nur zur Schau, etwa wie Elefanten und Giraffen; sie bezogen zwar ansehnliche Gehalte, ihre Dienste aber wurden nie in Anspruch genommen, und so ist, einige Anekdoten abgerechnet, kein Andenken an sie zurückgeblieben. Eine Ausnahme machte nur Dr. Ernest Cloquet, der sich stets durch Biederkeit des Charakters und besonders in den ersten Jahren durch sein wissenschaftliches Streben auszeichnete. Als tüchtiger Operateur ward er vom

Schah zum Leibarzt ernannt, und selbst als mit dem Tode Mehmed Schah's sämmtliche Europäer, weil man sie für nutzlose Brotesser ansah, die überdies aus Mangel an Beschäftigung allerlei Händel und Processe mit der Regierung suchten, aus dem Dienst entlassen wurden, bestätigte man ihn, wenn auch erst nach mannichfachen Schwierigkeiten, in seinem Amt. Mehrere persische Jünglinge, die um diese Zeit zu ihrer Ausbildung nach Paris gingen, brachten nichts als dürftige Kenntniß der französischen Sprache von dort heim.

So lagen die Verhältnisse, als im Jahre 1850 der damalige Großvezier Mirza Taghi Chan Attabek, genannt Emir Nizam, den Entschluß faßte, in Teheran eine Militärschule nach europäischem Muster zu errichten und damit eine Lehranstalt für Medicin zu verbinden, an der sowol Militär- als Civilärzte gebildet werden sollten. Ungeachtet bitterer Erfahrungen und der entschiedensten Abneigung gegen jeden fremdländischen Einfluß hatte er sich doch überzeugt, daß ohne Heranziehung europäischer Lehrkräfte das Ziel nicht zu erreichen sein würde. Er war ein seltener Mann, der das in Persien sonst unbekannte Beispiel eines Patrioten darbot, da der Fortbestand und die Entwickelung des persischen Staats ihm aufrichtig am Herzen lag. Wirklich gelang es ihm während seiner kurz zugemessenen Verwaltung die verwickelten Verhältnisse und die zerrütteten Finanzen zu regeln, den Nepotismus mit seinen vielen Pensionen und unnützen Besoldungen zu beschränken, die Armee zu reorganisiren und zu bewaffnen, die Erpressungen in den Provinzen und die Willkür der Gouverneure zu mäßigen, die Sicherheit der Wege und des Eigenthums herzustellen, endlich die Prätendenten zu Paaren zu treiben und die in mehrern Provinzen ausgebrochene Revolution daniederzuschlagen. Für Hebung der Population besorgt, führte er, um den Verheerungen der Blattern Schranken zu setzen, im ganzen Lande die Impfung

ein; er ließ eine Instruction aus dem Englischen übersetzen, lithographiren und vertheilen; er schickte Impfärzte mit guter Bezahlung in die verschiedenen Provinzen.

Seiner Absicht nach sollten die zu berufenden Lehrer den politischen Verhältnissen des Landes möglichst fernstehen, damit sie sich mit ungetheiltem Interesse ihrer Lehrthätigkeit widmeten. Deshalb nahm er von den Russen und Engländern wie von den Franzosen Umgang, und schickte einen ihm ganz ergebenen, sehr achtbaren Mann, Mirza Däwud Chan, einen Armenier, nach Wien, um dort die geeigneten Kräfte anzuwerben. Binnen kurzem gewann derselbe die österreichischen Offiziere: Hauptmann Zatti für das Geniewesen, Hauptmann Gumoëns für die Infanterie, Oberlieutenant Krziz, jetzt pensionirter k. k. Major, für die Artillerie, Oberlieutenant Nemiro für die Cavalerie. Für das Montanisticum wurde Hr. Carnotta engagirt, und durch gütige Verwendung der wiener Professoren von Dumreicher und Dietl fiel auf mich die Wahl als Lehrer der Arzneiwissenschaft. Da die kaiserliche Militärbehörde bei dem Mangel einer directen diplomatischen Vertretung Oesterreichs in Persien unliebsame Verwickelungen besorgen mochte, wurde den Herren Offizieren vor ihrer Abreise eröffnet, daß man ihre Unternehmung als reine Privatangelegenheit ansehe; es bleibe ihnen zwar vorbehalten, nach der Zurückkunft in ihre respectiven Chargen wieder einzutreten, bis dahin jedoch hörten sie auf, zur kaiserlichen Armee zu zählen.

Dieser Zwitterzustand war, wie jede halbe Maßregel, für die ganze Expedition — der Name Mission würde nicht passen, weil jeder auf eigene Hand zu wirken hatte — unheilbringend, indem er die Offiziere des nöthigen Stützpunkts beraubte. Die österreichische Regierung brauchte sich nicht im geringsten weiter um sie zu kümmern, und hat auch in der That nicht ein einziges mal weder direct noch indirect

über das Befinden ihrer Landeskinder in Persien Erkundigung eingezogen, was äußerst schädlich auf unsere Verhältnisse und Stellungen einwirkte; denn man ist gewohnt, daß z. B. die französische Regierung von Zeit zu Zeit Anfragen über ihre dort bediensteten Angehörigen ergehen läßt und dieselben durch Ordensverleihungen oder andere officielle Auszeichnungen in den Augen des fremden Hofs zu heben sucht. Diese Vernachlässigung stempelte uns von vornherein zu Parias, welche nur des Brotverdienstes wegen in die Fremde gingen. Außerdem schadete es unsern Offizieren, daß sie zu bescheiden waren, sich einen höhern militärischen Rang beizulegen, da in Persien jeder junge Mann von gutem Hause wenigstens als Major oder Obrist in die Armee tritt.

Wir begaben uns im August 1851 nach Konstantinopel; dort rasteten wir einige Tage und setzten dann unsern Weg von Trapezunt aus mittels Karavane über Armenien fort. Mit den vielen Ungemächlichkeiten einer solchen Reise nicht vertraut, litten wir ungemein, zumal wir versäumt hatten, einen Dolmetscher mitzunehmen und daher, ohne Kenntniß der Sprache, auf Zeichen und die wenigen einstudirten Worte angewiesen waren. Ferner begingen wir den Fehler, uns nicht mit gehörigem Schutz weder gegen die intensiven Sonnenstrahlen des Tags noch gegen die empfindliche Kälte der Nacht zu versehen; wir badeten nach europäischem Gebrauch in jedem Bergstrom, an dem wir vorbeikamen, was in diesen Klimaten unvermeidlich schwere Krankheiten nach sich zieht und bekanntlich Alexander dem Großen fast das Leben kostete. Infolge dessen erkrankten mehrere unserer Expedition, worunter auch ich, am Wechselfieber. Meine Leidensgenossen behandelte ich mit Chinin und sistirte oder milderte wenigstens dadurch ihre Leiden; an mir selbst aber war ich nicht im Stande eine Diagnose zu machen, denn

viele in den medicinischen Lehrbüchern angeführte Symptome des Fiebers fehlten; ich hatte nur hier und da bald Hitze, bald einen flüchtigen unregelmäßigen Schauer, doch keinen Schweiß, dagegen nahmen Mattigkeit und Mangel an Appetit in einem Grade zu, daß ich apathisch dem nahen Tod entgegensah. In diesem Zustand mußte ich gleichwol reitend Tag für Tag dem Zuge folgen, denn zurückzubleiben war unmöglich. Endlich, vier Stationen vor Teheran, übermannte mich die Schwäche vollständig; ich sank vom Pferde und schlief auf dem Felde ein. Der Führer hielt in einiger Entfernung mit den Thieren. Etwa nach einer Stunde erwachte ich und ließ mich wieder auf das Pferd heben. Abends an der Station angekommen, ward ich erst gewahr, daß mir 40 Imperiales, die ich bei mir getragen, fehlten; sie mußten mir während der Lethargie entwendet worden sein. Meine Gefährten drangen in mich, ich möge strenge Durchsuchung anstellen; allein ich gab ihnen, wie ich mich erinnere, zur Antwort: „Ich zweifele, daß ich lebend in Teheran ankommen werde, brauche also kein Geld; sollte aber meine Vermuthung sich nicht bestätigen, so werde ich dort verdienen, soviel ich bedarf."

Am 24. November 1851 langten wir in Teheran an. Der Empfang war kalt; niemand kam uns zur Begrüßung entgegen, und bald erfuhren wir, daß die Scene sich inzwischen sehr zu unserm Nachtheil verändert hatte. Einige Tage vor unserer Ankunft war nämlich der Emir infolge von Palastintriguen, besonders von seiten der Königin-Mutter, einer erbitterten Gegnerin seines energischen Strebens nach Fortschritt, in Ungnade gefallen. Der unzeitige Schutz, den ihm eine europäische Gesandtschaft aufdrang, gab seinen Feinden, obgleich er ihn consequent zurückwies, weitere Waffen in die Hand, um ihn vollends ins Verderben zu stürzen; er wurde im Schlosse Fin, nahe bei Kaschan, gefangen gehalten

und zwei Monate später auf königlichen Befehl hingerichtet.*) Als er unsere Ankunft vernahm — es war am zweiten Tage seiner Haft — berief er den inzwischen auch aus Europa wieder eingetroffenen Mirza Däwud Chan zu sich und sagte ihm: „Auf meine Veranlassung sind die armen nemse (Deutschen) hierhergekommen; ich würde zu ihrer Zufriedenheit für sie gesorgt haben, wäre mir die Macht geblieben. Nun fürchte ich, daß es ihnen schlecht gehen werde. Suche du nach Kräften ihr Los zu erleichtern.“ So unglückliche Auspicien waren es, unter denen die Expedition ihren Einzug hielt! Der Emir sah richtig voraus, daß wir unsere Aufgabe weder in seinem noch unserm Sinn würden erfüllen können.

Mirza Agha Chan, genannt Sader-Azam, der neue Großvezier, war ein Intriguant sondergleichen und jedem Fortschritt, insbesondere jeder Schöpfung seines Vorgängers, principiell feindlich gesinnt. Er wollte die Errichtung einer Schule nach europäischem Muster verhindern, und da man contractlich gewisse Verpflichtungen gegen uns eingegangen war, versuchte er es, uns durch eine Entschädigung abzufinden, womit er um so eher zu reussiren glaubte, da auch der damalige englische Gesandte, Colonel Justin Shiel, der mit mehrern italienischen Emigranten wegen der uns zugesagten Stellen in Unterhandlung stand, unsere Mission nicht begünstigte. Diesen Planen trat jedoch der Schah entgegen, welcher die Anordnungen des Emir, seines Wohlthäters und Lehrers, nicht fallen lassen wollte. Den Befehl zu dessen

*) Da ihm von seinem Henker, einem frühern Schützling, die Wahl der Todesart freigestellt worden war, ließ er sich im Bade die Adern öffnen. Ich besuchte im Jahre 1859 dieses Badezimmer und fand noch an den Stellen der Wand, wo sich die Blutspuren befunden hatten, den Kalk abgeschürft; niemand nahm sich die Mühe, durch einen neuen Anwurf die Lücken auszugleichen.

Hinrichtung legte er als Act der Nothwehr aus, indem das Ansehen des Emir so hoch gestiegen war, daß nur er vom Volk gekannt und gefürchtet wurde, die Autorität des Königs aber ganz in den Schatten trat. Allerdings mochte die Besorgniß nicht ungegründet sein, daß trotz der Ergebenheit und Uneigennützigkeit des Emir derselbe mit der Zeit durch die Verhältnisse dahin getrieben worden wäre, die Rolle eines Usurpators zu spielen. Dergleichen Beispiele finden sich in der persischen Geschichte ziemlich häufig, und gerade um dieselbe Zeit war der Vezier von Herat auf ähnliche Weise zum Chanat gelangt.*)

Man beschloß daher, uns zu dulden. Wir wurden in einer öffentlichen Audienz vom König gnädigst empfangen, besonders zeigte er großes Interesse an den mitgebrachten Instrumenten und Apparaten, welche er sich durch einen Dolmetscher erklären ließ. Allein der Minister wußte es zu verhindern, daß wir die üblichen Ehrenkleider (chalat) erhielten; auch die Wohnung und Kost, welche uns als Gästen zukam, war unserm Range nicht entsprechend.

Auf Befehl des Schah trat eine Commission zusammen, um über die Statuten der Schule zu berathen. Durch Dolmetscher verständigte man uns über den Gang der Verhandlungen. Dieselben drehten sich um die wichtige Frage des Brückenbaus, obwol das Land keinen einzigen namhaften Fluß besitzt und die Schüler kaum über das Einmaleins

*) Als ich später viel um den König war, konnte ich bemerken, daß er geflissentlich jede Erwähnung des Emir vermied. Nur einmal fragte er mich, ob ich denn nie von dem Emir habe sprechen hören. Ich antwortete ausweichend, worauf er nur die Worte sprach: „Adem-e-sæcht bud!“ (Er war ein harter Mann!) und sogleich das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkte. Seinem Sohn war er jedoch sehr gnädig; er hielt ihn zwar fern vom Hof, übertrug ihm aber Aemter und Würden.

hinaus waren; ferner um die noch wichtigere Frage, welche Decoration man für die Schüler einführen sollte. Unsere Meinung in Bezug auf den Unterrichtsplan zu hören, fiel niemand ein, denn dies hätte dem Stolz des Persers widerstrebt. Endlich kam man überein, jedem Lehrer solle eine Anzahl Schüler behufs ihrer völligen Ausbildung übergeben werden; nur den Unterricht in der französischen Sprache solle ein besonderer Lehrer, Richard, ein sehr achtbarer Franzose, ertheilen. Zum Director der Schule wurde ein gelehrter Perser, Mirza Rezy Kuli, ernannt, während dem Kriegsminister und ersten Adjutanten des Königs (adjutān bāschi), einem Kurden Namens Aziz Chan, die Oberinspection anheimfiel.

Bei dem Mangel an den nöthigsten Vorkenntnissen hätten die Schüler erst gemeinschaftlich in den Elementargegenständen unterrichtet werden müssen. Freilich wären wir dadurch in die unangenehme Lage versetzt worden, mehrere Jahre unbeschäftigt zu bleiben und unsern Feinden Anlaß zu der Beschuldigung zu geben, daß wir gleich andern unser Brot umsonst äßen. Da übrigens unsere Schüler aus guten Häusern waren und meist fertig lesen und schreiben konnten, auch sich auf ihre Poeten und etwas arabisch verstanden, so beschlossen wir, die Elementarstudien überspringend oder nach Umständen selbst nachhelfend so gut es gehen werde, mit unserm Unterricht zu beginnen.

Mir wurde die Aufgabe, meinen Schülern, vierzehn an der Zahl, die gesammte Medicin vorzutragen. Ich verstand kein Wort persisch, meine Schüler ebenso wenig französisch. Anfangs versuchte ich es, mich zu den Vorträgen eines Dolmetschers zu bedienen; es schien zu gelingen, denn er übersetzte, obwol der französischen Sprache nur unvollkommen mächtig, stets sehr geläufig; nur befremdete mich, daß er oft, wenn ich einen kurzen Satz gesagt, ziemlich lange sprach.

Bald kam ich jedoch dahinter, daß er mich gar nicht verstand, sondern den Schülern die falschen Lehren der persischen Bücher beibrachte, die ich später die größte Mühe hatte, wieder auszurotten. Da warf ich mich denn, trotz der Acclimatisationskrankheiten, an denen ich in den ersten zwei Jahren litt, der Wechselfieber und Dysenterien, die mich fast an den Rand des Grabes brachten, mit allem Eifer auf das Studium der persischen Sprache; ich suchte die technischen Ausdrücke in verschiedenen Wörterbüchern auf, und indem ich sie durch Zwischenworte verband, gelangte ich nach sechs Monaten dahin, mit Hülfe der Finger, Zeichen, Zeichnungen und Präparate einen, wie ich glaube, ziemlich verständlichen Cursus zu geben. Wenigstens schließe ich dies aus den Aufzeichnungen meiner Zuhörer, welche ich in spätern Jahren berichtigte. Ich hatte mir ein vollständiges Skelet*) sowie mehrere getrocknete, injicirte und andere in Weingeist aufbewahrte Präparate aus der Heimat mitgebracht, und meine Schüler überwanden das Vorurtheil, durch Anfassen der Knochen werde man gesetzlich unrein (nædschis), so gründlich, daß sie selbst behufs des Studiums Schädel aus den Gräbern holten. Ueberhaupt machten die meisten von ihnen, der Mangelhaftigkeit aller Einrichtungen und der sprachlichen Hindernisse ungeachtet, in der ersten Zeit überraschende Fortschritte; leider jedoch erkaltete ihr Eifer ebenso rasch. Das liegt eben im Charakter des Orientalen; er faßt und begreift leicht, wähnt sich aber schon nach den ersten Schritten an der Grenze des Wissens angelangt und läßt dann schlaff die Arme sinken. Der anhaltende Fleiß, das nulla dies sine linea sind ihm unbekannte Dinge. Rechnet

---

*) Das schön zusammengefügte Skelet war lange ein Gegenstand der Neugier. Der Schah und die Großen versäumten nie, wenn sie die Schule besuchten, es sich von mir zeigen zu lassen, und richteten dabei stets eine Menge Fragen an mich.

man hierzu, daß wegen der maßlos vielen Ferien kaum hundert Lehrtage aufs Jahr kamen, daß die Zöglinge von den Obern nicht nach Verdienst, Fleiß und Fähigkeiten belobt, sondern nach Familie, Protection und körperlicher Schönheit — begünstigt wurden, daß einzelne, obgleich kaum den Kindesjahren entwachsen, neben Unterricht, Bücher und Frühstück noch Stipendien von 50—200 Dukaten jährlich bezogen und bereits ein oder mehrere Weiber hatten: so wird man mir glauben, wie meine anfänglichen Erwartungen von den Resultaten meiner Wirksamkeit immer tiefer herabgestimmt wurden.

Es konnte nicht von mir beabsichtigt sein, vollkommene Aerzte zu bilden, dazu reichte weder meine Kraft noch das vorhandene Material aus; ich wollte nur meinen Schülern eine gute Grundlage in der Medicin und Naturforschung geben, sie mit den unerlaßlichsten chirurgischen Hülfsleistungen bekannt machen und sie dadurch befähigen, entweder selbst ihre Studien fortzusetzen oder weitere Ausbildung in Europa zu suchen. Als Lehrmittel dienten mir nebst den Vorträgen und den Unterweisungen bei Gelegenheit meiner Praxis 1) die Poliklinik; 2) mehrere theils von mir übersetzte, theils in persischer Sprache verfaßte Bücher; 3) ein auf meine Veranlassung errichtetes Spital.

1) Den Vorlesungen waren zwei Stunden täglich gewidmet. Nach Beendigung derselben kamen viele Patienten zu mir; ich unterwies meine Schüler in deren Aufnahme und in den Handgriffen bei kleinen Operationen. Alsdann begleiteten sie mich bei meinen Krankenbesuchen in der Stadt; sie assistirten mir in größern Operationen, und wurden so mit der Blutstillung und mit der Behandlung anderer Zufälle bekannt. Später ließ ich sie kleine Operationen zuerst in meiner Gegenwart und dann allein ausführen; selbst bei einigen Amputationen konnte ich sie selbständig agiren lassen.

Einer meiner Zöglinge, Mirza Abdul-Ali, jetzt in Täbris ansässig, steht im Rufe eines guten Operateurs; Steinschnitt und sonstige lebensgefährliche Operationen sind ihm bereits mehrfach gelungen.

2) Behufs gründlicher Erlernung der persischen Sprache las ich auch die vorhandenen medicinischen Werke. Dies setzte mich in den Stand, selbst ein Lehrbuch der Anatomie und eins der Chirurgie in der Landessprache niederzuschreiben. Das Lehrbuch der Anatomie enthielt nur die Anfangsgründe, meine Sprachkenntniß war, als ich es schrieb, noch zu ungenügend; überdies schien mir auch ein tieferes Eingehen aus dem Grunde nutzlos, weil das bestehende religiöse Vorurtheil mir nicht gestattete, Sectionen zu machen, selbst nicht an Verbrechern. Nur einmal, während der massenhaften Hinrichtungen der Babis, einer Communistensekte, welche sich eines Attentats auf den Schah schuldig gemacht hatten, stellte man das Ansuchen an mich, die Cadaver der Hingerichteten zu seciren, damit sie noch nach dem Tode geschändet würden. Ich hatte jedoch keine Lust, als Werkzeug der Rache zu dienen und den Haß einer ganzen Sekte auf mich zu laden. So behalf ich mich beim anatomischen Unterricht mit Sectionen an Thieren, mit Bildern und Präparaten. Weit gründlicher und ausführlicher verfaßte ich später das Lehrbuch der Chirurgie in zwei Bänden mit einem Anhang über Augenkrankheiten. Hier stand mir außerordentlich reiches, durch Erfahrung gewonnenes Material zu Gebote, denn ich habe allein hundertachtundfunfzigmal den Steinschnitt gemacht, und es verging kein Tag, wo nicht eine oder mehrere, namentlich Augenoperationen vorkamen. Hauptsächlich der gesunden und frischen Luft schreibe ich es zu — denn ich unternahm alle Operationen unter freiem Himmel und ließ die Operirten nie im Zimmer, sondern unter Verandas und Bäumen lagern —, daß mir die meisten Curen glückten und die Zahl

der Unfälle verhältnißmäßig gering war. Bei plastischen Operationen konnte ich sicher auf rasches Ankleben der Ränder rechnen. In meinem Lehrbuch der Chirurgie folgte ich im ganzen dem Plane von Chelius, doch machte ich auch viele eigene Zusätze, so über den Aleppo-Knoten, über die Gangraena endemica (schākagulus), den Medinawurm, Lepra u. s. w. Den Kapiteln über Beinbrüche und Verrenkungen sind einige wohlgelungene Zeichnungen beigefügt.*)

3) Im dritten Jahr meines Aufenthalts setzte ich es nach großen Mühen endlich durch, daß ein Spital für kranke Soldaten außerhalb der Stadt erbaut werden sollte. Bis dahin waren die Kranken in den dunkeln, kellerartigen Kasernen verblieben, sodaß bei dem im Winter häufig grassirenden exanthematischen Typhen stets ganze Regimenter von der Seuche angesteckt wurden und die Mortalität unter den Truppen eine schreckliche war. Ich zeichnete den Plan für die einzelnen Säle, die Küche, Apotheke, die Magazine u. s. w. Das Ganze bildete ein Viereck mit einem geräumigen Hof, in dessen Mitte ein von Pflanzenbeeten umgebenes Bassin. Rings um das Gebäude sollte Buschwerk gepflanzt und das Ganze mit einer hohen Mauer eingefriedigt werden. Die Säle waren etwa 3½ Fuß über dem Boden erhöht. Von dem höchsten Punkt der Wölbung erhob sich ein schornsteinartiger Schlauch, durch dessen Oeffnung eine mäßige Luftcirculation sich bewirken ließ. Für die Entleerungen waren nischenartige Vertiefungen in der Mauer angebracht, von wo kleine nach außen sich öffnende Thüren den Unrath sofort entfernten. Dies war mein ursprünglicher Plan, allein es

*) Beide Lehrbücher wurden in Teheran lithographirt; die „Anatomie" (teschrieh bedene insān) erschien im April 1854, die „Chirurgie" (kitābe dscherāhi-we resuleh kehāli) im Mai 1857, erstere ist in der Näs'ch-, die andere in Taalikschrift geschrieben.

ging damit wie mit dem Entwurf zum Tempelbau im Buche Esra. Der General-en-Chef, ein Kurde und Anverwandter des Oberfeldarztes, sah das Unternehmen mit ungünstigen Augen an. Ich fand daher, als ich nach einigen Monaten vom Landaufenthalt in den Bergen zurückkehrte, meinen Plan gänzlich geändert; statt großer, luftiger Säle hatte man, um an den Kosten der Wölbung zu sparen, enge, kellerartige Zimmerchen gebaut. Glücklicherweise setzte ich es durch, daß alles niedergerissen und nach meinem Grundriß wieder aufgeführt werden mußte. Die Bäume zur Anpflanzung, die ich aus eigenen Mitteln beschafft, wurden ohne Wurzeln eingesetzt oder gestohlen und als Brennholz verbrannt. Im innern Hof ließ ich Klee anbauen, da auf andere Weise im heißen Sommer, selbst bei steter Berieselung, kein Rasen zu erhalten ist; das lockte die Reconvalescenten, sie konnten der persischen Vorliebe für rohe Vegetabilien, Grünzeug und Klee nicht widerstehen, sondern weideten mir buchstäblich die Pflanzen ab.*)

Die Hauptschwierigkeit fand sich aber erst, als es sich um die Unterhaltungskosten handelte: nicht etwa weil sie zu gering bemessen wurden, sondern weil man von anderer Seite gerade die rechtliche Verwendung der angewiesenen Gelder fürchtete. Bisher hatten nämlich die sogenannten Militärärzte in den Kasernen die Rechnungen über Verpflegung und

---

*) Es ist erstaunlich, in welchen Massen die Perser rohe Lactuca, Gurken, Lauch, Zwiebeln, Münze, Dracunculus, Scorzonera und die Blätter der Rettichpflanze, deren Wurzeln sie verschmähen, consumiren. Auf den Märschen erhält sich der persische Soldat fast ganz von den Kräutern, die er am Wege findet. Hat er noch überdies eine Hand voll Mehl, Reis oder Bohnen, so kocht er sich damit seine beliebte Suppe (äsch). Der persische Minister rühmte einst gegen einen europäischen Diplomaten: „Euere Soldaten wollen verpflegt sein, die unsern können von Gras (ælaf) leben und doch gut marschiren!“

Medicamente geführt und dabei stets einen größern Krankenstand als den wirklichen angegeben, die armen Patienten aber aus Mangel an Pflege verkommen lassen; selbst das allernothwendigste Medicament, das Chinin, wurde nicht angeschafft. In dem neuerrichteten Spital erblickten sie deshalb Beeinträchtigung ihres Gewinns, den sie mit den Offizieren zu theilen pflegten. Auf ihren Betrieb wurde mir, zum Lohn für meine viele Mühe und Arbeit, der größte Theil der Säle abgenommen und einem persisch-kurdischen Medicus übergeben. So scheiterten leider, obgleich ich über hinreichende Geldmittel zu verfügen hatte und nöthigenfalls das Fehlende aus eigenen Mitteln zuschoß, alle meine Bestrebungen, eine vernünftige Norm und Ordnung einzuführen. Die zur Spitalwache commandirten Soldaten verließen eigenmächtig ihre Posten, indem sie meinten, sie seien nur zum Kriegsdienst, nicht zur Wache in den Spitälern da, und wurden dafür noch ihres Muthes wegen belobt. Meine Schüler, die ich der Reihe nach mit der Oekonomie des Hauses betraute, aßen*) das Geld, Köche und Wärter die Lebensmittel, Wäsche, Geräthschaften und Medicamente, welche für die Kranken bestimmt waren. Kurz, der Hauptzweck des Spitals, als eine Musteranstalt zu dienen, wurde durch die Untauglichkeit und den bösen Willen der daran Beschäftigten vereitelt!

Demungeachtet blieb meine Arbeit nicht ganz fruchtlos. Ich brachte doch meinen Schülern bessere Begriffe bei von der Organisation eines Spitals; sie beobachteten einige hundert Kranke, verfolgten und notirten den Verlauf der Krankheiten und lernten einsehen, was selbst mit gebundenen Händen für das Wohl der Soldaten geleistet werden könne.

---

*) Ein persischer Idiotismus; man ißt Geld, Kummer, Ruthenstreiche, Koth, Reue u. s. w.

Von den Verpflegten erhielt ich wohlthuende Beweise der Erkenntlichkeit, und während anfangs ein widerwilliges Vorurtheil gegen die Anstalt herrschte, baten die Erkrankenden zuletzt selbst um Aufnahme.

Als später meine Stellung als Leibarzt, weil damit häufige Reisen verbunden waren, mich hinderte, das Spital selbst zu leiten, wurde es gänzlich den persischen Hekims übergeben. Da sah ich denn freilich bei gelegentlichen Besuchen Greuelscenen, die mich mit Grausen vor meiner eigenen Schöpfung erfüllten. Typhus- und Dysenteriekranke wälzten sich auf dem nackten Ziegelboden buchstäblich in ihrem Koth; das Kleefeld war abgeweidet, jede Anpflanzung, jeder Baum verschwunden!

Auf solche Weise von der Unverbesserlichkeit dieser gewissenlosen Hekims überzeugt, schrieb ich nun eine mehr für Offiziere berechnete Instruction bezüglich des Verfahrens bei Erkrankungen der Soldaten. Ich behandelte darin speciell Intermittens, Dysenterie, Typhus und Erkältungskrankheiten: diejenigen Uebel, welche die meisten Todesfälle in Garnisonen wie auf Märschen zur Folge haben, und um die Anweisung verständlich zu machen, richtete ich sie in casuistische Paragraphen ein. Zu meiner großen Befriedigung vernahm ich von Offizieren, daß es ihnen mit Hülfe dieser Instruction gelungen sei, selbst in sehr berüchtigten Gegenden, wie in Arabistan, um Disful und Schuschter (Schuschan) u. s. w., die Sterblichkeit ihrer Truppen auf ein früher nicht gekanntes Minimum zu reduciren.

Nach vierjährigem Unterricht wurden drei von meinen Schülern, welche die Zeit auch zur Erlernung der französischen Sprache benutzt hatten, und einige Jahre später noch vier andere, behufs ihrer völligen Ausbildung nach Paris geschickt. Die erstern erlangten in den Jahren 1860 und 1861 an der pariser Facultät ihr Doctordiplom; einer von

ihnen, Mirza Houssein, schrieb dort eine mir gewidmete These „Ueber Behandlung des Wechselfiebers mit arseniger Säure, nach Erfahrungen am Spital zu Tehèran“, eine fleißige Arbeit, welche beachtenswerthe Aufschlüsse über diese Heilmethode gibt und um so interessanter ist, da der Verfasser an sich selbst deren Wirkungen beobachtet hat. Auch die beiden andern schrieben jeder eine gut compilirte These.*) Ueber Fleiß und Befähigung derselben sprachen sich bei meiner letzten Anwesenheit in Paris die Professoren lobend aus. Und so bleibt mir stets das frohe Bewußtsein, wenigstens einige Keime zur Fortbildung in der Medicin, Naturwissenschaft und freien Forschung bei den Persern gelegt zu haben, welche hoffentlich mit der Zeit gute Früchte tragen werden.

In frühern Jahrhunderten muß es eine ganze Anzahl Spitäler (dar et schæfa**) und Versorgungshäuser im Lande gegeben haben, wie aus den bezüglichen Statuten (tæswuk) und zahlreichen Verordnungen des Teymur leng (Tamerlan) hervorgeht. Das einzige von allem aber, das sich erhalten hat, ist das reich fundirte Hospiz in Meschhed zu Ehren des Imam Reza, „des Protectors der Fremden“.***) Sonst finden sich nur in Azerbeidschan, Chämseh und Chalchal einige Asyle für die Leprösen (dschezami). Es sind elende, in weiter Entfernung von den Städten stehende

*) De la Polyurie, par le Dr. Mirza Reza ben Mokim (Paris 1860); Du diagnostique et du traitement des hydropisies enkystées, par le Dr. Mirza Ali Naghi (1861).

**) Dar et schæfa, d. i. Pforte der Gesundheit, ist der schöne Name für Spital; möchte doch die Wirklichkeit dem Namen entsprechen!

***) Mit dem Hospiz ist eine Speiseanstalt verbunden, wo die Reisenden im Namen des Imams bewirthet werden. Daher hört man oft erzählen: „Wir wurden vom Propheten (hezret) mit Reis, Thee, Kaffee u. s. w. bewirthet.“

Lehmhütten, die eher den Schlupfwinkeln der Raubthiere, als menschlichen Behausungen gleichen. Die Unglücklichen, denen sie zum Aufenthalt dienen, leben von milden Gaben der Umgegend oder der an ihrer Colonie vorbeiziehenden Fremden. Bisweilen spendet ihnen zwar der Schah einige hundert Ladungen Getreide; allein gewöhnlich ißt, wie man mir sagte, der Gouverneur die ganze Sendung, und den Unglücklichen kommt kein Körnchen davon zu. Betteln können sie nur von den vorüberziehenden Karavanen; in Städten und Flecken werden sie nicht eingelassen, denn sie gelten für unrein und ihre Krankheit für erblich. Man kann sich kaum einen Begriff von dem traurigen Zustand dieser Elenden machen, für welche der Tod die größte Wohlthat ist. Einmal gelang es mir, einen meiner Schüler zu den Leprosenhäusern abzuschicken; er sollte sehen, was sich thun ließe, und wenigstens das Todte vom Lebenden scheiden. Nach sechs Monaten kehrte er mit glänzenden Zeugnissen, und Berichten von seinen glücklichen Curen zurück; doch fürchte ich sehr, daß alles erlogen war. Auch hier muß man also die Hoffnung auf Besserwerden in die Zukunft setzen, nach dem biblischen Spruch: „Es fällt kein Tropfen vom Himmel, der nicht, ehe er verdunstet, die Erde befruchtet."

Im Jahre 1858 bewog ich einige angesehene Chane in Teheran, zu einem Spital für Zugereiste zusammenzusteuern. Ich fand auch ein leerstehendes, passendes Local, der reichsten Prinzessin des Landes, der Zieh sultaneh, gehörig. Sie willigte anfangs in die Ueberlassung der Räume zu dem genannten Zweck, fragte mich aber dann, ob niemand in dem Spital sterben werde, und da ich diese Versicherung nicht geben konnte, zog sie mit dem Ausruf: „Ihr könnt doch nicht verlangen, daß mein Haus zu einer Leichenkammer (murdeschur chäneh) gemacht werde!" ihr Wort zurück. Der vielgenannte Emir hatte in seinem letzten Willen der

Stadt Teheran eine bedeutende Summe zur Gründung eines Spitals vermacht; nach seinem Ableben wurde jedoch das Testament umgestürzt und das Geld zur Erbauung einer mædræsseh (Priesterseminar) verwendet.

Es bleibt mir noch übrig, auch einiges über das Schicksal meiner Gefährten mitzutheilen.

Der Hauptmann Zatti hatte im zweiten Jahr nach unserer Ankunft das Unglück, an Kohlendunst zu ersticken. Mir fiel die Obduction zu, die erste, welche in Persien stattfand. Dem Wirken dieses tüchtigen, wenn auch etwas exaltirten Mannes war somit, nachdem es kaum begonnen, ein Ziel gesetzt. An seine Stelle trat später der k. k. Oberst Karaczay, der aber, ein hinfälliger Greis von 70 Jahren, trotz seiner fast krankhaften Thätigkeit wenig zu leisten vermochte.

Bald nach dem Hauptmann Zatti starb auch der Mineur Czarnotta. Düstern, melancholischen Temperaments, glaubte sich derselbe überall von Geistern und Feinden verfolgt. Er unternahm mehrere geologische Erforschungsexpeditionen, darunter eine auf den Vulkan Dämawend. Bei Besteigung des Gipfels ließ er sich aus Furcht vor seiner Umgebung von niemand begleiten; er verirrte sich im Gebirge und brachte die Nacht, um sich vor Kälte zu schützen, in der Höhle einer Solfatara zu. Früh ward er fast leblos aufgefunden; man trug ihn hinab und erwärmte seine erstarrten Glieder. Er kam wieder zu sich; doch war seit dieser Zeit seine körperliche wie geistige Kraft gebrochen. Auf einem neuen Ausflug in die Kupferminen von Karadagh, in der Nähe des Kaspischen Meers, erkrankte er an Intermittens. Er behandelte sich selbst homöopathisch, versäumte deshalb die Anwendung des wirksamsten Mittels, des Chinin, und starb kurz nach seiner Rückkehr nach Teheran an Continuo-Remittens, combinirt mit Leberabsceß. Seine Tagebücher hatte er aus Argwohn

in Chiffren geführt; die hinterlassene reiche Mineraliensammlung wurde nach Wien geschickt, langte jedoch daselbst nicht an. Sein Tod und schon vorher seine verkehrte Geistesrichtung waren für den wissenschaftlichen Erfolg unserer Expedition von unberechenbarem Nachtheil, denn, von der Regierung mit allen Mitteln reichlich ausgerüstet, hätte er für die Geognosie Persiens Großes leisten können. Durch den Verlust der Mineralien ging auch die letzte Spur von seinem Wirken unter.

Baron Gumoëns, ein geborener Schweizer, widmete sich dem Dienst der Infanterie. Als Offizier von geradem, offenem Charakter begann er den Kampf gegen die Unterschleife, den Nepotismus in Besetzung der Offizierstellen und die vielen andern bestehenden Misbräuche. Allein die Verhältnisse waren stärker als er, zumal er es versäumte, das Terrain, auf dem er wirken sollte, und die Leute, mit denen er es zu thun hatte, zu studiren. Hauptsächlich aber wurde seine Wirksamkeit durch den Umstand gelähmt, daß bald nach uns auf englische Verwendung ein Colonel Matrazzo mit noch fünf Offizieren in persische Dienste trat. Dieser Matrazzo, gewandt und schlau (smart), ein Jonier und als solcher ein halber Orientale, wußte sich gleich in den ersten Tagen zurechtzufinden und die Verhältnisse zu seinem Vortheil auszubeuten. Er errichtete ebenfalls eine Schule für die Infanterie, kleidete seine Zöglinge in goldgestickte Uniformen und umgab sich mit einer Leibgarde, die er Generalstab nannte. Knaben, die es kaum bis zum Einmaleins bringen konnten, gerirten sich dabei als Generale und empfingen sogar entsprechenden Gehalt, während fähige und fleißige Schüler übersehen und zurückgesetzt wurden. Auch Manöver veranstaltete er, Schlacht von Marengo, Austerlitz u. s. w. getauft; und da er unsere Offiziere zwingen wollte, als Subalterne bei denselben mitzuwirken, kam es zu

Reibungen, in denen der listige Charlatan natürlich immer die Oberhand behielt. Dies bestimmte Gumoëns, ihm den Platz zu räumen, froh, nach einem Aufenthalt von funfzehn Monaten Persien wieder verlassen zu können.

Bedeutenderes leistete der Artillerieoffizier Krziz während seiner achtjährigen Thätigkeit. Er bildete seine Schüler zu tüchtigen Mathematikern aus und machte sie mit allen theoretischen wie praktischen Hülfsmitteln des Fachs bekannt. Für jeden Gegenstand gab er ein selbstverfaßtes Lehrbuch mit den nöthigen Tafeln in Lithographie heraus, wobei er an seinem Dolmetscher Mirza Zeky Chan, der in Paris studirt hatte, eine sehr brauchbare Stütze fand. Außerdem führte Krziz die Telegraphie in Persien ein, indem er das Schloß des Königs mit dessen Garten vor der Stadt durch eine Telegraphenlinie verband und alle dazu erforderlichen Requisiten nach seinen Angaben und unter seiner Leitung in Teheran anfertigen ließ. (Als später die Telegraphenverbindung zwischen Teheran und Sultanieh angelegt wurde, mußte man den ganzen technischen Apparat aus Paris kommen lassen.) Er war auch der erste, der einen Plan von Teheran aufnahm und durch trigonometrische Messungen die Höhe des Demawend und anderer Gebirgsspitzen bestimmte. Sein civilisatorisches Wirken erfreute sich ziemlicher Anerkennung seitens der gebildeten Perser; der König zeichnete ihn durch Verleihung des Titels und der Decoration eines Särtip (General) aus. Von der österreichischen Regierung erhielt er die große Medaille für Kunst und Wissenschaft; doch da diese Auszeichnung nicht officiell dem Hof zu Teheran angezeigt wurde, blieb sie ohne Einfluß auf seine dortige Stellung.

Beschränkt und unvollkommen dagegen waren die Resultate, welche der Cavalerieoffizier Nemiro zu erzielen vermochte. Ihm stand die Meinung der Perser entgegen, daß

sie die besten Reiter und Fechter der Welt seien und daher keines Reit- und Fechtunterrichts bedürften. Wie kann überhaupt eine reguläre Cavalerie bestehen, wo der Sold so unregelmäßig gezahlt wird, daß der Soldat, um sein Pferd zu ernähren, oft genöthigt ist, Waffen und Reitzeug als Pfand zu versetzen? Auch er wurde übrigens mit dem Särtiptitel und der entsprechenden Decoration beehrt.

Machten unsere Offiziere dem Großvezier Vorstellungen über das, was zu ihrer gedeihlichen Wirksamkeit mangele, so fragte er seinen Secretär, ob die Herren ihren Gehalt richtig erhalten hätten, und wurde dies bejaht, so erwiderte er ihnen: „Sähib (Herr), ich begreife die Ursache Ihrer Klagen nicht, da Sie ja pünktlich bezahlt werden.“

Wol blieben bei so unüberwindlichen Hindernissen unser aller Leistungen im ganzen weit hinter unsern Absichten zurück; dennoch können wir behaupten, daß die von uns ausgestreute Saat nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen ist, daß wir unserm Mutterland, obgleich es uns beharrlich ignorirte, Ehre gemacht, daß während der ganzen Zeit von keinem Mitglied der Expedition ein Schritt geschah, der ihm zur Schande gereicht hätte, und daß vor uns noch niemals Instructoren in Persien so tüchtig ihre Aufgabe erfüllt haben.

Die persische Regierung hielt die gegen uns übernommenen Verbindlichkeiten dem Wortlaut nach ein, aber freilich war sie weit entfernt, den Pflichten, welche sie uns als Lehrern und als von einer befreundeten Regierung anvertrauten Gästen schuldig war, in jeder Hinsicht nachzukommen. Wir schieden gegenseitig sine odio et amore.

Zur Bestätigung des Gesagten mag das folgende Gespräch dienen, welches am 25. April 1860 zwischen dem König und mir bei Gelegenheit meiner Abschiedsaudienz stattfand.

Schah: „Du hast wol viel Geld gesammelt?“

Ich: „Ich habe wenig Bedürfnisse, ich bin ein Derwisch.“

„Hast du 20000 Dukaten?“

„Ich will dein Opfer sein; mache selbst die Rechnung. In den ersten vier Jahren bezog ich 900 Dukaten jährlich als Professor, später gegen 2000 Dukaten; die Geschenke waren nicht bedeutend, die Einnahmen aus meiner Praxis sehr mäßig.“

„Würdest du, im Fall dein Land Krieg führte, Militärdienste nehmen?“

„Allerdings.“

„Wenn aber eine Kugel deine Kullah (Mütze) träfe?“

„Um die Kullah wär's nicht schade, aber ein Kopf findet sich nicht alle Tage wieder.“

„Was macht Karaczay?“

„Er genießt eine gute Pension; ich glaube etwa 200 Dukaten.“

„Das nennst du gut? Warum verlangen dann die Frengis soviel Geld von mir?“

„Ich selbst habe nie etwas verlangt. Die Europäer wollen in der Fremde Geld zurücklegen, denn den Lebensunterhalt verdienen sie auch zu Hause; und da ihnen im persischen Dienst keine Pension in Aussicht steht, suchen sie im Gehalt Entschädigung.“

„Wenn dich dein Kaiser zum Minister des Aeußern machte?“

„Das würde ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

„Ich fühle in mir einige Fähigkeit zum Hekim, aber keine zum Vezier.“

„Und doch —“

„Große Minister des Aeußern, wie Pitt in England,

Talleyrand in Frankreich und — Mirza Seid Chan*) in Persien, sind rar."

„Was wirst du in Europa anfangen?"

„Ich werde reisen, um die Spitäler zu besichtigen."

„Komme bald mit deiner Frau zurück."

„Inschallah."

Um dieselbe Zeit kam auch eine französische Mission unter Leitung des Commandanten Hrn. Brognart ins Land. Wir Oesterreicher waren schon nicht mehr neu, wir waren abgenutzt; neue Formen und neue Physiognomien wurden gewünscht. Die Franzosen, meist Offiziere der afrikanischen Armee, konnten sich jedoch viel weniger in die Verhältnisse schicken; von Disciplin und Subordination war bei ihnen keine Rede. In Bezug auf den Commandanten Brognart ward das Bonmot in Umlauf gesetzt: „Die österreichische Mission reussirte nicht, weil sie keinen, die französische, weil sie einen Commandanten an der Spitze hatte." Fast alle verließen sie nach kurzer Zeit wieder ihren Posten, ohne irgend Nennenswerthes ausgerichtet zu haben, wie überhaupt der Franzose nur wo er en masse und in steter Verbindung mit seinem Vaterland, speciell mit Paris auftritt, sich nützlich machen kann; isolirt in einem uncivilisirten Lande, wird er sich nie, weder geistig noch körperlich, acclimatisiren.

Von dem Erfolg der civilisatorischen Bestrebungen der Missionäre zu Urumieh und Selmas konnte ich nirgends etwas wahrnehmen; sie scheinen sich auf Verbreitung religiöser Lehren und einiger Kenntniß der englischen und französischen Sprache zu beschränken.

Nachdem ich mich zur Genüge überzeugt, wie wenig unter den obwaltenden Umständen von im Lande selbst ge-

*) Er wird von den europäischen Diplomaten statt ministre aux affaires étrangères spottweise ministre étranger aux affaires genannt.

gründeten Schulen für die Cultur der Einwohner zu hoffen sei, daß überhaupt der Unterricht nicht hinreiche, sondern mehr durch das Beispiel civilisirter Länder gewirkt werden müsse, bewog ich im Jahre 1858 den damaligen Minister Feruch Chan, eine weitere Anzahl von Jünglingen nach Frankreich zu schicken, um sie daselbst in Künsten, Gewerben und Wissenschaften ausbilden zu lassen. Hoffentlich werden diese Landeskinder, welchen durch vorherigen Unterricht in der französischen Sprache ihre Aufgabe erleichtert wurde, bei ihrer Rückkehr in die Heimat das Erlernte mittheilen und in weitere Kreise verbreiten. Allzu viel darf man sich jedoch auch hiervon nicht versprechen; denn der Orientale hat einen scharfen Blick für die Schäden und Mängel unserer modernen socialen Zustände, vermag aber nicht den sittlichen Kern, der bei alledem den Grundcharakter der europäischen Gesellschaft bildet, zu entdecken; daher man ihn häufig von den Europäern sagen hört: „Sie sind ärger als wir.“ Und es ist eine in der Türkei und in Aegypten allbekannte Thatsache, daß solche Eingeborene, welche in Europa erzogen wurden, bei ihrer Rückkehr das europäische Element in weit höherm Grad hassen und verachten als diejenigen, welche niemals ihr Land verließen. Möchten meine Zöglinge von dieser Erfahrung eine erfreuliche Ausnahme machen! Nach den neuesten unparteiischen Berichten aus Paris berechtigen mehrere derselben, sowol in der polytechnischen und Militär-Schule als auch in den gewerblichen Etablissements, zu den besten Hoffnungen, daß sie ihrem Vaterlande als Träger künftiger Bildung und Gesittung dienen werden.

X.

Religion und Gesetz.

Sunniten und Schiiten. Die Priesterschaft. Die Mulas als Richter. Ihre Verderbniß. Die Scheriet und das Urf. Strafen. Tortur. Gebet. Der Muezzin. Wallfahrten. Almosen und Bettler. Fasten. Feste und Feiertage. Die Passionsspiele. Verbote. Hazardspiel. Schachspiel. Wucher. Aberglaube. Sekten (die Scheichi; die Ali Allah; die Babis).

Der Perser ist bekanntlich Schiite. Als solcher rühmt er sich: „Musulman em!" (Ich bin Mohammedaner!), welchen Namen er den Sunniten nicht zugesteht. Man vergleicht oft den Schiismus des Islam, weil er die Sunna, die Interpretation des Korans, nicht anerkennt, mit dem Protestantismus des Christenthums. Der Vergleich paßt aber nicht; denn die Schiehlehre ist im Gegentheil die complicirtere, sich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widersinnigsten Sagen (hædîs) entstellte, während die Sunna den ursprünglichen Islam nur insoweit umgestaltet hat, als es nothwendig war, um das für Nomaden gegebene Gesetz den Verhältnissen einer seßhaften Gesellschaft anzupassen.

Der Sunnite betet: „Lā ilah il allah muhammed rasul allah!" (Es gibt kein göttliches Wesen außer Allah, und

Mohammed ist sein Apostel!) Er braucht nicht an die Wunder Mohammed's zu glauben, weil seine einfache und klare Lehre aller Wunder leicht entbehren kann. Der Schiite aber setzt zu obiger Formel noch hinzu: „Ali wali allah!“ Das Wort wali hat, wie viele andere arabische Worte, die verschiedensten Bedeutungen: Sklave, Diener, Vertrauter, Stellvertreter u. s. w., und in den verschiedenen Bedeutungen dieses Worts liegen auch die mannichfachen Nuancen der Schiehlehre. Die meisten nehmen es in dem Sinn des locum tenens; andere aber betrachten Ali als Incarnation Gottes, sie schreiben ihm zahlreiche Mirakel zu und stellen ihn hoch über Mohammed. Der Perser ruft daher nie den Namen Mohammed an; sein gewöhnlicher Ruf, den er fast bei jedem Schritt und jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geschrieben, in die Rinde der Bäume eingeschnitten findet, ist: „Jā Ali!“ Nur selten vernimmt man daneben: „Ai chudā!“ (O Gott!) Dem Ali zunächst genießt sein Sohn Hussein die größte Verehrung, derselbe, welcher in der Schlacht zu Kerbelah ums Leben kam.

Das Dogma der Schiiten besteht eigentlich nur in Negationen. Sie leugnen das Successionsrecht Omer's, die Legitimität der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, indem das Chalifat rechtmäßig dem Ali gehört habe, und die Ehrbarkeit Ayscha's, der Frau Mohammed's. In Betreff Omer's stützen sie sich auf die Sage: „Ein gottesfürchtiger Mann sah einst im Traum einen verstorbenen Missethäter hoch im Himmel sitzen und erhielt auf die Frage, wie sich das schicke, zur Antwort, derselbe habe noch in der Sterbestunde die Formel «Fluch dem Omer» ausgesprochen.“ Deshalb unterlassen sie nie, dem Namen Omer „Laanet ber!“ (Fluch dem Omer!) beizufügen. Sie dichteten diesem Helden von historischer Sittenreinheit allerhand obscöne Geschichten an und behaupten, sein Mörder Abu Lulu sei

nach gelungener That mittels einer nächtlichen Himmelfahrt nach Kaschan versetzt worden. Dort wurde letzterm ein Mausoleum erbaut, welches bis auf den heutigen Tag viele fromme Gläubigen anzieht; als ich selbst im Juni 1859 daran vorbeizog, zeigte mir mein Führer voll Andacht den geweihten Ort. Ein Mittwoch im Jahre wird als Gedenktag der Ermordung Omer's im ganzen Land durch Freudenfeuer, Feuerwerk und Flintenschüsse gefeiert (aide omerkuschi, Fest der Omertödtung); in manchen Gegenden wird eine Omer vorstellende Puppe auf einem Esel unter Musikbegleitung von Lutis durch die Straßen geführt und mishandelt, was an Orten, wo sich Sunniten befinden, häufig Anlaß zu Zank, Streit und ernstlichen Thätlichkeiten gibt. Die Regierung verbot zwar zur Vermeidung dieses Unfugs mehrmals dergleichen Processionen, allein nie mit dem nothwendigen Ernst, weil sie nicht wagte, gegen eine im religiösen Dogma begründete Ceremonie mit Strenge einzuschreiten.

Der Sunnite verrichtet nicht gern in einem Zimmer sein Gebet, wo unverzerrte Abbildungen von Menschen oder Thieren sich befinden; soweit geht seine Scheu vor dem Bilderdienst. Ich sah häufig, daß Afghanen, welche während der Verwickelungen mit Herat in Teheran lebten, z. B. der feingebildete Mir Alem Chan, ein Neffe des Fürsten von Kandehar Kohendil Chan, alle Bilder verdecken oder aus dem Zimmer schaffen ließen, ehe sie ihr Gebet sprachen. Anders die Schiiten: sie lieben die Bilder, und fast in jedem Hause des Volks ist ein schlechter Holzschnitt, den Propheten Ali vorstellend, zu finden. Da man jedoch sagt, sein Gesicht sei von so vollkommener Schönheit gewesen, daß kein Maler sich daran wagen könne, wird er immer verschleiert dargestellt. Der König glaubt sich im Besitz des wahrhaften Conterfeis Ali's. Es soll ihm aus Indien zugekommen sein

und wird in einem goldenen Kästchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt; wenn dasselbe durchs Zimmer getragen wird, verneigen sich alle Höflinge, auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren stiftete er sogar einen Orden des heiligen Ali und machte sich zu dessen Großmeister. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöse Weihe zu geben, wurden selbst Priester dazu entboten; diese fanden sich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil sie mit Recht in dem Act einen wirklichen Bilderdienst erblickten, von dem der Koran so eindringlich abmahnt. Nasser-eddin Schah erhob den Geburtstag Ali's zu einem Feiertag, was er bis dahin nicht gewesen war. Aus dem allen geht hervor, daß die Schiehlehre vom reinen Monotheismus abweicht, und gewiß würde der Chalif Ali, wenn er noch lebte, sie deshalb als Götzendienst verdammen, wie er es mit einer Sekte that, welche ihn schon bei Lebzeiten als göttliches Wesen verehrte.

Nach einem beglaubigten Hädis ist es dem Perser erlaubt, in Fällen, wo ihm durch deren Bekennung ein Nachtheil erwachsen könnte, seine Religion zu verleugnen (tækkieh din). Häufig geben sich daher Perser in türkischen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letztern ihr Gebet. Diese für erlaubt gehaltene Heuchelei herrscht auch im Verkehr der Perser untereinander; man überbietet sich in Betheuerungen seines Glaubens und Anpreisungen der „gereinigten Religion“ (mæzhæb-e-mutähereh), so sehr man auch gegenseitig von der Täuschung überzeugt ist. Dasselbe gilt von den Priestern. Gleich den römischen Auguren innerlich über sich lachend, jammern zwei Mulas einander die Misgeschicke Hussein's und Hassan's vor. Die Religion ist zur leeren Formel herabgesunken. Unter den Gebildeten glaubt niemand an den Koran; die einen setzen gar nichts

an dessen Stelle, die andern bilden sich eigene individuelle Ansichten oder adoptiren das philosophische System von Derwischen, die sie dann als ihre Leiter (murschid) verehren. Aus den letztern bestehen die zahlreichen Sekten der Sufis; doch gelten alle äußerlich für Schiiten. Nach dem Grundsatz des Täkkieh glaubt sich jeder Perser zur Scheinheiligkeit berechtigt; überdies gebietet ihm schon seine bekannte Vorsicht, mit der wahren Meinung zurückzuhalten, bevor er das Terrain genau sondirt hat, und selbst dann verclausulirt er sich noch in einer Weise, daß man ihm nicht leicht beikommen kann.

So darf behauptet werden, daß der Schiismus, obgleich die in Persien herrschende und verbreitetste Religion, die wenigsten Anhänger aus Ueberzeugung zähle.

Man könnte demnach zu der Annahme versucht sein, das Land müsse einen günstigen Boden zur Verbreitung des Christenthums bieten, allein man würde sich hierin täuschen. Fast noch nie hat sich ein Muselman aufrichtig zum Christenthum bekehrt; das Dogma der Trinität ist ihm unfaßlich, ebenso der Begriff christlicher Tugend und Entsagung. Man lese die ehrlichen Berichte der Missionare, und man wird in die Wahrheit des Vorstehenden keinen Zweifel setzen. Die mit so bedeutenden Kosten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln werden von den Empfängern sofort aus den Deckeln gerissen und im Bazar als Maculatur verbraucht. Der einfache Bibelstil ist dem Orientalen zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, der er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ sich der Schah zur Belustigung einige Kapitel aus der Bibel vorlesen, und jedesmal brachen er und die Höflinge sehr bald in lärmendes Gelächter aus, sodaß an ein Fortsetzen der Lektüre nicht zu denken war. Damit dem Koran nicht trotz seiner Heiligkeit ein ähnliches Schicksal zutheil werde,

ist es bekanntlich verboten, ihn ins Persische zu übersetzen.

Die Religion Mohammed's kennt keinen Priesterstand im eigentlichen Sinn, ebenso keinen Tempel; jedermann ist befugt mit lauter Stimme das Gebet (azān) vorzutragen, und jeder Ort kann dazu gewählt werden. Noch heute geschieht es, daß irgendein mit guter Stimme begabter Mann auf den Giebel des Hauses oder auf die Plattform (musællā) des Bazars tritt und die Nachbarschaft zum Gebet einladet. Wenn sich trotzdem eine Priesterschaft ausbilden konnte, so geschah es, weil der Koran, welcher das Gesetz enthält, in arabischer Sprache geschrieben, also nur den Gelehrten zugänglich ist, und weil nach dem strengen Ritus Gebete und Trauungsformeln mit reinem arabischen Accent ausgesprochen werden sollen, was der persischen Kehle nur nach jahrelanger Uebung oder vielmehr nie ganz gelingt. So entstanden die Scheich ul islam, die Imam-dschumeh, die Mutschtehid und der Troß der Mulas; die drei erstgenannten müssen aus dem Stamm des Propheten, letztere können auch aus dem Volk hervorgehen. Anfangs waren es durch Frömmigkeit und Kenntnisse ausgezeichnete Männer, deren viele sich in der Literatur berühmt gemacht haben. Nach und nach aber misbrauchten sie ihre bevorzugte Stellung; sie verdrängten die Kazis (weltliche Richter) und maßten sich ausschließlich die Befugniß Recht zu sprechen und Processe (mærafeh) zu schlichten an; sie verfälschten Testamente, verdrehten das Recht, ließen sich bestechen, beraubten Witwen und Waisen, borgten unter der Hand Geld auf hohe Zinsen und ergaben sich in geschlechtlicher Beziehung den gröbsten Ausschweifungen. Sie verstanden es, die niedern Volksklassen an sich zu fesseln, indem sie Verbrechern ein schützendes Asyl gewährten und, selbst ungläubig, die Menge fanatisirten. Es ist soweit gekommen, daß kein Testament vor ihren Praktiken sicher ist, und daß

notorisch das Gut der Witwen und Waisen von ihnen „verspeist“ (churde) wird. Während sie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, sammeln sie für sich, ihre Familie und die Moscheen Reichthümer an; denn auch die Erträgnisse des Moscheenguts (mäkufät) fallen ihnen zu. Sie suchen glänzende Verbindungen, selbst mit Prinzessinnen einzugehen. Die ärgsten Rabulisten und mit allen Spitzfindigkeiten des Gesetzes vertraut, beugen sie das Recht, zumal oft beide Parteien durch denselben Priester-Richter vertreten sind, nach der Seite derjenigen Partei, welche ihnen am meisten zahlt.

Da es in Persien keine Grundbücher gibt und der Besitz nirgends registrirt, sondern einfach in einem Contract (kæbäleh) von einzelnen Mulas bestätigt wird, kann sich leicht jemand durch Bestechung eines Mula ein falsches Document frühern Datums verschaffen, auf Grund desselben den Besitz eines längst in andere Hände übergegangenen Grundstücks in Anspruch (idéä) nehmen und, falls es ihm nicht gelingt, seine fingirten Ansprüche durchzusetzen, doch eine hohe Abfindungssumme erpressen. Denn das muselmanische Gesetz kennt kein Verjährungsrecht; vor sechs Jahren wurde zwar ein solches, auf 20 Jahre lautend, vom König gegeben und durch das officielle Organ promulgirt, es erlangte jedoch, wie viele andere Gesetze, keine Rechtskraft. Manche Häuser in der Stadt Teheran, ja ganze Dörfer finden deshalb keine Käufer und verfallen, weil man die Geltendmachung veralteter Ansprüche seitens irgendeines frühern Besitzers fürchtet. Kaum verbreitet sich die Kunde, daß dieser oder jener Chan der Gunst des Hofs verlustig gegangen sei, als auch schon von allen Seiten Rechte auf seine Besitzthümer angemeldet werden. Mein Nachbar in Teheran kaufte eine Ruine; er baute sich an deren Stelle ein schönes Haus und hatte es bereits zehn Jahre lang inne, da kam

ein Derwisch zugereist, der einen alten Contract präsentirte, und der Besitzer mußte froh sein, daß sich der unerwartete Prätendent mit einem Pferd und 15 Dukaten abfinden ließ.

Haben die Mulas im Pöbel und unter den Lutis mächtigen Anhang, so sind sie dagegen vom Bürgerstand gehaßt und verachtet, weil sie häufige Beispiele geben, daß die Vollstrecker des Gesetzes selbst gegen dasselbe freveln, von der Regierung aber als Anstifter von Meuterei und Aufruhr gefürchtet. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Furcht vor ihnen den Despotismus der Machthaber einigermaßen in Schranken hält; allein es fragt sich sehr, was verabscheuungswürdiger sei: das Werkzeug, oder das dadurch bekämpfte Uebel. In der öffentlichen Meinung ist der Stand der Mulas sehr gesunken; man spricht allgemein von mulā-bāzi (Mularänken); sie werden häufig in obscönen Bildern als handelnde Personen dargestellt und in den beliebten Farcen (zaynet) ihrer spitzfindigen Gesetzinterpretationen wegen verspottet.

Schon Nadir-Schah begünstigte die Priesterschaft nicht; er zog einen großen Theil ihrer kirchlichen Fundationen ein, besonders solche, die für Kerbelah (türkisches Gebiet) bestimmt waren; doch erst unter Mehmed Schah (starb 1848) begann eine eigentliche Controle der Mulas durch Aufhebung des Asylrechts für Verbrecher. Der Großvezier Emir nizam (starb 1851) versetzte ihnen sodann den herbsten Schlag. Er citirte den Scheich ul islam von Tabris nach Teheran zur königlichen Audienz. Der Scheich, Böses ahnend, ließ sich von mehrern tausend Lutis aus Tabris begleiten, wurde aber vom Emir bedeutet, der Schah wünsche ihn „allein" in einer Privataudienz zu empfangen, und so sah er sich in der Alternative, entweder offen als Rebell aufzutreten oder Gehorsam zu leisten; er wählte das letztere und wurde mit Pension ins Exil geschickt. Der Emir setzte ferner die

Richter=Priester (mutschtehid) auf festen Gehalt und vindicirte der Krone das Recht der Investitur. Mit dem Amtsantritt seines Nachfolgers, des Sader Aazam, athmeten die Priester wieder freier auf; von neuem wurden die Asyle respectirt, und das Ansehen des Imam=dschumeh von Ispahan stieg zu bedrohlicher Höhe. Diesen günstigen Umschwung ihrer Lage verdankten sie dem Umstand, daß von den Babis ein Attentat auf den König verübt worden war und er nun zu seiner Sicherheit die Religion oder vielmehr das Ansehen der Priester stärken zu müssen glaubte; es entstand ein förmlicher Ali=Fanatismus. Doch bald erntete der Schah die bittern Früchte dieses Beginnens. Die Provinz Rescht wurde durch den Mutschtehid Hadschi Mula Rafi zum Aufruhr gereizt, dessen Dämpfung viel Menschenblut kostete. Nun strebte man, die Priestermacht wieder einzuschränken. Da drohten die Mutschtehids das Land zu verlassen; viele waren bereits nach Schah abdulazim ausgewandert, sie wurden aber unter Versprechungen zurückgerufen. Im Jahre 1856 war es endlich beiden Theilen klar, daß weder die Regierung sich auf die Priester stützen könne, noch diese der Regierung vertrauen dürften.

Neben der priesterlichen Rechtspflege (scheriet) wurde eine weltliche (urf) eingeführt, welche von dem König, den Gouverneuren und dem hohen Gerichtshof (dīwān-chāneh) gehandhabt wird. Man kann das Urf nicht eigentlich Gesetz nennen, weil es sich weder auf Antecedenzien noch feste Normen gründet, sondern nur auf augenblicklichem Bedürfniß, Staatsrücksichten und auf Willkür beruht. Welche Angelegenheiten der Scheriet, welche dem Urf zufallen sollen, darüber gibt es keine Regeln. Die Mulas erkennen natürlich die Competenz des Urf nicht an; sie erklären dessen Decrete für ungesetzlich; allein der König übt die Gerichtsbarkeit de facto aus. Ja selbst als von drei Sektirern ein Attentat auf den

Schah verübt worden, bestritten einige Mulas das Recht, dieselben zu tödten, indem sie geltend zu machen suchten, daß die Mörder, drei an Zahl, nach der Satzung des Koran sich durch eine bestimmte Geldsumme loskaufen könnten.

Dem Urf verfallen meist politische Verbrechen: Auflehnung gegen die Macht des Schahs oder Gouverneurs, Verbreitung falscher Gerüchte gegen die Regierung, Unterschlagung öffentlicher Gelder; polizeiliche Uebertretungen, wie Skandal in den Straßen, Rausch, Kartenspiel u. s. w.; aber auch Diebstähle, Mordthaten und Straßenraub.

In Persien gilt die Strafe nicht als Nothwehr zur Selbsterhaltung der Gesellschaft gegen diejenigen, welche die Bedingungen ihrer Existenz bedrohen und antasten, sondern sie ist ein Act der Rache; daher die Grausamkeit und das Raffinement in den Strafarten. Dem König und den Gouverneuren sind mir-kæsab (Nachrichter) in großer Anzahl zugetheilt, welche sie auch auf allen Reisen und Expeditionen begleiten. Die Strafe erfolgt meist augenblicklich auf ein gegebenes Zeichen, hier und da auch in persönlicher Gegenwart des Königs.

Die Todesstrafe wird entweder durch den Strang oder durch Köpfen oder mittels Schleifen des Opfers durch die Straßen vollstreckt. Nach der Execution wird der Körper des Hingerichteten geviertheilt, ein Theil auf dem Pranger, die andern auf den Stadtthoren ausgestellt. Mit Ausnahme der grausamen Hinrichtung der Babis findet in neuerer Zeit eine raffinirte Verlängerung der Todesqualen nicht mehr statt, während früher z. B. die Verbrecher lebendig mit freibleibendem Kopf eingemauert wurden. Ebenso hat der jetzige Schah die Strafe des Blendens abgeschafft; er sagte mir eines Tags: „Ich ließ noch niemand blenden, und werde es auch nie thun; ich ziehe es vor, den Frevler zu tödten!" Als Strafe für geringere Vergehen: wiederholten Diebstahl,

Fälschen des Siegels u. s. w., werden oft die Finger der rechten Hand abgehauen. Auf solche Weise bestrafte Individuen sieht man ziemlich häufig als Bettler in den Straßen. Kleinere Diebe werden aus dem Rayon ihres Wirkungskreises exilirt, zuvor jedoch mit einem Strick durch den Nasenknorpel durch die Stadt geführt (mæhär).

Das Ohrenabschneiden (gusch-buriden), eine uralte persische Sitte (smerdis), ist die Strafe für Verleumdung und Verbreitung falscher Nachrichten. Es wird jedoch nicht die ganze Ohrmuschel auf einmal weggeschnitten, sondern gewöhnlich nur ein sehr kleiner Theil, sodaß die Strafe an einem und demselben Individuum wol zehnmal vollzogen werden kann. Das Mehr oder Weniger steht im Belieben des Mirkäzab, er bemißt es nach der größern oder geringern Summe, die der Delinquent ihm anbietet. Bei der Gewohnheit der Perser, die Mütze tief über die Ohren zu ziehen, ist der Defect wenig bemerkbar (Smerdis). Ein witziger Chan, welchem Mehmed-Schah wiederholt die Ohren abschneiden ließ, bis endlich nichts mehr übrigblieb, entblößte, als ein neuer Befehl zu dieser Strafe erfolgte, vor dem Schah sein Haupt und sagte: „Glauben denn Ew. Majestät, daß mein Ohr eine Wiese sei, welche mit jedem Frühling frische Keime treibt?"

Auch das Nasenabschneiden scheint jetzt gänzlich außer Gebrauch zu sein, doch kamen mir noch mehrere Beludschen mit abgeschnittenen Nasen zu Gesicht; an einem übte ich mit Glück die Rhinoplastik.

Wegen Schmähgedichten (hædschw) ließ der Schah mehrern Prinzen die Locken glatt wegschneiden und ihnen in den Bart speien (zulf buriden u berisch tuf kerden). Zur Applicirung der Bastonnade (tschub-churden) gibt es einen eigenen Apparat (tschube felek). Die Füße des Sträflings werden oben an einen horizontalen Balken gebunden,

darunter liegt er mit dem Rücken auf der Erde. Während der Streiche unterhandelt er mit dem Mirkäzab, von dessen Willen die Gewalt oder Milde der Schläge abhängt. Wenige mit aller Heftigkeit geführte Streiche können den Tod oder wenigstens langwierige Eiterung der Fußsohlen und Zehen herbeiführen, hingegen lassen mehrere hundert schonend ertheilte Schläge kaum merkliche Spuren zurück. Oft wird nur auf die halbe Strafe erkannt; dann bindet man zwei Individuen zugleich, den einen mit dem rechten, den andern mit dem linken Fuß an den Balken.

Mißliebig gewordene Würdenträger werden oft mehrere Jahre in ihr Haus oder in eine Stadt internirt und daselbst durch aufgestellte Polizeileute bewacht (chāneh næschin).

Für politische Verbrecher hat der Großvezier Emir nizam in Teheran ein unterirdisches Gefängniß (ambār) eingerichtet, wo sie mit Händen und Füßen an Balken angeschlossen sind. Die Verpflegung der Gefangenen geschieht auf deren eigene Kosten oder durch Mildthätigkeit von Privaten. Die Unglücklichen verbleiben daselbst jahrelang ohne alle Untersuchung, bis Typhus, Cholera oder sonst eine Epidemie das Local aufräumt. Nur zuweilen erscheint der Mirkäzab in ihrer Mitte, um auf Befehl ein Opfer zur Hinrichtung herauszuholen. Bei Krankheitsfällen oder einem glücklichen Ereigniß in der königlichen Familie pflegt allerdings eine Anzahl Sträflinge entlassen zu werden, wobei es aber nicht auf die Schwere oder Geringfügigkeit des Vergehens, sondern auf die Summen ankommt, welche der einzelne dem Vorsteher des Gefängnisses für seine Befreiung zu bieten vermag. Als solcher fungirte lange Zeit der berüchtigte Hadschi Ali Chan, von welchem später berichtet werden soll. Ein Gefängniß dieser Art kann natürlich kein Fortschritt zur Humanität genannt werden.

Der Tortur (sekentsche) werden noch hier und da

Angeklagte zur Erpressung eines Geständnisses, vorzüglich aber gefallene Würdenträger unterworfen, um sie zur Geldherausgabe und zum Verrathen des Orts, wo ihre Schätze vergraben liegen, zu nöthigen.

Als Torturmittel wendet man an: die Daumenschrauben, das Binden der Hände an einen Baum, sodaß der Körper in der Luft schwebt, das Brennen in der Achselhöhle, das Setzen des nackten Körpers auf Eisstücke, das Unterbinden des Glieds zur Hinderung des Urinirens u. s. w. Da es jedoch nicht in der Absicht der Regierung liegt, durch die Tortur zu tödten, so wird die Marter nur so lange fortgesetzt, bis der Gepeinigte eine gewisse Summe zugesteht. In einigen Tagen beginnt dann eine ähnliche Procedur, worauf ein abermaliges Zugeständniß erfolgt. Es ist weder Gewohnheit der Regierung, den ganzen Betrag auf einmal zu fordern, noch die des Opfers, ihn auf einmal zu leisten; daher die Sitte, das Geld in Parcellen an verschiedenen Orten zu vergraben, um bei jeder Tortur eine theilweise Enthüllung machen zu können; denn würde der Gefolterte bei der ersten Tortur alles herausgeben, so bliebe ihm kein Mittel der Bestechung und des Ausgleichs, er müßte dann bei dem nächsten Experiment sicher unterliegen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Die wichtigsten religiösen Acte des Persers bestehen in: Gebet, Wallfahrten, Almosengeben, Fasten und Feier der heiligen Feste.

Dem Gebet (næmāz) muß die Waschung des Gesichts, der Füße und Hände vorhergehen (wuzu). Die Hände werden vom Elnbogen gegen die Fingerspitzen zu gewaschen; man verspottet die Türken, die es umgekehrt machen, weil sie damit die Unreinlichkeit von der Peripherie dem Centrum zuführen. Aller Schmuck wird abgelegt, vorzüglich Ringe, ebenso die seidenen Kleider, denn sie sind nicht „gebetfähig“

(næmaz nedārend). Der Körper muß sich im Zustand der Reinheit befinden, andernfalls erst durch ein Vollbad von der Verunreinigung befreit werden. Mit besonderer Vorsicht wählt man den Ort des Gebets; es darf kein unrechtmäßig erworbener sein, weshalb man vermeidet, in einem Hause, das confiscirt oder dem Eigner durch Gewalt oder Betrug genommen worden, das Gebet zu verrichten. Bekanntlich wendet sich der Perser beim Beten gen Mekkeh (ḳæbleh); er trägt, um in zweifelhaften Fällen die Richtung zu finden, einen kleinen Kompaß (kæbleh-næmāh, Mekkehzeiger) bei sich.

In der Moschee zu beten, ist nicht vorgeschrieben; es kann jemand ein sehr frommer Muselman sein, ohne je in seinem Leben die Moschee besucht zu haben. Uebrigens wird das Gebet häufig benutzt, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen oder eine Unterhaltung abzubrechen. Ich war oft Zeuge, wie der Großvezier mitten im Gespräch mit dem Agenten einer fremden Macht plötzlich sagte: „Wæḳt-e-næmāz est!“ (Es ist die Gebetzeit!), womit die Verhandlungen zu Ende waren. Der Betende braucht vor niemand, wer es auch sei, aus seiner Stellung sich zu erheben; und geht der Schah selbst an einem betenden Diener vorbei, so läßt sich dieser nicht im mindesten stören. Das Gebet, welches fünfmal des Tags zu bestimmten Stunden verkündet wird, heißt Azan. Der Verkünder (muezzin) singt es mit kräftiger, sonorer Stimme und verstärkt durch Vorhalten der Hand die Schallwelle nach einer Seite hin, sodaß die Stimme oft eine Viertelmeile weit zu hören ist. Text wie Melodie haben in ihrer Einfachheit etwas Ergreifendes auch für den Europäer. Jeder Reisende wird sich mit Wohlgefallen des Eindrucks erinnern, wenn bei ruhiger, sternklarer Nacht die liebliche Stimme des Muezzins von der Wüste herübertönt und unwillkürlich zur Andacht stimmt. Der Perser behaup-

tet, geborener Muezzin zu sein, sodaß weder Türke, Araber noch Aegypter ihm darin nahe komme. Muezzins mit starker und wohlklingender Stimme werden sehr gut bezahlt.

Die Wallfahrt (ziäret) nach Mekkeh unternehmen, der bedeutenden Kosten, Unbequemlichkeiten und Gefahren wegen, nur wenige ältere Personen, meist Aerzte, um durch den Titel Hadschi Ruf zu erlangen, hohe Priester und reiche Kaufleute, vorzüglich aus Gilan am Kaspischen Meer. Bei weitem die Mehrzahl der Pilger kommt unterwegs um; oft sieht kaum der zehnte Theil der Ausgezogenen die Heimat wieder. Man nennt daher den Gesang des tschausch (Zugführer) das Todtenlied (marsieh). Um die Gefahren der Wüste, namentlich die räuberischen Anfälle der Beduinen zu meiden, nehmen die Pilger den Weg über Tabris und Scham (Damaskus) oder über Konstantinopel und Kairo. Doch noch schlimmere Feinde bedrohen dieselben unter der Form von Krankheiten, welche der Wechsel des Klimas erzeugt; bricht z. B. die Cholera in einer Karavane aus, so entrinnen wenige dem Tod. Auf dem Landweg dauert die Hin- und Rückreise sammt Aufenthalt neun Monate; zur See, welchen Weg die Bewohner der Südprovinzen zu wählen pflegen, nimmt sie viel kürzere Zeit in Anspruch.

Am häufigsten sind die Wallfahrten nach Kerbelah bei Bagdad. Dieser Ort steht bei den Schiiten fast in gleichem Ruf der Heiligkeit wie Mekkeh, und wird von Pilgern selbst aus Indien, dem Kaukasus und aus Aegypten besucht. Man findet selten einen Perser von Stand, der nicht ein- oder mehreremal im Leben, sei es aus wirklicher oder erheuchelter Frömmigkeit, einer Wallfahrt nach Kerbelah sich angeschlossen hätte.

Nächst Kerbelah genießt der Wallfahrtsort Meschhed, an der nordöstlichen Grenze des Reichs gelegen, das größte Ansehen. Die Reise dorthin hat ebenfalls ihre Beschwerlich-

keiten und Gefahren, indem viele Pilger von den Turkomanen geraubt und nach Chiwa oder Buchara in die Sklaverei verkauft werden, aus der sie sich durch schweres Lösegeld befreien müssen oder auch nie zurückkehren.

Der Titel eines Hadschi wird jedoch nur durch die Fahrt nach Mekkeh erlangt; Kerbelah und Meschhed berechtigen zur Benennung Kerbelai und Meschhedi.

Als kleinere Wallfahrtsorte sind noch Kum und Schah abdul Azim zu nennen.

Die von Mekkeh Heimkehrenden bringen ihren Bekannten arabische Fächer, Datteln, Kaffee u. s. w. als Angebinde mit und werden von ihnen mit dem Glückwunsch: „Ziäret ḳæbul!“ (Die Pilgerfahrt möge genehm sein!) empfangen. Die Pilger sollen sich während der Reise eines gottgefälligen Wandels befleißigen, keinen Wein trinken, auch sich in geschlechtlicher Beziehung zurückhalten; doch finden häufig Uebertretungen dieser Gebote statt.

Auf Reisen begegnet man nicht selten einem Karavanenzug von Pilgern. An der Spitze reitet beim Zug durch die Städte der Tschausch; er trägt eine rothe Fahne und singt mit gellender Stimme das Lob des zu besuchenden Patrons. Ihm folgt ein langer Troß von Männern und Frauen, auch Kinder, einzeln oder paarweise in Körben (kædschäweh) auf Pferde und Esel gebunden. Im Karavanserai angekommen, richtet jeder seine kleine Wirthschaft ein, versorgt die Thiere und bereitet sich den Mundvorrath. So geht es Tag um Tag langsam weiter. Pilger, welche von Indien aus zu Fuß den Weg nach Mekkeh und Kerbelah zurücklegen, brauchen mehrere Jahre, bis sie wieder in der Heimat anlangen.

Die jetzigen Könige von Persien wallfahrten höchstens nach Kum, da Meschhed an der äußersten Grenze des Reichs liegt und ein Schachzug in jene Gegend schlimm ablaufen

könnte, die andern heiligen Orte aber, als außer Landes gelegen, begreiflicherweise gar nicht in Betracht kommen. Kum hat außerdem noch den Vorzug, daß mehrere Fürsten der Kadscharendynastie daselbst beigesetzt sind.

Ueber das Almosengeben (zækut) enthält das Religionsgesetz bestimmte Vorschriften, in denen auch das Minimum normirt ist. Obwol der gewöhnliche Mann an diese Norm sich nicht hält, weil seine Mittel dazu kaum ausreichen würden, gibt er doch viel Almosen an Thiere wie Menschen; er folgt ohne Heuchelei dem Zuge seines Herzens und steht in diesem Punkt dem Europäer voran. Auch den Gelübden (næzær besten), die er in schwierigen Lebenslagen thut, bleibt er die Erfüllung nicht schuldig. Soll das Almosen gottgefällig sein, so muß es von rechtmäßig erworbenem Geld gegeben werden, und da der Perser diese Eigenschaft seinem Geld nicht immer zutraut, so verpfändet er häufig ein kostbares Geräth oder einen Shawl, verschenkt das dafür erhaltene Geld und löst später sein Pfand wieder ein. Vor dem Opferfest wurde ich häufig von Würdenträgern um ein Darlehn von 5—20 Dukaten angegangen; ich glaubte anfangs, es geschehe aus wirklichem Geldmangel, überzeugte mich aber dann, daß es keinen andern Grund hatte, als weil sie meinen Erwerb für ehrlich und deshalb mein Geld zum Almosen geeignet hielten. Ich konnte bei Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man am Europäer alles für unrein halte, nur nicht, wie es scheine, sein Geld. Bei Krankheiten geliebter Angehörigen schlachtet man Schafe und vertheilt das Fleisch an die Armen.

Infolge der Bereitwilligkeit zum Almosengeben ist auch die Zahl der Bettler sehr groß. Die Blinden werden vorzugsweise reichlich bedacht, sodaß manche von dem Erlös ihres Bettels mehrere Weiber anständig erhalten, andere nicht unbedeutende Summen vergraben haben sollen. Es herrscht unter den Blinden

ein Geist der Association; sie betteln gewöhnlich zu vieren, und rufen dem Vorübergehenden zu: „Vier Blinde für einen Kreuzer!“ In der Zwischenzeit treiben sie allerhand Späße und Schwänke. Häufig begegnet man Bettlern mit verstümmelten Händen; dies sind bestrafte Diebe, doch schwächt der Umstand das Mitleid nicht, sie erhalten gleichen Antheil wie die übrigen. Auch den Europäer verschmähen die Bettler nicht in Contribution zu setzen; sie machen ihm das Compliment, das Mitleid des Frengi sei größer als das des Muselman, obgleich das Gegentheil wahr ist.

Aeußerst belästigend sind die Fasten (rūzeh, siām) im Monat Ramazan; sie unterbrechen Handel und Verkehr und erfordern eine vollständige Umwandlung der Lebensweise. Man wacht und ißt des Nachts, und schläft den ganzen Tag bis zum Sichtbarwerden der Sterne. Die Sunniten nehmen schon gleich nach Sonnenuntergang den Imbiß (iftār) und werden deshalb von den Schiiten beschuldigt, die Fasten nicht zu halten, obwol sie sich im Durchschnitt strenger als die Schiiten kasteien; denn abgesehen von der großen Zahl der Sektirer finden sich auch viele der Sufis keineswegs geneigt, die gebotenen Entbehrungen zu tragen. Müssen sie auch zum Schein an der Nachtmahlzeit theilnehmen, so lassen sie es sich doch im geheimen auch am Tage schmecken. Wenn zwei solche Sünder, die einander recht gut kennen, sich begegnen, so macht dennoch einer dem andern in vollem Ernst Complimente über das magere Aussehen, und man tröstet sich gegenseitig, daß bereits so viele Fasttage abgelaufen, mithin nur noch wenige zu überstehen seien. Abends stellen sie sich matt vor Hunger und betrachten mit scheinbarer Sehnsucht die Speisen.

Während der Nacht wird im Koran gelesen; bei nahender Morgenröthe verkündet in den Städten ein Kanonenschuß, daß man sich von nun an der Speise und des Tranks

zu enthalten habe; darauf wird das Morgengebet verrichtet und man legt sich zu Bett. Nachmittags füllen sich die Moscheen mit Andächtigen; andere verweilen bis Sonnenuntergang auf dem großen Platz, wo eine Art Markt oder Ausstellung europäischer Waaren stattfindet.

Der Ramazan ist unbedingt für nicht arabische Klimate eine höchst widersinnige Einrichtung. In einem Staat, dessen meiste Bewohner vom Ertrag der Arbeit leben, wo also die Geschäfte ihren regelmäßigen Gang haben müssen, erfordert er die größten Opfer an Zeit und Arbeitskräften. Er ruinirt sowol die Gesundheit als das Hauswesen, denn die Ersparniß an Kost ist nur eine scheinbare, die Consumtion ist im Gegentheil größer und kostspieliger als in der gewöhnlichen Zeit, und viele Familien stecken sich in Schulden, um dem Aufwand für Nahrung und Beleuchtung zu genügen. Leute, denen nothwendige schwere Geschäfte obliegen, dispensirt zwar das Gesetz vom Fasten; allein gerade diese verschmähen in der Regel den Dispens, während Müßiggänger sich selbst dispensiren oder durch vorgeschützte Krankheit Mittel finden, von den gebotenen Entbehrungen Umgang zu nehmen.

Außer dem Freitag jeder Woche gelten als große Feste: der Neujahrstag (ayde nawruz), das Opferfest (ayde ḳurbān), das Ramazanfest (ayde bairam); als kleine: der Geburtstag Mohammed's (ayde maulude peigæmber) und die vom jetzigen König beigefügten: der Geburtstag Ali's und das Fest des Imam der Auferstehung (imāme āchere zæmān), des Imam Mehdi. Im strengen Sinn werden die Feste jedoch nur von den zum Hofe Gehörigen, den Regierungsbeamten, Offizieren u. s. w. gefeiert; das Volk kennt mit Ausnahme des Neujahrsfestes keinen Feiertag. Am Freitag sind alle Bazare geöffnet, die Gewerbs- und Handelsleute gehen ihren Geschäften nach, der Landmann bearbeitet sein Feld wie an den übrigen Wochentagen. Der König und

die Gouverneure aber ertheilen Freitags und an sonstigen Festtagen feierliche Audienz (salam), die Minister und Würdenträger lassen sich Glückwünsche darbringen; die gebräuchliche Formel lautet: „Ayde schumā mæbārek bād.“ Allgemein, von hoch und niedrig, wird nur der Nauruz nebst den darauffolgenden Tagen festlich begangen.

Das Opferfest fällt auf den 10. des Mondmonats Zilkadeh und trifft daher nach einem Cyklus von Jahren mit dem Versöhnungstag der Juden zusammen. Beiden liegt dieselbe Tradition, das Opfer Abraham's zu Grunde, nur daß die Moslims Ismael für Isaak substituiren. Während bei den heutigen Juden das symbolische Opfer sich auf das Schlachten einiger Hähnchen am Vorabend des Festes beschränkt, wird es von den Muselmanen im großartigen Maßstab ausgeführt. Ganze Heerden von Opferschafen werden in die Städte getrieben; in manchen Häusern schlachtet man deren zehn, und es gibt kaum eine Familie, welche nicht wenigstens ein Schaf opfert. Fleisch ist daher um diese Zeit so häufig, daß, obgleich jeder Arme nach Belieben davon holen kann, doch noch vieles verdirbt und auf die Straße geworfen wird. Hier bleibt es sammt den Resten und Eingeweiden mehrere Tage liegen, denn die Hunde und Schakale vermögen die großen Massen nicht so rasch zu consumiren, und es entstehen infolge dessen fast immer Dysenterien und andere Krankheiten. Wird das Opferfest im Sommerlager des Schah gefeiert, so muß der Platz am folgenden Tag geräumt werden, da die verpestete Luft und das von hineingeworfenen Eingeweiden verunreinigte Wasser längern Aufenthalt daselbst unmöglich machen. In Jahren, wo die Cholera herrscht, kann man stets nach dem Fest eine gesteigerte Heftigkeit der Epidemie wahrnehmen. Gleich dem Fastnachtsochsen in Paris, wird in Teheran ein Kamel mit Musik und unter großem Gepränge durch die Straßen

geführt. Früher wurde es von dem König selbst geschlachtet, jetzt ist dieses Amt einem nahen Anverwandten aus der königlichen Familie übertragen; eigenhändig schlachtet der Schah nur einige Schafe, die ihm zu dem Zweck vorgeführt werden.

Zu den Festen sind ferner die Passionstage (jaum äschureh) in den ersten zehn Tagen des Monats Muharrem zu rechnen, an welchen die Passionsvorträge (taazieh) und Passionsspiele (taazieh-schæbih) zum Andenken an die Niederlage und das Märtyrerthum der Aliden bei Kerbelah abgehalten werden. Sie gleichen einer allgemeinen Landestrauer, jedermann legt schwarze Gewänder an, Processionen durchziehen die Stadt und besingen in düstern Weisen mit dem stets sich wiederholenden Refrain: „Ai Hussein, ai Hassan!" die Leiden der verehrten Opfer. Bei dem Refrain schlagen die Kinder aufhüpfend zwei hölzerne Rollen taktförmig aneinander, während die Erwachsenen sich mit der flachen Hand so fest an die Brust schlagen, daß der Schall weithin gehört wird und die getroffenen Stellen noch lange mit Blut unterlaufen sind. Die Berber aus Kabulistan und Kaschmir, von denen eine beträchtliche Zahl das Berberviertel in Teheran bewohnt, und andere Wallfahrer aus fernen Gegenden, die an den Umzügen theilnehmen, geißeln sich sogar die Brust mit Ketten. Der eintönige Gesang, die dumpfen Schläge an die Brust, das Zusammenschlagen der Holzcylinder und das Rasseln der Ketten ertönen oft schaurig bis spät nach Mitternacht in den Straßen.

An vielen öffentlichen Plätzen der Städte sieht man Circus (tækkieh), welche durch fromme Stiftungen gebaut und erhalten werden. In der Mitte des umschlossenen Raums erhebt sich eine Plattform, die Bühne zur Aufführung der Passionsspiele. Zu den Festtagen werden die innern Wände des Circus mit geblümtem Kattun und

mit Shawls decorirt; als Dach wird eine große Zeltdecke (tschäder-pusch) darüber ausgespannt. Auf breiten Gestellen prangen chinesische Schüsseln und Vasen von hohem Werth, europäische Krystallgläser, Kandelaber u. s. w., die aus den Nachbarhäusern zur Verherrlichung der Imams entlehnt werden. Auch ich wie andere Europäer wurden oft angegangen, unser Scherflein zur Ausschmückung beizutragen. Mit besonderm Luxus sind die Tekkiehs des Ministers und des Königs decorirt; der Staat schießt bedeutende Summen zu, die kostbarsten Gefäße und Krystalle aus der königlichen Schatzkammer bedecken die Gestelle, und den Acteurs, welche die Pagen Jezid's, des Besiegers der Aliden, vorstellen, werden die Kronjuwelen unter Bewachung anvertraut. Sänger (ruzichān) kommen aus allen Theilen des Reichs herbei; berühmt sind die von Kaschan, sie erhalten für jede Vorstellung ein bedeutendes Entgelt. Da ihre Mitwirkung nur in einigen Scenen nöthig ist, so finden die Vorstellungen in den verschiedenen Stadttheilen zu verschiedenen Stunden statt; die Ruzichans reiten im Galop von einem Ort zum andern und treten oft an einem Tage in funfzehn verschiedenen Tekkiehs auf.

Der Cyklus der Aufführungen nimmt eigentlich neun Tage hintereinander in Anspruch, an deren jedem eine andere Reihe von Begebenheiten zur Darstellung kommt. Weil aber die Zahl der Acteurs nicht ausreicht, so dauern sie die vollen zwei Monate Muharrem und Sefer hindurch. Die Personen des Stücks — auch die weiblichen werden von verschleierten Männern dargestellt — erscheinen meist zu Pferde mit Panzerhemd und Helm; auch ganze beladene Karavanen ziehen über die Bühne. Manche Scenen sind von ergreifender Wahrheit und machen einen wirklich tragischen Effect, nur wird das Ganze zu sehr in die Länge gezogen. Die Zuhörer schluchzen und weinen; sie folgen der Handlung mit

so lebhafter Theilnahme, daß sie die Person, welche den Jezid vorstellt, zerfleischen möchten. In den uncivilisirten Gegenden von Luristan soll es wirklich vorgekommen sein, daß ein Acteur sein allzu täuschendes Spiel mit dem Leben büßte; der Bösewicht pflegt daher, um die Illusion abzuschwächen, bei den ergreifendsten Scenen selbst mitzuweinen.

Nach der Tradition soll ein europäischer christlicher Gesandter im Lager des Jezid erschienen sein, um für die unglücklichen Opfer Fürsprache einzulegen, und da seine Bitten kein Gehör gefunden, er sich zum Islam bekannt und ebenfalls den Märtyrertod erlitten haben. Auf diese Scenenreihe, welche am siebenten Tage aufgeführt wird, verwenden die Darsteller allen Witz und alle Erfindungsgabe. Der erste europäische Gesandte, der an den persischen Hof kam, trug ein Fernrohr bei sich: darum hält man es für die Wahrheit der Darstellung erforderlich, daß der Gesandte stets mit einem Fernrohr unter dem Arm auf der Bühne erscheine. Zu seiner Costumirung werden Kleider von den Europäern entlehnt, wodurch nicht selten die lächerlichsten Caricaturen entstehen. So sah ich, wie der Gesandte (iltschi), mit seiner Tochter, einem Knaben in Crinoline und Damenkleidern, in einem Cabriolet sitzend, vorfuhr; er stieg aus, das unvermeidliche Fernrohr unter dem Arm, sang mehrere Arien und Duette und starb endlich sammt Fräulein Tochter den Märtyrertod. Einmal ersuchte auch mich der Kriegsminister, einige Kleidungsstücke aus meiner Garderobe für den Iltschi zu leihen; ich gab Frack und Hose, doch der Hut fehlte, da ich die persische Mütze trug. Man behalf sich mit einem vorräthigen österreichischen Dragonerhelm, und so erschien der Gesandte in Frack und Helm.

Auch unter den Zuschauern fehlt es nicht an komischen Auftritten; die armen Frauen, welche viele Stunden lang eingepfercht auf den Teppichen knien, gerathen bisweilen zur

Belustigung des ganzen Publikums in Streit; sie fahren einander ins Gesicht, reißen sich die Schleier herunter und lassen nicht eher ab, bis sie durch königliche Diener getrennt werden. Man sagt, der Schah unterhalte eigene agens provocateurs, welche die Frauen zum Streit reizen müssen.

Am achten Tage wird die Taazleh des Emir Teimur (Tamerlan) aufgeführt, vermischt mit lustigen Schwänken und Farcen. Endlich am zehnten Tage findet auf einem großen öffentlichen Platz die Apotheose der Märtyrer statt. An einem Seil fährt eine den Erzengel Gabriel vorstellende Puppe herab und empfängt die Seelen der Imams, um sie in die Gefilde des Paradieses zu geleiten. Vorher lassen die Großen ihre reichgezäumten und mit köstlichen Shawls geschmückten Galapferde auf dem Platze herumführen. Der Europäer hat hier Gelegenheit, manches edle Thier zu bewundern, das ihm sonst nie zu Gesicht gekommen wäre.

Die Sitte der Taaziehspiele ist so allgemein, daß sich kein Großer ihr entziehen kann, obgleich sie sehr bedeutenden Kostenaufwand verursachen; denn abgesehen von dem Entgelt für die Acteure, müssen die Gäste während der Vorstellung mit Sorbets und nach derselben mit einem splendiden Souper bewirthet werden. Da außerdem während der langen Zeit von zwei Monaten alle Geschäfte stocken und die Arbeit zurückbleibt, so ist es klar, daß auch diese Feste viel zum Ruin des Hauses und zur Verschuldung der Familien beitragen.

Von Strenggläubigen werden übrigens die scenischen Darstellungen für unerlaubt, für eine Entheiligung der Imams und für Götzendienst erklärt; sie beschränken die Feier der Passionstage auf die Vorträge (taazieh), welche darin bestehen, daß ein Sänger vom Podium herab in Form von Recitativen die Passionsgeschichte der Aliden absingt. Die vortreffliche Modulation der Stimme nach dem Alter und Geschlecht der handelnden Personen beweist, daß der Perser

zum Schauspieler geboren ist. Diese Taaziehs besuchen auch die Mullas, während sie die Spiele zwar dulden, doch misbilligen. Nicht selten werden sogar noch in andern Monaten des Jahrs infolge von Gelübden Taaziehspiele aufgeführt. Man muß Augenzeuge gewesen sein, um sich von dem Enthusiasmus des Publikums, besonders des weiblichen Theils, für diese theatralischen Aufführungen einen Begriff zu machen.

Haben wir bisher von den mancherlei Uebertretungen der positiven Gebote (amer) berichtet, so geht aus dem Nachfolgenden hervor, daß ebenso wenig die Verbote (nahf) streng befolgt werden.

Ueber den häufigen Genuß berauschender Getränke wird an einer andern Stelle unsers Buchs Ausführliches mitgetheilt werden.

Ein hazardiöses Kartenspiel ist unter den höhern Ständen und deren Bediensteten sehr im Schwung; es heißt Kändschefeh, auch Asbazi, und hat Aehnlichkeit mit dem sogenannten Landsknecht. An den königlichen Hof werden bei Festlichkeiten oder Jagden einige Prinzen und Würdenträger zum Spiel geladen; es soll dabei manchmal ein Weib auf eine Karte gewonnen und verloren worden sein. Leute aus den niedern Klassen ziehen sich in die Ruinen (chærābāt) zurück, um dort der Leidenschaft des Spiels zu fröhnen. Werden sie von der Wache dabei ertappt, so droht ihnen die Strafe der Bastonnade. Erlaubte Spiele sind: das Trictrac (tæchte nard) und das Schachspiel (schātrendsch). Die Schachfiguren heißen: König schāh, Königin vizir (der Name Vezier ist ganz dem orientalischen Begriff angemessen, eine Königin kann nie in die Oeffentlichkeit treten und besonders keine weiten Ausflüge machen), Thurm fil (Elefant), Ritter asp (Pferd), Läufer farsin, Bauer piādeh (Fußgänger); Schachmatt heißt schāh māt (nicht von dem arabischen Wort

mat, todt, sondern von dem persischen, welches, ähnlich dem deutschen „matt", abgespannt, zerrütteten Geistes bedeutet). Das Schachspiel ist in den bessern Klassen sehr beliebt, wird aber mit weniger Studium und Nachdenken gespielt als in Europa, obwol die Regeln ganz dieselben sind. Junge Leute aus den niedern Klassen sieht man ziemlich häufig beim Moraspiel. Ein auf Kenntniß der klassischen Epigramme beruhendes Spiel besteht darin, daß von dem einen ein kurzes Sinngedicht citirt wird, worauf der andere rasch ein solches hersagen muß, das mit demselben Anfangsbuchstaben beginnt, mit welchem das erste endigte. Ich wohnte einem derartigen Wettkampf bei, der über eine Stunde dauerte, bis endlich kein passender Satz mehr aufgefunden wurde.

Das Verbot, Wucherzinsen zu nehmen, läßt sich wol bei einem Nomaden-, nicht aber bei einem Handelsvolk, welches die Perser sind, aufrecht erhalten. Es wird daher gänzlich umgangen. Der gesetzliche Zinsfuß (tænzil) beträgt 12 Procent; bei den ungeregelten Ausgaben aber, durch kostspielige Heirathen, Feste, Fasten, der Prunksucht in den höhern Ständen und den alles Maß überschreitenden Luxus der Frauen verursacht, sowie bei dem augenblicklichen Bedarf großer Summen, um durch Bestechung eine Anklage niederzuschlagen oder ein Amt zu erkaufen, darf es nicht befremden, daß Gelder zu weit höhern Zinsen, bis zu 80 Procent, und zwar mit monatlichem Zuschlag der Zinsen zum Kapital, aufgenommen werden, und daß es kaum jemand in Persien gibt, der nicht entweder Schuldner (gharsdār) oder Gläubiger (talabdar) wäre. Selbst Priester leihen durch Vermittelung von Agenten Gelder auf hohe Zinsen aus. Der glückliche Zustand des Derwischthums, d. h. der Unabhängigkeit, wird mit den Worten bezeichnet: „Ne ghars dārem ne talab!" (Ich bin weder Schuldner noch Gläubiger!) Die Zahl dieser Glücklichen mag jedoch eine äußerst geringe sein.

Der Glaube an Zauberei, Hexenwesen (sæ'hr u dschādu) und Wahrsagerei (fāl) ist nicht so allgemein, wie er etwa bei uns im Mittelalter gewesen. Ich hörte wol von Individuen sagen, daß sie im Verdacht ständen, mit Diws und Dschins (bösen und guten Geistern) zu verkehren, doch nie, daß man sie deshalb verfolgt oder bestraft hätte. Wie allerwärts, sind es auch hier die Frauen, welche zumeist dem Aberglauben huldigen, besonders in Sachen der Liebe und Fruchtbarkeit, sowie in Bezug auf Krankheit und die Sterblichkeit der Kinder; sie glauben an den bösen Blick (bæd næzer), an die Möglichkeit, durch Bezauberung die Liebe des Mannes zu- oder abzuwenden; sie behängen sich und ihre Kinder mit schützenden Amuleten und Talismanen (taawiz, teles'm) oder suchen verderbenbringende an die Kleider ihrer Nebenbuhlerinnen und Feindinnen zu heften. Diese Amulete, allen drei Naturreichen entnommen, stehen zwar in unbestrittenem Ansehen, doch sagt der gebildete Perser lächelnd von ihnen: „Kāre zenāne est!" (Sie sind Sache der Frauen!) Anders verhält es sich mit dem Befragen des Orakels (istechāre und fāl); denn wenige Perser gehen an ein Unternehmen selbst von geringer Wichtigkeit, ohne vorher das Schicksal um Rath zu fragen. Man bedient sich dazu des Rosenkranzes oder des Koran und des Hafis, indem durch Einstechen in das Buch eine Stelle aufgeschlagen wird, oder einer Art Würfel (ræm'l); für letztere Procedur gibt es eigene Deuter, ræmmāl genannt. Nicht nur die Annahme einer Expedition, eines Commandos, des Gouvernements einer Provinz, sondern auch das Essen eines Apfels, das Trinken einer Tisane wird oft von der Istechare abhängig gemacht.

Ebenso betrachtet man die Träume (chāb diden) als Hinweisung auf kommende Dinge. Am festesten wurzelt jedoch der Aberglaube, daß gute und böse Vorbedeutungen

(chusch und bæd ḳadam) an drei Dingen sich kundgeben: an der Frau, dem Pferde und dem Hause. Begegnet dem Perser bei Erwerbung eines derselben etwas Günstiges, so entledigt er sich ihrer um keinen Preis; stößt ihm hingegen etwas Uebles zu, so sucht er sie so rasch als möglich wieder los zu werden. Manche Frau des Schah mußte blos deshalb den Harem verlassen, weil sie „bæd ḳadam" war. Rappen und Pferde mit einem weißen Hinterfuß bringen Unglück. Die Zahl 13 ist besonders schlecht angeschrieben, der Kaufmann vermeidet sogar sie beim Zählen zu nennen, auf 12 läßt er ziädeh, d. i. plus, und sodann gleich 14 folgen. Jeder Tribus hat seine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage. Doch nirgends findet sich der Glaube an Gespenster, für welche auch die Sprache kein Wort besitzt. Oft hört man Märchen von menschenfressenden, in Wüsten hausenden Ghuls, den Werwölfen in europäischen Sagen entsprechend.

Ein im ganzen Orient üblicher Brauch ist es, an gewissen Moscheen, Bäumen, Steinhaufen oder auf hohen Bergen kleine Fetzen der Kleidung als Vota anzuheften (vota suspendere).*) In Teheran steht nahe dem Schemiranthor eine Kapelle, deren Gitter mit Tausenden von Lumpen behangen ist, und auf dem Wege nach Abegerm am Demawend sah ich eine einzelnstehende mächtige Juniperus excelsa, an der kein Vorüberziehender ein Stück aus seiner Kleidung hängen zu lassen versäumt. Der ihm zugeschriebenen Heiligkeit verdankt der Baum seine Erhaltung. In Ermangelung eines Baums trägt auch an gewissen Stellen jeder Reisende einen Stein herzu; mit der Zeit entsteht eine Pyramide, und in ihrem Schutz wächst bald ein Rhamnus auf, an welchem dann die Vota befestigt werden.

Für besonders vertraut mit den Diws und Dschins

*) Vgl. Kremer, Aegypten (Leipzig 1863), S. 151.

gelten die Schlangenbeschwörer: Derwische, welche allerlei giftige Schlangen, Skorpione und Warnechsen auf öffentlichen Plätzen produciren. Sie reizen die Thiere, schlingen sie sich um den Hals, stecken die Hand in ihren Rachen, und theilen, unter Anrufen der Dschins und Afrit (Kobold), auch andern Personen für ein Entgelt die Unverletzlichkeit (afsun) vom Biß giftiger Thiere mit. Manche behaupten, das Affun nur in der rechten oder linken Hand zu besitzen, sodaß sie nur mit dieser giftige Thiere berühren und fangen könnten.

All dergleichen Beschwörungen und Zauberkünste sind vom Gesetz verpönt; allein sie finden in der Praxis mehr Anerkennung als die Religion, welche sie verbietet.

Allgemein respectirt wird nur das Verbot, Schweinefleisch und das Fleisch von ersticktem Vieh zu genießen. Der Orientale, auch der im Orient lebende Christ, hat eine ausgesprochene Antipathie dagegen. Jedes Thier, von dem er genießen soll, muß so geschlachtet sein, daß dem Blut gehöriger Abfluß gestattet wurde. Er weicht hiervon nur im äußersten Nothfall ab, denn die Macht der Gewohnheit und der Ekel, der ihm von Kindheit auf gegen diese Speisen eingeflößt wird, unterstützen das religiöse Verbot.

Von den Schiiten wenig unterschieden ist die Sekte der Scheichi. Sie hat ihren ursprünglichen Sitz in Kirmanschah, wo viele schlagfertige Männer mit den Waffen für ihre Lehre einstehen; doch leben auch Anhänger derselben in verschiedenen Städten zerstreut, selbst in der Residenz. Trotz der Anfeindungen von seiten der Mulas wußten die Scheichi ihre Gleichberechtigung zu behaupten; sie besitzen eine Moschee in Teheran und Priester, welche Predigten halten. Eine vorgeschlagene Disputation mit den Schiehpriestern wurde von diesen nicht angenommen. Ihre Lehre beschäftigt sich vornehmlich mit subtilen Untersuchungen über die Form der Existenz des Imam Meihdi, welcher am Tage der

Auferstehung erscheinen soll, und erinnert dadurch an die Sophismen der byzantinischen Kirche. Wie jede neue Sekte zeichnen sich die Scheichi durch Fanatismus und Starrsinn aus; daher die Civilisation nichts von ihnen zu hoffen hat.

Unter dem Namen Ali Allah versteht der Perser alle die verschiedenen Sekten, welche an die Incarnation Ali's glauben: sowol diejenigen, welche ihn als die unmittelbare Incarnation Gottes, als die, welche nur die mittelbare durch Abraham, Moses, David und Jesus Christus annehmen. Obgleich sie sich zu den Moslems rechnen, leugnen sie doch die Gültigkeit des Korans, verrichten nicht das Gebet und halten sich weder an die Speise- noch an die Reinigungsgesetze. Des letztern Umstandes wegen können die Europäer leichter mit ihnen verkehren und wählen deshalb meist Ali Allahs zu Dienern. Ihr Hauptsitz ist in und um Kirmanschah, wo sie öffentlich auftreten und ihr geistliches Oberhaupt residirt, dem sie übermenschliche Verehrung zollen. Ich sah diesen Hierarchen einst in einer Audienz des Königs. Der Schah empfing ihn zwar nur im Garten, zeigte sich aber sehr gnädig und ertheilte ihm beim Abschied die Ehre des Chalaats. Man erzählt sich in Persien die abenteuerlichsten Geschichten von diesen Sektirern. Sie sollen unbeschädigt durch das Feuer passiren und ihre Kinder ohne Nachtheil von hohen Stockwerken herabstürzen können: Märchen, welche wol, da sie so oft unter Garantie des Augenscheins wiederholt werden, in bei ihnen eigenthümlichen Ceremonien ihren Ursprung haben mögen. Ali Allahs sind über das ganze Land zerstreut, besonders viele wohnen in der Stadt Demawend. Der Zweig, welcher sich den Namen Däwudi beilegt, hat die Gegend um Kaswin inne und die Dörfer, welche gegen Rescht zu liegen.

Sunniten befinden sich auch in beträchtlicher Anzahl

in Kurdistan, in Azerbeidschan, am Persischen Golf, in Talisch und am Kaspischen See.

Viel Aufsehen erregte in neuester Zeit die Sekte der Babis. Ihr Stifter, ein gelehrter Seïde (Propheten-Abkömmling), nannte sich bāb eddin (Pforte des Glaubens). Er schrieb einen Kanon in arabischer Sprache, leugnete den Koran, führte den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen ein, und lehrte, daß, wer für die Vertheidigung und die Ausbreitung des von ihm verkündeten Glaubens falle, unsterblich sei und im Moment des Todes an einem andern Ort wieder auflebe.

Diese Lehre, eine Erneuerung und Fortsetzung der in der Sassanidenzeit von Mäzdak aufgestellten Dogmen, gewann bald zahlreiche Anhänger in Schiraz, Masanderan, Ardistan, Sendschan und in andern Städten, vornehmlich unter den Seïden, den Gelehrten des Reichs. Auch viele durch Geist und Wissen ausgezeichnete Frauen schlossen sich ihr an; unter ihnen ward besonders die gelehrteste Frau Persiens, Gurret el ayn (Augenweide), als eifrige Bekennerin genannt. Die einen traten aus Ueberzeugung zu der Sekte über, andere ließen sich im Rausch, vom Genuß des Haschisch in einen Zustand der Seligkeit versetzt, dazu werben. Demnach wurde dieses Narkotikum von den Babis zu gleichem Zweck wie von den Assasinen benutzt.

Im Anfang der Regierung des Nassereddin Schah beging der Großvezier Emir nizam den Fehler, daß er den Babeddin, weil er seine Lehren nicht widerrufen wollte, anstatt ihn als Schwärmer und Narren durch Einsperrung unschädlich zu machen, zum Tode des Erschießens verurtheilte. Bei der Execution, welche in Tabris stattfand, wurde der Delinquent gegen eine Mauer gestellt, und eine kleine Abtheilung Soldaten hatte auf Commando zu schießen. Da aber die Soldaten wahrscheinlich sehr ungern dem Befehl

gehorchten, drückten sie ohne zu zielen ihre Gewehre ab. Babeddin benutzte den entstandenen Pulverdampf, um durch das Loch einer Wasserleitung zu schlüpfen. Zu seinem Unglück und zum Glück des Landes wurde er jedoch auf der andern Seite der Mauer entdeckt und nun wirklich erschossen. Wäre er nicht aufgefunden worden, so hätte das Volk unbedingt an seine Himmelfahrt geglaubt, und dieses Wunder hätte hingereicht, den größten Theil der Bevölkerung zu seiner destructiven Lehre zu bekehren, da man ohnehin, von der herrschenden Religion unbefriedigt, sich nach etwas Neuem sehnt.

Bald nach dem Tode Babeddin's erhoben seine Anhänger die Fahne der Empörung. Sie nahmen mehrere feste Orte in Masanderan und kämpften mit Löwenmuth, sodaß sie nur durch die ungeheuere Uebermacht und erst nach langen Kämpfen erdrückt werden konnten. Einzelne, obgleich schlecht befestigte Orte, wie Sendschan, hielten sie viele Monate gegen die Kanonen der königlichen Truppen; allein sie wurden endlich völlig besiegt, und damit schien die Sekte erloschen.

Als im Spätsommer 1852 der Schah in Begleitung von etwa 500 Mann Garde von seinem Lustschloß Niaveran aus einen Spazierritt unternahm, kamen drei Männer auf ihn zu, wovon der eine à bout portant eine Pistole auf ihn abfeuerte. An das parthische Reiterkunststück gewöhnt, glitt der Schah im Nu unter den Bauch seines Pferdes; die Garde, wie Ein Mann zurückweichend, überließ ihn seinem Schicksal, denn alle waren der Meinung, er sei todt herabgesunken und auf Anstiften eines Prätendenten ermordet worden; wegen einer Leiche aber es mit den Lebenden zu verderben, hielt man für überflüssig. Nur ein fremder Diener bemerkte, daß der Schah sich regte; er trat beherzt hinzu und ergriff einen der Mörder. Es entstand ein Kampf,

in welchem der Diener einen Dolchstich in den Bauch erhielt; unterdessen traten aber andere hinzu, packten die Mörder — und der König war gerettet. Wie sich ergab, hatten ihn nur einige kleine Schrotkörner in der Gegend der Gesäßmuskeln getroffen. In den Attentätern erkannte man fanatische Babis, welche den Tod ihres Propheten rächen wollten. Die Pistolen und die Munition, deren sie sich bedient, waren aber so schlecht, daß sie nur durch ein Wunder ihr Ziel hätten erreichen können. Der Schah zeigte sich sogleich dem Volk, um allen böswilligen Gerüchten zuvorzukommen. Einem Prinzen, der ihm Glück wünschte, daß Gott ihn gerettet habe, erwiderte er: „Allerdings hat Gott mich gerettet, denn ihr habt mich sämmtlich im Stich gelassen.“

Nun begannen die Verfolgungen. Man bestärkte den Schah in dem Glauben an ein weitverzweigtes Complot der Babis; man hinterbrachte ihm, unter den Regimentern, Staatsbeamten, Leibdienern, Priestern, Lehrern, Garden, in jedem Hause befänden sich Sektirer und er sei keinen Augenblick mehr seines Lebens sicher. Sogar die Frau des Großveziers, die aus Masanderan gebürtig war, beschuldigte man, zu der Sekte zu gehören; mit mehr Grund wurde der Oberste der Läufer, Schatir baschi, und seine Familie der Ketzerei angeklagt. Von allen Seiten in Angst und Schrecken gesetzt, verfiel der Schah auf ein machiavellistisches Mittel zur Ausrottung der Verschwörer. In Teheran lebte der Oberste der königlichen Farasche (færasch bäschi), Hadschi Ali Chan, ein Mann ohne Herz und auf Commando zu jeder Grausamkeit bereit; ihm gab er den Befehl, alle Babis auszuforschen und ins Gefängniß zu werfen. Dann verordnete er, jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärstandes solle wenigstens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls in einem oder dem andern Corps noch heimliche Anhänger der Sekte wären, sie sich

durch die Theilnahme an der Execution für immer bei ihren Glaubensgenossen compromittirten. Dieser Plan wurde auch ausgeführt. Hadschi Ali, ein erfinderischer Kopf, ersann die gräßlichsten, qualvollsten Todesarten. Das Wegblasen vor der Kanonenmündung wurde als zu gelind nur einmal angewandt; man amputirte stückweise, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Sohlen und zwang den Gemarterten damit zu tanzen, bohrte Löcher in den Leib und steckte brennende Kerzchen hinein u. s. w., und mit aller Strenge wurde darauf gehalten, daß jeder einzelne im ganzen Corps sich bei Verübung der Martern betheiligte. Die Märtyrer bewiesen den Muth und die Standhaftigkeit des Fanatismus; keiner widerrief, keinem entschlüpfte ein Schmerzensschrei. Ich war Zeuge von der Hinrichtung der Kurret el ayn, die vom Kriegsminister und seinen Adjutanten vollzogen wurde; die schöne Frau erduldete den langsamen Tod mit übermenschlicher Stärke.

Viele andere wurden unter der Anklage des Babismus von Hadschi Ali ihres Vermögens beraubt, und auch in den Provinzen vollstreckten die Gouverneure massenhafte Executionen. Dennoch dürfte die Gefahr für das Land wie für den König keineswegs beseitigt sein. Die Anhänger Babeddin's besitzen das von ihm verfaßte Gesetzbuch*), sie haben einen Propheten und viele Märtyrer, also den vollständigen Apparat zu einer festgegründeten Religion. Sie zogen sich in die entfernten Provinzen zurück und verbergen nach dem schiitischen Grundsatz (takkieh) ihren wahren Glauben; andere flüchteten nach Kerbelah, wo sie vielleicht auf eine neue Schilderhebung sinnen.

---

*) Ein Exemplar dieses Kanons befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Teheran; eine Abschrift davon soll für die kaiserliche Bibliothek in Petersburg genommen worden sein.

Von den andern Religionsgenossen: den Armeniern, Juden und Gebern, war schon im Anfangskapitel die Rede. Es wäre nur noch zu erwähnen, daß am Urumiesee die Lazaristen und die Methodisten sich das Seelenheil einiger armer fleißiger Chaldäer-Nestorianer streitig machen, und daß es ihnen bereits gelungen ist, unter dieser kleinen Heerde viel Zwietracht und Bruderkampf zu stiften — ad majorem Dei gloriam!

XI.

Bäder und Begräbnißstätten.

Oeffentliche Bäder. Der Dalak (Badediener). Das Färben der Haare. Badeproceduren. Die Frauenbäder. Vorzüge und Nachtheile des persischen Bades. Tod und Beerdigung. Friedhöfe. Transport der Leichen nach den heiligen Orten.

A. Bäder.

Im engen Zusammenhang mit dem religiösen Leben der Perser stehen die Bäder (hammām, gærm-ābe, warmes Wasser); denn sowol durch die geschlechtliche Vermischung, die Menstruation, das Gebären, überhaupt durch jede Krankheit, als auch durch das Berühren für unrein geltender Gegenstände, wie Blut, Eiter, Cadavertheile, Hunde u. s. w., wird der Körper gesetzlich unrein (nedschis), und in allen diesen Fällen muß er der Reinigung durch das Bad unterzogen werden. Aber auch abgesehen von den rituellen Bestimmungen sind Bäder dem Orientalen ein unentbehrliches Bedürfniß; ohne sie kann er sich keinen Comfort für möglich denken, und er verwendet daher auf den Bau und die Erhaltung derselben große Sorgfalt. Es gibt öffentliche und private Badeanstalten. Erstere verdanken ihr Dasein und ihre Unterhaltung frommen Stiftungen; letztere dienen zwar

mehr zum eigenen Gebrauch des Besitzers, stehen aber zu gewissen Stunden für Entgelt auch dem Publikum offen.

Die Heizung geschieht mit getrocknetem Pferdemist; ein mit Rohr geschichteter Düngerhaufen läßt immer auf die Nähe eines Bades schließen. Den Eingang des Gebäudes schmücken Abbildungen, gewöhnlich die Heldenkämpfe Rustan's mit den Diws darstellend, wobei die beliebteste Figur ein vom Sieger mittendurch gespaltener Reiter zu sein scheint, dessen eine Hälfte bereits vom Pferde sinkt, während die andere sich noch aufrecht hält. Die Bäder selbst befinden sich in gewölbten Souterrains, welche das Licht von oben durch zahlreiche gläserne Halbkugeln empfangen. Das erste Zimmer heißt das Kühlzimmer (ser-e-hamam). Um einen in dessen Mitte sprudelnden Springbrunnen zieht sich rings an den Wänden eine mit Teppichen bedeckte Balustrade hin. Hier entkleidet man sich und schürzt ein Tuch (lung) um die Lenden. Dann tritt man in das zweite Zimmer. Es enthält ein großes, mit Wasser gefülltes Bassin, unter dessen aus einer mächtigen Bronzeplatte (tun) bestehendem Boden ein gelindes Feuer brennt. Für die gesetzliche Reinigung (wuzu) genügt mehrmaliges Untertauchen in diesem Bassin. Das zu einer bestimmten Quantität darin befindliche Wasser wird nicht erneuert, ob auch hundert Personen nacheinander baden, denn es kann der mohammedanischen Satzung gemäß, trotz der Ueberfüllung mit animalischen Substanzen, nie unrein werden.

Gilt es jedoch, der Gesundheit oder Annehmlichkeit wegen ein Bad zu nehmen, so begibt man sich in das dritte Zimmer. Der Fußboden desselben besteht aus Ziegel- oder Marmorsteinen, welche mittels unterirdischer Röhren durch Wasserdampf erhitzt werden. Man wird sogleich von dem Dalak (Bader und Kneter) in Empfang genommen und verbleibt ihm wenigstens zwei volle Stunden zur unbeschränkten

Disposition. Der Dalak gießt Wasser auf die heißen Ziegel, um etwas Dampf zu erzeugen; doch ist die Dampfmasse keineswegs so groß wie in dem gewöhnlichen russischen Bad. Hierauf breitet er ein Tuch (lung) auf dem Boden aus, rollt ein anderes als Kopfkissen zusammen und heißt den Badenden sich niederlegen. Nun beginnt die Haarfärbung. Jeder Perser färbt sowol Haupt- und Barthaar wie die Augenbrauen bis ins höchste Alter, theils zur Verschönerung, theils weil er der Meinung ist, das Haar dadurch zu stärken und zu conserviren. Jedenfalls können die dort gebräuchlichen Färbemittel dem Haarwuchs nicht schädlich sein, denn Kahlköpfigkeit findet man äußerst selten, nur infolge des überstandenen Erbgrindes; hingegen ist der starke und volle Bartwuchs der Perser als eine nationale Eigenthümlichkeit berühmt. Das schwarzgefärbte Haar gibt den Männern ein jugendliches Aussehen, welches einen Fremden in Betreff des Alters leicht irreführt. Auch die dort lebenden Europäer färben sich das Haar, um der Sitte und den Schönheitsansprüchen des Landes zu genügen.

Zum Zweck der Färbung werden die Haare mittels dreimaliger Waschung mit Seife vom Fett gereinigt und dann mit der Paste von Henna eingerieben. Henna ist ein mit lauem Wasser angerührtes Pulver der Lawsonia inermis, welche von vorzüglicher Güte in der Nähe der Stadt Yezd gedeiht, in Ispahan sortirt und gemahlen wird und von da aus in den Handel kommt. Die Paste muß wenigstens eine Stunde liegen bleiben; Frauen, die nicht von Geschäften gedrängt sind, lassen sie oft 4—6 Stunden einwirken. Danach wird sie mit lauem Wasser abgespült. Dunkele Haare nehmen davon eine cochenillenartige Nuance an, während helle sich brennend hochroth färben. Diejenigen, welche diese Hennafarben lieben, stehen von jeder fernern Operation ab. Die meisten jedoch wollen ein glänzendes

Rabenschwarz erzielen und bedienen sich dazu der Paste von Reng, des Pulvers einer Indigofera, welche in Arabistan in der Nähe von Schuschter und Disful cultivirt wird. Das gemahlene Pulver ist sehr hygroskopisch, bäckt leicht zusammen und verliert dann mit der erbsgrünen Farbe auch seine Kraft. Gutes Reng muß, mit lauem Wasser angemacht, in kurzer Zeit tiefblau werden und an der Oberfläche pfauenschwanzfarbig anlaufen. Die Reng-Pasta bleibt ebenfalls eine Stunde lang auf den Haaren liegen; mehrere Stunden nach der Abspülung entsteht Oxydation, welche die tiefste und so festhaftende Schwärze erzeugt, daß sie durch keine Säuren und Alkalien wieder entfernt werden kann. Nur wegen des Nachwuchses bedarf es von Zeit zu Zeit einer Wiederholung der Procedur. Um den eigenthümlichen Glanz, welchen die Henna hervorbringt, zu erhalten, wird von manchen nach der Anwendung des Reng das Haar wieder noch eine Viertelstunde mit Henna behandelt.

Frauen und hier und da auch Männer lassen sich außer den Haaren die Handteller und Fußsohlen, besonders aber die Nägel im Bade mit Henna färben, wodurch diesen Theilen ein orangegelbes Aussehen gegeben wird, das im Orient sehr beliebt ist. Die Farbe dringt dabei nur in die dicken Epidermis- und Hornschichten dauernd ein, von den dünnen, z. B. an den Grenzen der Stirn, läßt sie sich mittels eines eingeseiften Wollbeutels leicht wieder abwaschen.

Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen wird dadurch erzeugt, daß man dieselben tagelang mit einer Masse aus grobgemahlenen Indigoblättern (wasmeh) belegt.

Mittels Henna werden auch die Schweife der königlichen Pferde gefärbt und Schimmel zu Goldfüchsen umgewandelt, oder durch auf den Leib gelegte Schablonen mit Figuren von Quasten und Troddeln bemalt.

Endlich wendet man die Henna bei erfrorenen Gliedern,

Contusionen, Abschürfungen und leichten Gelenkentzündungen als vermeintliches Hautstärkungsmittel an.

Während der Zeit, welche die Färbung erfordert, beschäftigt sich der Dalak mit den übrigen Manipulationen. Er entfernt mit einem Messer die überflüssigen Haare an den Extremitäten und am Kopf. Priester, überhaupt Leute, welche noch den Turban tragen, lassen sich das Haupt eigentlich ganz kahl rasiren. Nach der neuern Mode bleiben jedoch die Partien um die Schläfe und am Wirbel unberührt; erstere werden in zwei Locken vor und hinter dem Ohr, letztere zu einem Schopf oder einer Art chinesischem Zöpfchen vereinigt. Die Frauen behalten ihr volles Haupthaar. Auch von den Genitalien und aus den Achselhöhlen müssen nach dem Ritualgesetz die Haare entfernt werden, damit kein Schmuz oder excrementeller Stoff an diesen Theilen hafte. Dies geschieht mittels einer Paste von Auripigment und Kalk (nureh). Hierauf reibt der Dalak mit einem polirten Lavastein (senge pā, Fußstein) die Fußsohlen, um sie von überflüssigen Epidermislagern zu befreien. Der ganze Leib aber wird mit den Händen tüchtig durchgeknetet, alsdann mit einem rauhen Wollbeutel abgerieben, endlich ganz mit Seifenschaum bedeckt, welcher der Haut eine weiche, sammtartige Oberfläche verleiht. Zuletzt werden die einzelnen Gelenke, besonders die Wirbelsäule, nochmals durchwalkt und ausgestreckt. In dem Orientalen erzeugt die Procedur, welche ihn in einen Zustand von Ermattung (langueur) versetzt, angenehm wollüstige Empfindungen. Nachdem der Körper wiederholt mit lauem Wasser abgespült worden, taucht der Gebadete zum Ueberfluß noch einmal ins Bassin des zweiten Zimmers. Im ersten Zimmer wieder angelangt, wird er mit Tüchern bedeckt und von den Dienern einer abermaligen sanften Knetung (muschte māl) unterzogen, um den Körper zu trocknen und die Hautthätigkeit zu beleben, wonach er

die Kleider anlegt und die Anstalt verläßt. Beim Heraustreten spürt man in den ersten Momenten eine ziemliche Mattigkeit, die jedoch bald dem Gefühl allgemeinen Wohlbehagens Platz macht. Ist man recht angegriffen von einem starken Ritt, so genügt ein solches Bad, um dem Körper seine frühere Spannkraft zurückzugeben.

Von vielen Frauen werden die Bäder als Versammlungsorte zur Unterhaltung und zum Austausch von Stadtneuigkeiten benutzt; sie bringen oft halbe Tage darin zu, Scherbets schlürfend oder mit Musik und Gesang die Zeit vertändelnd. Die Sitte, sich in den Bädern zu tätowiren (chāl), d. h. an Kinn, Hals, Brust und um den Nabel Figuren und Blumenstöcke einzuätzen, ist bei den Frauen heutiger Zeit immer mehr im Abnehmen.

In gemeinschaftlichen Bädern bleiben die Morgenstunden ausschließlich für Frauen reservirt. Die Eröffnungszeit wird in jedem Stadtviertel durch ein Trompetensignal verkündet. Da die öffentlichen Badeanstalten, wie erwähnt, durch Fundationen erhalten werden, ist der Preis eines Bades sehr gering. Wegen des religiösen Charakters, den der Perser den Bädern beilegt, verbietet er Nichtmohammedanern deren Benutzung, selbst der Eintritt wird von Fanatikern ungern gesehen. In der Türkei dagegen steht ihr Gebrauch jedermann, auch den Christen, frei.

Ein persisches Bad reinigt allerdings den Körper am gründlichsten; es leistet auch bei Ermüdung durch Strapazen sowie in manchen rheumatischen Leiden gute Dienste; unleugbar aber erschlafft und verweichlicht es bei häufigem Gebrauch, und es kann deshalb seine Einführung in Europa zu andern als medicinischen Zwecken nicht empfohlen werden. Nachahmungswerth ist nur die Billigkeit der öffentlichen Bäder und ihre gleichmäßige Vertheilung in den verschiedenen Stadtbezirken, ferner das Abreiben des Körpers mit einem

rauhen, härenen Beutel; denn es wird dadurch eine so durchgreifende Reinigung der Haut bewirkt, wie sie durch gewöhnliche Wannenbäder nie zu erreichen ist.

Dem Orientalen gilt jedoch sein Bad als unerlaßliches Erforderniß zu einem behaglichen Dasein. Spricht er von den Annehmlichkeiten eines Aufenthaltsorts, so hebt er zuerst hervor, daß dort gute Bäder zu haben seien. Ebenso beurtheilt er die Größe und Mächtigkeit einer Stadt nach der Zahl von schönen, mit Marmorplatten ausgelegten Bädern, welche sie besitzt.

Unter den Badedienern findet man viele Neger; sie widerstehen dem schädlichen Einfluß der lauwarmen Dämpfe besser als die Weißen, von denen die meisten an Gelenkkrankheiten und an gefährlichen Dysenterien erkranken. Von dem Misbrauch der Bäder zur Befriedigung der niedrigsten thierischen Leidenschaft, der bekanntlich in der Türkei sehr verbreitet ist, halten sich die Perser frei.

B. Begräbnißstätten.

Der Perser erwartet den Tod mit bewunderswerther Fassung und Ruhe. Nie sah ich dort jene qualvolle Todesangst, wie sie dem Arzt in Europa so häufig am Krankenbett entgegentritt. Seine Ruhe gründet sich jedoch nicht auf das Bewußtsein eines gottgefälligen Lebenswandels und die Zuversicht in eine bessere Welt versetzt zu werden, denn ich beobachtete sie nicht minder bei Verbrechern, denen ihr Todesurtheil verkündet war, sondern sie wurzelt in dem Glauben an ein unabänderliches Fatum, das erfüllt werden muß, ohne dessen Zustimmung, wie Saadi sich ausdrückt, selbst der Fisch auf dem Trockenen nicht sterben kann. Auch die Sorge um das Los der Zurückbleibenden stört nicht die Ruhe des sterbenden Persers, so sehr er auch im Leben an der Familie hängt; ist er doch sicher, daß nach seinem Tode ein

anderer Familienchef den leergewordenen Platz ausfüllen wird, daß seine Kinder von den Verwandten aufgenommen und versorgt, daß seine Frauen durch Wiederverheirathung ihren Lebensbedarf decken werden. Er macht zwar in Gegenwart eines Mula sein Testament (wassiet), doch betrifft dasselbe mehr Legate zur Anlage von Brücken, Karavanserais, Moscheen, Madrasses u. s. w., als die Vertheilung seiner Güter unter die Erben, da das Erbrecht durch feste gesetzliche Bestimmungen geregelt ist. Wenige unterlassen es, eine Summe für den Transport ihrer Leiche an eine der heiligen Grabstätten festzusetzen. In den letzten Augenblicken umgeben die Koranleser (ḳäri) das Lager des Sterbenden, mit lauter Stimme die wohltönenden Verse des heiligen Buchs vorlesend.

Sowie der letzte Lebenshauch (ræmæḳ) entflohen, beginnt das officielle Geheul der Frauen, welche Wüthenden gleich umherfahren, sich die Haare ausraufen und die Fäuste ins Gesicht schlagen oder dermaßen mit dem Kopf gegen die Wand rennen, daß nicht selten die Bildung des Staars daraus erfolgt. Bei den armen Klassen wird sofort zur Beerdigung (dæf'n) geschritten, zumal wenn der Todesfall am Donnerstag nachmittags eintrat, denn man hält es für unheilbringend, am Freitag eine Leiche im Hause zu haben; bei den Wohlhabenden wartet man wenigstens einige Stunden, um den nöthigen Pomp herzurichten und die Freunde des Verstorbenen zum Leichenzug einzuladen. Nur die Beerdigung eines Ermordeten suchen die Angehörigen so lange zu verhindern, bis der Mörder ausgemittelt und der Blutrache übergeben worden.

Die Leiche wird auf einer Bahre, gewöhnlich mit einem Shawltuch bedeckt, unter Begleitung der Freunde und dem ununterbrochenen eintönigen Klagegesang: „La ihla il Allah!" auf den nächsten Imamzadeh (Friedhof) getragen. Hier

nehmen sie die Murdeschuren (Todtenwäscher) in Empfang, denen es obliegt, den Körper, ähnlich wie bei den Juden, zu waschen und, falls sie eine Wunde an demselben entdecken, dem Kalamter (Polizeimeister) davon Anzeige zu machen. Dieser soll die Beerdigung nicht eher, als bis die Todesursache constatirt worden, gestatten. Einigemal wurde die Beerdigung von Todten, welche an einer von mir ausgeführten Operation gestorben waren, beanstandet, und ich mußte erst die Todesursache bescheinigen. Nach beendeter Waschung legt man dem Leichnam etwas Kampher (kāfur) in den Mund, hüllt ihn in ein weißes, mit heiligen Sprüchen bedrucktes Bahrtuch und senkt ihn, mit dem Gesicht gegen Kerbelah gewendet, ins Grab.

Einige Tage nach der Beerdigung eines Staatsbeamten schickt der Schah einen Würdenträger zur Condolenz (aazādāri) an die Familie mit dem Geheiß, die Trauer aufzulassen (aaza werdāschten). Die Söhne werden dem König vorgestellt und erhalten als Zeichen seiner Gnade ein Ehrenkleid (chalāt). In der Regel wird auch das Amt und die Würde des Vaters auf sie übertragen, sodaß nicht selten einem sechsjährigen Kinde die Generalswürde verliehen wird. Dies hindert jedoch den Schah nicht, unter dem Vorwand, daß die Rechnungen des Verstorbenen defect seien, einen großen Theil des Nachlasses für sich in Anspruch zu nehmen und wirklich einzuziehen.

Die Begräbnißstätten (ḳaberistān), neben den Imamzadehs inmitten der Stadt sich befindend, haben keine Einfriedigung und sind von Verkehrswegen, häufig auch von offenen, nicht ausgemauerten Wasserleitungen durchkreuzt. In der Regenzeit versinkt oft der Fuß des Pferdes in ein gähnendes Grab. Die geringe Tiefe der Gräber macht sie Schakalen und Hyänen leicht zugänglich. Man pflegt deshalb in den Dörfern schwere Steine auf das Grab zu wälzen,

um den Leichnam vor Ausgrabung durch Hyänen zu schützen. Die Grabsteine sind meist unansehnlich, gewöhnlich bezeichnet nur ein senkrechter Schieferstein das Vorhandensein eines Grabes. Nur über den Grabstätten einiger weniger vornehmer Personen erheben sich massiv aus gemeißelten Steinen errichtete, mit Inschriften versehene Denkmäler (dæchmeh).*) Dergleichen Dächmehs stehen z. B. auf den Gräbern von Saadi und Hafis in der Nähe von Schiraz und auf dem Grabe Avicena's in Hamadan, welches die Inschrift trägt: „Hekimel hukemä afsel el fazela scheich ib'n Ali Sina." (Dem Doctor der Doctoren, dem Vorzüglichsten der Vorzüglichen, dem Avicena.)

Bei der beschriebenen Lage und mangelhaften Einrichtung der Friedhöfe darf es nicht wundernehmen, daß die benachbarten Stadtviertel beständig von Dysenterien heimgesucht sind und durch Cholera- oder Typhus-Epidemien besonders hart mitgenommen werden. Es gibt zwar auch Friedhöfe außerhalb der Stadt — sehr ausgedehnt und berühmt ist der von Ispahan, auf welchem, wie es heißt, hundertvierundzwanzig Propheten begraben liegen —, am meisten benutzt aber werden die in der Stadt gelegenen, weil es für die Hinterlassenen bequemer ist, dort die vorgeschriebenen Gebete am Grabe zu verrichten.

Die Ueberreste wohlhabender und angesehener Personen werden entweder sogleich oder nach erfolgter Wiederausgrabung zum Imamzadeh eines der geheiligten Orte Kerbelah, Meschhed, Kum oder Schah abdul aazim abgeführt. Auf diesen geweihten Imamzadehs kommt eine Grabstätte sehr hoch zu stehen. Der Preis wechselt je nach dem Grad der Heiligkeit des Orts und der größern oder geringern Ent-

---

*) Ganz ähnliche Grabmonumente sieht man auf dem alten Friedhof in Prag.

fernung vom Heiligen Grabe (saneh) zwischen 5—2000 Dukaten. Da ferner auch der Stand des Verstorbenen auf die Bestimmung des Preises von Einfluß ist, so lassen manchmal die Angehörigen eines Würdenträgers, um einer zu hohen Forderung zu entgehen, die Leiche incognito nach Kerbelah bringen und dort beerdigen; es war dies z. B. mit den Ueberresten Suliman Chan's, eines Onkels des Königs, der Fall.

Behufs des Transports werden die Leichen mit Filz umwickelt, an zwei seitliche Stangen befestigt und quer über den Rücken eines Maulthiers gelegt. Gewöhnlich überläßt man dem Mauleseltreiber allein den Conduct, zuweilen aber wird eine Schar Diener und Knechte zur Begleitung mitgegeben.

Auf Reisen begegnet man oft einer Todtenkaravane; ihre Annäherung macht sich im Sommer schon aus weiter Ferne dem Geruch bemerkbar. So offenkundig indeß die Nachtheile solcher Leichentransporte für die Gesundheit der Lebenden sind, scheint es doch unmöglich, das tief eingewurzelte Vorurtheil auszurotten. Als Dr. Cloquet und ich während einer herrschenden Cholera-Epidemie es bei der Regierung durchgesetzt hatten, daß nur nach besonderer von uns und dem Kalamter einzuholenden Erlaubniß Leichen ausgegraben und transportirt werden sollten, erhob sich ein solcher Sturm des Unwillens in der Bevölkerung, daß wir bald inne wurden, etwas Unausführbares und unsere Person aufs äußerste Gefährdendes angestrebt zu haben. Schon nach einigen Tagen blieb die königliche Verordnung unbeachtet.

Wer die christlichen Gottesacker zu Tabris, Teheran, Ispahan und Schiraz besucht, wird dort die Namen mancher verdienten europäischen Reisenden lesen, welche in dem ungewohnten

Klima ein frühzeitiges Grab fanden. Fern von den Ihrigen gebettet, sind doch ihre Namen nicht vergessen, denn dankbar haben die Annalen der Wissenschaft verzeichnet, was der einzelne zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß beigetragen. Friede ihrer Asche!

XII.

Der Nauruz (Das Neujahrsfest).

Zeitrechnung. Vorbereitungen zum Feste. Investitur der Gouverneure. Derwische. Salam für die Priester und Würdenträger. Aelteste Gebräuche. Neujahrscour beim Großvezier. Gratulationscour der Gesandten. Oeffentliche Audienz. Das Volksfest. Der Frauensalam. Besuche. Pferderennen. Der letzte Festtag.

Bei den Mohammedanern aller Sekten gilt bekanntlich das Mondjahr als Norm der Zeitrechnung, namentlich zur Bestimmung der religiösen Feste und Feiertage. Da nun in das Mondjahr keine Schalttage eingefügt werden, so fallen die Feste wechselnd in verschiedene Jahreszeiten und kehren erst nach einem Turnus von über dreißig Jahren zu derselben Periode zurück. Besonders auffallend tritt dieser Wechsel an dem Fastenmonat (ramazan) hervor, denn er bewirkt, daß selbst in den persischen Breitegraden die tägliche Fastenzeit zwischen neun und sechzehn Stunden variirt.

In der vormuselmanischen Epoche lag seit dem grauesten Alterthum das Sonnenjahr der Zeitrechnung zu Grunde, dessen Einsetzung dem fabelhaften Kaianidenkönig Dschem oder Dschemsid zugeschrieben wurde. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß man demselben König auch die Erfin-

dung oder Verbesserung des Pflugs zuschrieb, da allerdings ein fortgesetzter Landbau ohne regelmäßig wiederkehrende Jahresperioden nicht wohl möglich ist. Der Islam schaffte natürlich alle heidnischen Feste ab, und man darf annehmen, daß der kluge Mohammed hauptsächlich deshalb statt des bis dahin geltenden Sonnenjahrs das Mondjahr einführte, um in die Daten der alten, zum Theil noch zäh im Volk haftenden Festtage Verwirrung zu bringen; die agrarischen Verhältnisse lagen ihm als Nomaden zu fern, als daß er auf dieselben hätte Rücksicht nehmen sollen. Nur die Feier des Neujahrsfestes (nauruz), die zu tief mit dem iranischen Stamm verwachsen war, wagten die spätern Gesetzgeber und Eroberer nicht anzutasten. Man fand eine plausible Form für deren Fortbestand, indem man sie dem Andenken der Siege des vierten Chalifen, des in Persien besonders hochverehrten Ali, weihte. Der Nauruz ist daher auch der einzige Feiertag, welchen die Schiiten mit den im Lande lebenden Gebern (Parsen) gemein haben.

Erst unter der Regierung des Seldschukidenfürsten Melik Schah Dschelal-eddin stellte der gelehrte Astronom Chadsche Nässir genaue Beobachtungen an, welche eine Wiederannäherung an das alte Sonnenjahr zur Folge hatten. Doch kennt auch das persische Sonnenjahr keine Schalttage; es beginnt mit der Secunde, wo die Sonne in das Zeichen des Widders tritt; sein Anfang fällt also in die verschiedenen Tag- und Nachtstunden der Frühlingsäquinoctien.

Das Neujahrsfest ist epochemachend im öffentlichen und Familienleben des Persers und kann in mancher Beziehung mit der in einigen Ländern Europas üblichen Weihnachtsfeier verglichen werden. Schon zwei bis drei Monate vorher beginnen die Vorbereitungen dazu. Fabelhafte Massen von Süßigkeiten (schirini) werden in den Städten Ispahan und Yezd fabricirt und von dort mit Karavanen durchs

ganze Land verschickt. Der Verbrauch in diesem Artikel übersteigt alle Vorstellungen. Ohnehin sind die Perser jeden Alters und Geschlechts große Freunde von Süßigkeiten; am Nauruz aber muß auch der ärmste sowol einen Vorrath davon im Hause haben, als auch seinen Freunden und Verwandten dergleichen zuschicken. Nirgends fehlen, in besserer oder schlechterer Qualität, die Fladen aus Gez-Manna; nächst diesen sind Candis, Zeltchen, überzuckerte Mandeln, verschiedene candirte Samen und Früchte, mit Butter und Fettschwanz versetzte Pasten u. s. w. allgemein beliebt. Die ärmsten Klassen behelfen sich mit Traubensirup (schire) statt des Zuckers zur Bereitung ihrer Schirini. Aber was es auch koste, das Jahr muß süß beginnen.

Neben den Süßigkeiten werden Früchte, die man sehr künstlich aufzubewahren und bis zum Nauruz frisch zu erhalten versteht — Melonen von Ispahan und Kum, Trauben, Granatäpfel von Saweh, Birnen von Nätäns, Aepfel von Demawend —, in riesigen Ladungen verschickt. Einer alten Sitte gemäß läßt man auf Tellern Gerste, Weizen, Linsen und Kresse keimen, sodaß eine liebliche kleine Rasenfläche entsteht, welche demselben Gebrauch zufolge am dreizehnten Tage, dem letzten des Festes, auf die Gasse geworfen wird.

Wer es irgend zu erschwingen vermag, besonders aber jede Frau, legt am Nauruz ein neues Gewand an. Die Fabrikation und der Verkauf von Stoffen gehen daher um diese Zeit am stärksten, und manches Haupt einer zahlreichen Familie muß alle Mittel aufbieten, selbst Schulden machen, um dem unumgänglichen Bedarf zu genügen. Vorzüglich sind die seidenen Pluderhosen, worauf sich die Wünsche der Frauen concentriren, die Klage und Verzweiflung der Männer.

Der Schah empfängt aus allen Theilen des Landes Geschenke (pischkisch) an Shawl-, Seiden-, Woll-,

Kamelot- und Baumwollstoffen, während er seinerseits das ganze Personal seines Harems sammt der zahllosen Dienerschaft zu beschenken, sowie den Staatsbeamten und Gouverneuren Ehrenkleider (chalat) zu überschicken hat. Bis vor etwa zehn Jahren erhielten sogar noch der uralten Sitte des Dschemschid gemäß fast alle Diener und die Offiziere der Armee jeder einen Shawl im Preise von 8—100 Dukaten, die hohen Würdenträger und Gouverneure aber fertige, bis 400 Dukaten kostende Tunicas (dschubbe) aus Shawl, mit Perlenquasten und Goldtressen besetzt, vom König verehrt. Die hierzu erforderlichen Ausgaben waren ebenso belastend für den Staatsschatz als erträgnißlos für den Empfänger; denn schon beim Einkauf wurden die angewiesenen Summen fast zur Hälfte unterschlagen; alsdann schnitt sich der Ueberbringer ein Stück von dem Shawl ab, um es zu verkaufen; endlich mußte der Beschenkte für die Ehre der königlichen Spende wenigstens den vollen Werth des Erhaltenen in Geld entrichten. Seit dem Jahre 1854 wurden deshalb die officiellen Gaben auf die Minister, die höchsten Würdenträger, die Gouverneure und die anwesenden europäischen Gesandtschaften beschränkt mit Ausnahme der englischen, welche von jeher das Geschenk ablehnte.

Für die Gouverneure der Provinzen hat übrigens das königliche Ehrenkleid die Bedeutung einer wirklichen Investitur; das Ausbleiben desselben gilt als Zeichen für die bevorstehende Amtsentsetzung, denn am Nauruz muß der Gouverneur entweder in seiner Würde bestätigt oder ihm ein Nachfolger designirt werden. Vor sieben Jahren wurde eine Verordnung erlassen, wonach die sämmtlichen Gouverneure sich zum Nauruz in der Residenz einfinden sollten; natürlich war es dabei auf die von ihnen mitzubringenden Geschenke für den König und die Minister (haddieh) abgesehen. Allein der Befehl kam nie zur Ausführung, sondern es blieb wie

früher beim Chalat. Man sieht daher um diese Zeit königliche Kämmerlinge als Ueberbringer der Ehrenkleider nach allen Richtungen des Landes abgehen. Der pomphaften Mission entsprechend, reisen sie mit großem Gefolge von Dienern, Handpferden (jédek) und Lastthieren. Der Gouverneur, begleitet von seinen Secretären und Dienern, zieht dem königlichen Sendboten einige Meilen entgegen; vor einem reichlich mit Süßigkeiten und Früchten versehenen Zelt steigt er vom Roß und empfängt mit derselben Ehrerbietung, als stände er vor dem Schah selbst, das Ehrenkleid, welches ihm von dem Kämmerling über die Schulter geworfen wird. Die ganze Ceremonie heißt davon Chalat puschan. Nachdem man im Zelte Süßigkeiten, Thee, Kaffee und Nargileh genossen, kehrt der Investirte unter steten Glückwünschen in seine Behausung zurück. Nun muß er für namhafte Geschenke an den Schah sowie für nicht minder reiche Gaben an den Premierminister und andere dem Thron nahestehende Personen Sorge tragen, damit sie im Gespräch mit dem König seiner in Gutem gedenken, wenigstens nichts Nachtheiliges von ihm sagen. Oft ist die Summe, für welche ihm das Chalat geschickt wird, schon im voraus festgesetzt. Selbstverständlich liegt ihm die glänzende Verpflegung des Kämmerlings und seines zahlreichen Trosses ob; er hat demselben aber auch noch ein baares Geschenk von 800—2000 Dukaten einzuhändigen, damit er bei seiner Zurückkunft an den Hof viel von der Tugend und Gerechtigkeitsliebe des Gouverneurs spreche, und von dem überglücklichen Zustand, in welchem sich seine Provinz befinde. Der Schah versäumt nie, sich bei den Zurückkehrenden nach dem Ertrag ihrer Mission zu erkundigen; er schickt seine Lieblinge dahin, wo das meiste für sie zu gewinnen ist, und Wehe dem Gouverneur, der bei solcher Gelegenheit sich knickerig zeigen wollte! Da der Ueberbringer des Chalat in der Regel auch noch Pferde,

Teppiche, Eunuchen und andere Sklaven zum Geschenk erhält, so vermag die Sendung in eine gute Provinz den zerrütteten Vermögensverhältnissen eines Mannes gründlich wieder aufzuhelfen.

Sowie der König im großen, muß jeder in seinem kleinern Kreis den Dienern und Clienten Geschenke zukommen lassen, die jedoch zumeist nur in Kleidern von Tuch und Nanking bestehen.

Einige Tage vor dem Feste schreitet man zum Scheuern der Wohnungen und zum Ausklopfen der Teppiche (farschtekun), und zwar geschieht letzteres nur dies eine mal im Jahr, obgleich von den Dienern häufig der zusammengekehrte Staub unter die Teppiche verborgen wird. Um das Farschtekun in der königlichen Wohnung vornehmen zu lassen, begibt sich der Schah nach einem seiner Lustschlösser und verweilt daselbst, bis das Geschäft vorüber ist.

Zwei bis drei Wochen vor dem Nauruz strömen die Derwische aus den verschiedenen Theilen des Landes in die Städte. Sie stellen sich ihrem Chef, dem Derwisch-Baschi, vor und erhalten von ihm Anweisung auf Unterkunft bei den wohlhabenden Einwohnern. Vor dem ihm zugewiesenen Hause angekommen, schlägt der Derwisch seinen mit eiserner Spitze versehenen Stock in die Erde und ruft mit gellender Stimme sein Losungswort: „Ja hakk!“ (Göttliche Wahrhaftigkeit!) Hierauf lehnt er ein Halbzelt neben die Hausthür, gräbt rings umher den Boden auf, säet Gerste und einige Frühlingsblumen, und richtet sich völlig heimisch ein. Der Wirth hat die Pflicht, für seinen Unterhalt zu sorgen und nach dem Fest ihm ein hübsches Sümmchen als Viaticum zu schenken. Unterläßt er es, so setzt sich der Derwisch mehrere Monate an seiner Hausthür fest, während welcher Zeit derselbe verpflegt werden muß und überdies die Aus- und Eingehenden mit seinem unaufhörlichen Ruf: „Ja hakk!“

und durch den gellenden Ton einer aus Steinbockshorn gefertigten Posaune belästigt. Einen Derwisch barsch abzuweisen, wagt niemand; man scheut das allgemeine Vorurtheil sowie den Fluch und die Rache seiner sämmtlichen Genossen.

An dem letzten dem Fest vorhergehenden Tage begibt sich alles in die Bäder, wo die Haare schwarz und die Nägel gelb gefärbt werden. Die Parsen bestreichen sogar den ganzen Körper, das Gesicht ausgenommen, mit Henna, um sich einen gelben Teint zu verschaffen.

Bei Hofe wird der Eintritt des Nauruz, fände er auch erst um Mitternacht oder noch später statt, durch einen Salam (öffentliche Audienz) gefeiert, zu welchem nur Priester, Seïde, hohe Staatsbeamte von der Kategorie der Mukareb el Chakan, d. i. die zum König freien Zutritt Habenden, und einige Stabsoffiziere geladen werden. Man versammelt sich in einem inmitten des königlichen Gartens (diwänchâne) gelegenen Kiosk, der einen geräumigen achteckigen Saal mit Bassin und Springbrunnen bildet. Der untere Theil der Wände, aus weißem Marmor bestehend, ist mit Reliefsculpturen und zierlich in Gold und Blau ausgelegten Arabesken reich und geschmackvoll decorirt; der obere Theil und der Plafond sind ganz mit Spiegelglas belegt. Den Boden bedeckt ein kostbarer persischer Teppich von zartem Muster und lebhaften Farben. In einer tiefen Fensternische liegt, etwa um eine Spanne erhöht, ein mit Perlen gestickter Seidenteppich und darauf ein rundes Polsterkissen von Brocat, mit Perlenquasten verziert. Es ist der für den Schah bestimmte Sitz.

Nach und nach füllt sich der Saal mit den Mukareb el Chakans; an ihrer Spitze der Premierminister, mit Chalat bekleidet und in der Rechten einen hohen mit Diamanten besetzten Stab haltend, während draußen vor den Fenstern die Offi-

ziere der Armee, in Reih und Glied postirt, des entscheidenden Moments harren.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Jahreswechsel erscheint der Schah. Er trägt ein so schwer mit Perlen, Smaragden und Rubinen besetztes Staatskleid, daß er nur mit Mühe unter dessen Wucht sich fortbewegen kann. Auf seinem Haupt sitzt die schwarze Lammfellmütze, ebenfalls von Diamanten strotzend und überragt von dem mächtigen Reiherbusch (dschiggeh), der oben in einen breiten Bart von buntfarbigen, gesponnenen Glasfäden endet. Vor und hinter den Ohren wallt, der herrschenden Mode gemäß, eine Haarlocke hervor. Um jeden Arm schlingt sich eine goldene Spange; die eine enthält den großen Krondiamanten dariā ennur (das Meer des Lichts), eine große, flache Tafel von reinstem Wasser, die andere den in Delhi erbeuteten größten Rubin der Erde, auf dessen Basis die Namen sämmtlicher Mogolenherrscher eingravirt sind. Der Gürtel von Goldtressen, vorn durch eine reich mit kostbaren Steinen besetzte Platte geschlossen, Epauletten aus Demantschnüren und ein Hindusäbel mit ebenfalls reich incrustirtem Griff ergänzen den pompösen Anzug.

Beim Eintritt in den Saal ist der König von einem Eunuchen und einigen Kämmerlingen begleitet. Er schreitet auf seinen Platz in der Fensternische zu, setzt sich mit untergeschlagenen Beinen auf den seidenen Teppich und lehnt sich gemächlich an das Polsterkissen. Unmittelbar nach ihm treten einige Mutschtehiden-Seiden (Priester höhern Rangs) ein und nehmen, einer alten Prärogative zufolge, ohne dessen Erlaubniß abzuwarten, neben dem König Platz. Dieser richtet einige Worte an sie, gewöhnlich das Wachsthum der Macht und der Heilighaltung des Islam betreffend, worauf sie stets etwa Folgendes erwidern: „Unter dem Schatten Euerer Majestät, dem Asyl des Glaubens, schlägt die Religion

immer tiefere Wurzel und verringert sich täglich die Zahl der Ungläubigen" (kafir). Hierauf hält der Schah die officielle Ansprache an den Premierminister, worin er ihn nach den neuesten Berichten aus den Provinzen fragt. Der Minister antwortet in langer, wohlgesetzter Rede: „Der Regen und die Barmherzigkeit Allahs stiegen auf die Gefilde und Fluren herab, alles gedeiht unter der gesegneten Hand, überall herrscht Fülle und Ueberfluß" — obwol notorisch in einigen fernen Provinzen die Bewohner vom Mangel aufgerieben werden —; er berichtet ferner über den Fortschritt der Gewerbe, der Künste und der Civilisation überhaupt — welches europäische Wort er stets im Munde führt, ohne den Umfang seiner Bedeutung zu ahnen —, über die Siege der ruhmreichen Armee, über die Bauten von Brücken, Karavanserais und Straßen — welche meist nicht existiren —, und schließt damit, daß unter einem solchen Hort der Segen von Tag zu Tag nothwendig sich mehren müsse.

Indessen naht der entscheidende Moment, nur wenige Minuten fehlen noch. Der nizam el ulema (der Chef der Gottesgelahrten) schreibt mit Goldlösung auf eine weiße Porzellanschale die neue Jahreszahl und darunter einen Segenswunsch. Jetzt geben die Sternkundigen das Zeichen, eine Kanone wird abgefeuert und der Hofastronom kündigt dem König feierlich an, das neue Jahr habe begonnen. Sofort rufen die anwesenden Priester und Würdenträger ihr „Mæbärek bäd!" (Es sei gesegnet!) Vom Finanzminister werden dem Schah mehrere Säcke voll neugeprägter kleiner Gold- und Silbermünzen gereicht. Der Schah schüttet den Inhalt auf ein großes Silberplateau, mischt ihn durcheinander und vertheilt an jeden der Eingeladenen einige Stücke davon; denn es gilt als gutes Omen (maymenet), in der Stunde des Jahrswechsels neue Münzen zu empfangen. Der Reihe nach treten die Priester, die Minister und dann

die übrigen im Saal befindlichen Personen einzeln vor, und jeder fängt in den zusammengehaltenen Hohlhänden die Spende auf, welche er zum Zeichen des Dankes an Herz und Stirn drückt. Zuweilen richtet der Schah einige verbindliche Worte an den Empfänger. In derselben Reihe verlassen die Beschenkten den Saal. Der Schah jedoch bleibt, von den Hofcharzen umgeben, auf seinem Platz und vertheilt nun in gleicher Weise auch an die Draußenstehenden durch das offene Fenster die königliche Gabe. Die Ceremonie (ayde-tahwil, das Fest der Austheilung) dauert an zwei Stunden. Nach Beendigung derselben zieht sich der König ermüdet in die innern Gemächer zurück.

Die Gebräuche beim Eintritt des Nauruz, wie sie in den ältesten Zeiten stattfanden, beschreibt der gelehrte Richardson folgender Art: „Kurz vor dem Eintritt des Jahreswechsels wurde ein wohlgestalteter Jüngling, allegorisch das neue Jahr darstellend, an die Thür des königlichen Schlafgemachs postirt. Im Augenblick, wo die Sonne über dem Horizont erschien, trat er unangemeldet ein. Der König fragte ihn: «Wer bist du? Woher kommst du? Wohin gehst du? Wie heißt du? Was bringst du?» Worauf der Jüngling erwiderte: „Ich bin beglückt und gesegnet; ich bin von Gott zu dir geschickt; ich bringe das neue Jahr.» Ein anderer brachte eine Schüssel voll Weizen, Bohnen, Linsen, Sesam und Reis, ferner einen Klumpen Zucker und zwei neugeprägte Münzen. Dann überreichten die Minister und Würdenträger des Reichs einen Laib Brot. Der Schah kostete davon und vertheilte das übrige unter die Anwesenden, wobei er die Worte sprach: «Das ist der neue Tag des neuen Jahres der neuen Zeit, wo alles Bestehende sich erneuert.» Zuletzt beschenkte er die Großen mit neuen Gewändern und andern Gaben." Man ersieht aus dieser Schilderung, daß die Gebräuche, wenn auch nicht ganz, doch

im wesentlichen bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind.

Das Fest, welches mit dem Nauruz beginnt, dauert dreizehn Tage. Während dieser Zeit ruhen fast alle Geschäfte; man widmet sich ausschließlich der Erholung, den Freuden des Familienlebens sowie gegenseitigen Besuchen und Gratulationen. Fällt jedoch das Nauruzfest in den Fastenmonat Ramazan, so wird nur die Nacht zu Belustigungen benutzt, den Tag über hingegen gefastet; denn welche Concessionen auch in Betreff der Feier gemacht worden sind, die Fasten, auf welche sich das Fundamentaldogma des Islam gründet, blieben davon unberührt.

Nur der erste Tag trägt eigentlich ein religiöses Gepräge. Der zweite ist ein großes, allgemeines Volksfest. Schon am frühen Morgen wimmelt es auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen. Jedermann trägt ein neues Kleid, und da die hellen Farben am beliebtesten sind, sieht man grün-, gelb-, blau-, rothgekleidete Scharen bunt durcheinanderwogen; die Frauen freilich müssen ihre neuen Gewänder unter dem dunkelfarbigen Domino verbergen. Bekannte, welche sich begegnen, drücken einer die gefalteten Hände des andern und umarmen sich unter dem Ruf: „Ayd mebarek!“ (Gesegnetes Fest!) Ein Untergebener spricht und empfängt den Glückwunsch, indem er mit beiden Händen die eine Hand seines Herrn oder Gönners umfaßt.

In den Prunksälen sitzen der Großvezier und der Kriegsminister, mit dem Chalat bekleidet, und um sie herum die Prinzen und Würdenträger in ihren Staatskleidern. Beim Einnehmen der Sitze wird sehr streng auf Rang und Anciennetät gehalten; man preßt sich in die unbequemste Lage, blos um sein Recht zu behaupten. Jeder Eintretende begrüßt den Vezier mit dem Wunsch „Ayd mebarek“, welchen dieser mit derselben Formel erwidert. Zuerst werden Süßig-

keiten und Scherbets herumgereicht; dann ertönt der Ruf: „Khaliān biār!“ (Bringt das Nargileh!) und sofort stürzen an funfzig Diener in den Saal, jeder eine reich mit Silber, Gold, Edelsteinen und Email verzierte Pfeife in der Hand tragend. Sie suchen einander in der Bedienung ihres Herrn zuvorzukommen, um hierdurch dessen Vorrang anzudeuten. Bald hört man nichts als ein allgemeines Brodeln, wie wenn einige hundert pneumatische Wannen in einem chemischen Laboratorium in Thätigkeit wären; der Saal füllt sich mit dichtem Qualm, der jedoch durch die geöffneten Fenster in Strömen wieder entweicht. Auch alle übrigen Stände bringen dem Großvezier ihren Glückwunsch dar, doch ziehen sie nur von außen an dem Fenster, an welchem er seinen Sitz hat, vorüber. Den Schluß bilden die Poeten (schaèrā), welche das Lob des Veziers in Ghaselen besingen. Er wird von ihnen mit dem salomonischen mythischen Minister Wassaf und andern großen Divangelehrten verglichen, sein Stamm wird verherrlicht, die Weisheit, womit er Segen über das Land verbreitet, gepriesen, u. s. w. Jeder Poet recitirt laut das Product seiner Muse, und es gehört ein nicht geringer Grad von Geduld dazu, um alle die sinnlosen Hyperbeln, welche nur der schönen Reime und des zu erwartenden Geschenks halber erfunden sind, mit anzuhören. Dennoch unterbricht häufiges barik-allah, āferin (Bravo) die Declamation. Nach Anhörung eines besonders schlechten Gedichts wandte sich der Minister lächelnd mit der Frage an mich, ob ich die persische Poesie bereits gut verstünde. Ich konnte mich der ironischen Antwort nicht enthalten: „Wie sollte ich das, da Ihr selbst diese Poesie nicht versteht!“

Unterdessen hat der Schah gebadet, das Frühstück eingenommen, festliche Toilette gemacht und von den Kronjuwelen die kostbarsten ausgewählt, um sich damit zu

schmücken. Nun gibt er den verschiedenen europäischen Gesandtschaften in dem mittlern Spiegelsaal, der Pfauensaal genannt, weil sich darin der Pfauenthron aus Delhi befindet, eine feierliche Audienz zur Empfangnahme ihrer Glückwünsche. Die Gesandten erscheinen in großem Galaanzug und begleitet von ihren sämmtlichen Hausofficianten. Nach geschehener ceremonieller Anmeldung betreten sie, durch den Hofceremonienmeister (isik agassi baschi) eingeführt, den Saal. In früherer Zeit mußten sie sich vor der Thür ihrer Fußbekleidung entledigen und der Audienz stehend beiwohnen. Aber 1829 im Frieden von Turkoman-tschai wurde von Rußland die Aufhebung dieses demüthigenden Zwangs ausdrücklich zur Bedingung gemacht; um nun den Russen keinen besondern Vorzug einzuräumen, entschloß man sich, auch den andern Gesandtschaften gegenüber von dem bisherigen Brauch Abstand zu nehmen. Noch heute jedoch empfindet der Schah die abgedrungene Concession sehr schmerzlich; denn erstens werden durch das Betreten mit Schuhen aus unreinem Leder, an denen außerdem vielleicht auch Gassenstaub haftet, die Teppiche gesetzlich verunreinigt und müßten eigentlich unmittelbar danach gewaschen werden; zweitens verletzt das Niedersitzen in Gegenwart des Schah, das nicht einmal einem Prinzen, nicht dem eigenen Kind, sondern nur den Seïden-Priestern erlaubt ist, seine Autorität. Er sucht daher in gewöhnlichen Audienzen dem Dilemma zu entgehen, indem er, hinter einem Vorhang hervortretend, die Gesandten selbst stehend anredet, oder die Bedeutung der unangenehmen Licenz dadurch abzuschwächen, daß er seinem Großvezier ebenfalls einen Sitz anbietet. Bei der Neujahrscour indeß werden seitdem einige Minuten vor der Ankunft der Gesandten Sessel für sie hingestellt. Während der Audienz soll zwar niemand in der Nähe des Saals sich aufhalten, theils damit die Fremden nicht sitzend vor dem Schah gesehen werden,

theils damit die gepflogenen Verhandlungen nicht in die Oeffentlichkeit gelangen. Allein es scheint, daß die Wände Ohren haben, denn selten bleiben die vom Schah gesprochenen Worte verschwiegen. Sobald die Gesandtschaft eines Staats sich verabschiedet hat, tritt auf ein gegebenes Zeichen das Personal einer andern ein. Vom Schah begeben sich die Gesandten in derselben Ordnung zum Großvezier, wo sie mit Scherbet, Süßigkeiten und Pfeifen bewirthet werden.

Gegen Mittag ertönt das Signal zu der großen öffentlichen Audienz (salam e aam), welche an diesem Tag im Saal des Sulimanthrons (tälär-e-tacht-e-Suleyman) abgehalten wird. Der geräumige, erste Hof füllt sich mit Offizieren und Civilbeamten. Letztere werden vom Ceremonienmeister nach ihrem Rang in zwei Reihen geordnet. Vor und zwischen ihnen stehen die reich mit Teppichen und Shawls geschmückten, ihre buntgefärbten Rüssel emporhebenden Elefanten und eine Giraffe, welche wesentlich zum Pomp des Salams gehören. Ein Strauß, der ebenfalls viele Jahre zur Verherrlichung des Salams diente, starb leider an Indigestion. Am Ausgang des Hofs führen einige Stufen zu einer erhöhten Plattform empor. Die Geländer derselben sind mit Blumen, Früchten und Schirini besetzt. Im Vordergrund enthält sie ein weites Bassin mit Springbrunnen; der hintere Raum aber endet in einen großen, prächtigen Spiegelsaal, welcher den sogenannten Thron des Suliman umschließt. Zwei schöne Marmorsäulen tragen die Façade des Saals; sie wurden zur Zeit des ersten Kadscharenschahs Agha Muhamed Chan mit unsaglicher Mühe auf ungebahnten Wegen, über Berg, Fluß und Thal, meist durch Menschenhände von Schiraz nach Teheran transportirt. Vor dem Bassin erwartet der Großvezier den Schah, an seiner Seite stehen die königlichen Prinzen, einige Chane aus der Kadscharenfamilie und eine Anzahl rothgekleideter Scharf-

richter mit Ruthen und Beilen. Königliche Garden, mit langen Stäben bewaffnet, halten die Ordnung aufrecht; außerdem liegt in der Nähe ein Bündel Ruthen, damit auf ertheilten Wink augenblicklich die Strafe der Bastonnade vollzogen werden kann.

Ein Kanonenschuß verkündigt das Erscheinen des Schah. Derselbe besteigt den Sulimanthron und läßt sich langsam mit unterschlagenen Beinen darauf nieder. Sein Gewand ist dermaßen mit Juwelen überladen, daß vom Reflex der Sonnenstrahlen das Auge geblendet wird. Zur Seite des Throns stellen sich der Reichsschildträger (speherdär) und der Scepterträger (täpuzdär) auf. Alsbald beginnt ein wahrhaft betäubendes und oft ohrzerreißendes Getöse; es wird nämlich eine Salve von hunderteinundzwanzig Kanonenschüssen gegeben, und gleichzeitig stimmt am Eingang des großen Platzes (maydan) die königliche Hauskapelle (næghäre-chäneh), aus etwa vierzig Spielleuten bestehend, auf Hörnern, Zinken, Trompeten, Kesselpauken, Schalmeien, eine barbarische Musik an. Die Näkare Chaneh ist eine, wie es heißt, von Dschemschid eingeführte Prärogative des Königs. Sie producirt sich jeden Tag bei Sonnen-Aufgang und -Untergang, spielt ferner zur Feier großer Feste und Siege, und begleitet den König überall auf seinen Reisen. Nur Prätendenten wagen es, sich ebenfalls eine eigene Kapelle zu halten, und legen eben dadurch ihre Prätentionen an den Tag. Man kann sich in der That von diesen Mistönen keinen Begriff machen; dennoch gewöhnen sich die Menschen daran, nur Pferde, welche zufällig in die Nähe kommen, werden scheu und gehen mit ihrem Reiter durch. Außerdem bemühen sich auch noch verschiedene Militärmusikbanden, die einen europäische, die andern persische Weisen spielend, die Kanonen, die Näkare-Chaneh und das Plätschern der Springbrunnen zu übertönen.

Sobald der Schah auf dem Thron Platz genommen, verneigen sich alle Umstehenden tief mit Einschluß der Elefanten, welche theils hierzu dressirt sind, theils durch die Stachel der Treiber gezwungen werden. Der erste Kammerdiener des Salam, mit Tiara und Hermelin bekleidet, reicht dem Schah ein Täßchen Kaffee und entfernt sich, rückwärts schreitend, um das mit Edelsteinen geschmückte Narghile zu holen. Der König schlürft den Kaffee vor allem Volk und thut einige Züge aus dem Nargileh. Nun beginnt er einen Dialog mit dem Großvezier, eine Art Thronrede in Form von Fragen und Antworten, obgleich bei dem anhaltenden Lärm und der Distanz von etwa 60 Fuß unmöglich einer den andern verstehen kann. Fragt z. B. der Schah, ob die Wege sicher und von den Karavanen ohne Gefahr zu passiren seien, so antwortet der Vezier: „Das Wetter ist günstig und ladet Ew. Majestät zu Jagdausflügen ein." Der König spricht dabei über seine Plane für den kommenden Sommer, über die projectirten Reisen und Expeditionen, doch ist diesen Vorsätzen kein großer Werth beizulegen, da sie durch den Einfluß seiner Umgebungen gewöhnlich starke Modificationen erleiden.

Während dieser Conversation läßt sich der Schah noch drei Täßchen Kaffee und drei Nargileh serviren. Nach Beendigung derselben bringt der älteste Oheim, dem Thron näher tretend, seine Glückwünsche dar, welche der Schah mit einigen verbindlichen Worten beantwortet. Sodann spricht der Chatib baschi (der für das Wohl des Königs Betende) mit gellender Stimme die Chutbeh (Gebet für die Dynastie). Bei der Stelle „der Sultan, Sohn des Sultans, Nachkomme der Sultane, der Chagan, Sohn des Chagans, Nachkömmling der Chagane — Nassereddin — Schah der Khadscharen" beugt sich wieder alles Volk sammt den Elefanten

tief zur Erde, und nur die Giraffe überragt mächtig die ganze Versammlung.

Ist der Chatib mit dem Gebet zu Ende, so zieht der Hofpoet (schæms esch-schahera, die Sonne der Sänger) ein Manuscript aus dem neuen Shawl-Ehrenkleid und liest ein von ihm gedichtetes Ghasel zum Preise des mächtigen Herrschers, des Königs der Könige, vor. Mit den Reizen des Frühlings, der milden Luft und der nie fehlenden Gul und Bulbul (Rose und Nachtigall) beginnend, kommt er mit einem kühnen Uebergang auf die Körperschönheit, Stärke und Tapferkeit des Königs und auf dessen Kämpfe mit Löwen und Tigern. Kein Glied, selbst nicht das geheimste, bleibt von seiner Phantasie verschont. Dann besingt er die königlichen Kriegsthaten und ermahnt den Welteroberer, da er mit Rum (Konstantinopel) bereits fertig geworden, noch den kleinen Brocken China nicht zu verschmähen. Besonders die letzten Endreime betont er nach persischer Sitte mit Stentorstimme, die noch lange nachher in den Ohren klingt.

In manchen Jahren wird noch ein Kurier vorgeführt, im Reitanzug, ganz mit Staub bedeckt, als sei er soeben vom Pferde gestiegen, der von neuen Siegen über die Turkomanen Bericht erstattet. Oder zufällig anwesende Deputirte aus den tributpflichtigen Reichen Afghanistan, Sistan, Beludschistan bringen ihre Huldigung dar; so sah ich deren aus dem Stamme der Hezare aus Afghanistan. Zum Schluß vertheilt der Finanzminister an die Umstehenden neue Silbermünzen. Der Schah erhebt sich und kehrt in gemessenem Schritt in den Harem zurück. Hiermit ist der Salame aam beendigt.

Eine halbe Stunde danach beginnen die öffentlichen Spiele auf dem großen Meydan (maydan-e-tubchāneh). Der König sieht von einem Balkonfenster dem Treiben zu;

in zwei Seitenlogen ist das Personal der europäischen Gesandtschaften placirt. Auf den platten Dächern der das Meydan umgebenden Gebäude stehen Kopf an Kopf gedrängt verschleierte Frauen und buntgekleidete Kinder. Unten auf dem Platze führen Pahlewans (Athleten), welche sich das ganze Jahr hindurch in den Turnhallen (zurchâneh) geübt haben, ihre Ringkämpfe auf. Es sind nackte, kräftige Gestalten; nur eine steife Hose bedeckt die Lenden, Gesicht und Kopf sind glatt rasirt bis auf den Schnurrbart und einen vom Wirbel herabhängenden Zopf. Lauernd beobachtet jeder die Bewegungen seines Gegners; jetzt glaubt er den günstigen Augenblick gekommen, ihn um den Leib zu fassen; durch einen raschen, unvermutheten Kunstgriff streckt er ihn zu Boden, setzt seinen Fuß auf den Besiegten und wirft ihn dann zur Belustigung der Zuschauer in das nahe Bassin. Gaukler auf Pfählen und Stelzen, Seiltänzer, Harlekine, als Bären oder Löwen verkleidete Clowns tummeln sich durcheinander. Von Zeit zu Zeit wirft der Schah kleine Gold- und Silbermünzen in das dichte Gewühl herab, die man zu erhaschen und sich abzujagen sucht. Löwen und Tiger aus den Wäldern Masanderans, Leoparden aus Arabistan, nur lose an Stricken gehalten, promeniren dazwischen umher. Affenhüter aus Schiraz produciren die Schwänke ihrer abgerichteten Thiere. Im Vordergrund stehen die Elefanten und die Giraffe als stumme Zuschauer. Hier wird ein Kampf zwischen zwei Argaliwiddern veranstaltet; die Thiere rennen wüthend gegeneinander und müssen schließlich, damit sie sich nicht tödlich verletzen, mit Gewalt getrennt werden. Dort geben Afghanen interessante Scheinkämpfe mit Schild und Säbel zum besten. Sie sind als ebenso kühne wie gewandte Streiter (schemschiri, Säbelkundige) bekannt, und ihr Schwert ist im ganzen Orient gefürchtet. Früher fand auch die öffentliche Aufführung obscöner Farcen statt; unter

der gegenwärtigen Regierung aber wurde dieser Skandal abgeschafft. Zur Vervollständigung des wüsten Lärms läßt die Näkare=chaneh ununterbrochen ihr Charivari erschallen.

An einem der folgenden Tage gibt die Königin=Mutter (Valideh) in ihren Gemächern einen Frauen=Salam für die Prinzessinnen und deren Gefolge, zu dem auch die Damen der europäischen Botschafter geladen werden; man nennt diesen Salam spottweise dschumeh-bāzār (Ausverkauf). Obwol das theo=demokratische Gesetz des Propheten in dieser Beziehung keinen Unterschied kennt zwischen Fürst und Volk, maßt sich doch der Schah das Recht an, ebenfalls zu erscheinen und die anwesenden Frauen unverschleiert zu sehen. Ja er zeichnet Caricaturen von den dabei vorkommenden Scenen, die oft noch lange nachher dem Hofe zur Belustigung dienen. Auch den Damen werden nämlich neue Münzen nicht nur ausgetheilt, sondern auch zum Erhaschen hingeworfen, und es sollen dabei hitzige Kämpfe geführt werden, in denen man gegenseitig nicht eben schonend mit den kostbaren Toiletten umgeht. Die Valideh macht die Honneurs des Hauses; sie fragt auch die europäischen Frauen nach ihrem Befinden. Letztere bilden überhaupt den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Neugier. Ihre Physiognomie wird angestaunt, ihr Anzug mit bewundernden Blicken gemustert.

Die übrige Zeit des dreizehntägigen Festes ist Besuchen und Gratulationen gewidmet. In der Reihenfolge der Visiten herrscht eine strenge Etikette. Ueberall werden Süßigkeiten gereicht und genossen. Der König besucht in pomphaftem Aufzug die vornehmsten Priester der Stadt, die ihn ihrerseits mit affectirter Einfachheit empfangen, um sich in den Ruf der Armuth und Entsagung zu setzen. Die Veziere statten den europäischen Gesandten ihre Gegenvisite ab und

benutzen die Zusammenkunft zur Besprechung von Staats- und Privatangelegenheiten, zur Ausgleichung persönlicher Mishelligkeiten und zu Betheuerungen ihrer Loyalität gegen die betreffenden Cabinete.

In den Häusern ergötzen Spaßmacher und Gaukler durch ihre Künste und Farcen; Affentreiber aus Schiraz lassen die drolligen Schwänke ihrer Thiere sehen oder singen unter Begleitung von Tamburinen und Zimbaln, denn sie sind die berühmtesten Lutis des Landes. In Ungnade gefallene Größen werden von ihnen verspottet, indem sie einen Affen denselben ähnlich kleiden und ihn mit Streichen tractiren. So sah ich den Sohn des exilirten Großveziers durch einen Affen darstellen, der eine Shawl-Tunika trug und einen Kameh (Tscherkessendolch) im Gürtel stecken hatte. Gezähmte Elefanten, Löwen, Tiger und Leoparden werden in die Höfe geführt, wo die Kinder ohne Scheu sich ihnen nahen, ohne daß man von einem Unglück hört. Nur das Pferd kann ihren Anblick nicht ertragen, es bäumt sich und ist nicht von der Stelle zu bringen. Auch Hofnarren (luti bäschi) gibt es, meist armselige Creaturen ohne Geist und Witz; doch erzählt man von solchen aus frühern Zeiten, die, ohne Furcht vor dem Kopfabschlagen, der Majestät manche Wahrheit gesagt haben sollen.

Am neunten oder zehnten Tage findet das Pferderennen (æsp-dæwäni) statt. Es werden dazu einige Pferde aus dem königlichen Marstall bestimmt; die übrigen müssen die Prinzen, die hohen Beamten und Gouverneure stellen, so gern sich mancher dieser Pflicht entziehen möchte, da viele edle Thiere dabei zu Grunde gehen. Einen Monat lang werden die Rennpferde trainirt (sähun kerden), indem man sie täglich in der Bahn laufen läßt und ihnen, um sie mager zu machen, auch des Nachts nur kurzen Schlaf gönnt.

Die Länge der Rennbahn beträgt einen halben Pharsach; sie bildet einen weiten, durch Meilensteine in vier Stationen getheilten Kreis. Gegen Nordost steht ein kleines, unansehnliches Häuschen (imärete-æsp-dewäni, der Rennpalast), worin der König und die Würdenträger dem Schauspiel beiwohnen. Zu beiden Seiten desselben sind Zelte für die europäischen Gesandten aufgeschlagen. Auf einer Plattform gegenüber nehmen die königlichen Spielleute und Tänzer Platz. Ein dröhnender Kanonenschuß gibt das Zeichen, daß der Schah sein Schloß verlassen habe. Er kommt in einem großen Galawagen angefahren. Voranschreitet der große Elefant, mit rothem Tuch behangen und nach indischer Weise ein Zelthäuschen auf dem Rücken tragend. Eine zahlreiche Kamelartillerie, die decorirten Hofchargen und der Oberschatzmeister mit dem kleinen Kronschild verherrlichen den Zug. Dichte Scharen von Stadtbewohnern, zu Fuß oder auf Pferden und Eseln reitend, füllen den äußern Raum. Sobald der Schah ausgestiegen, was durch eine Artilleriesalve verkündigt wird, und sich auf den reichen Teppich niedergelassen hat, werden die Pferde einzeln vorgeführt, wobei der Ceremonienmeister die Kennzeichen, die Rasse und den Besitzer eines jeden ausruft. Die Rennen sind in drei Abtheilungen getheilt: in der ersten muß der Umkreis der Bahn sechsmal, in der zweiten viermal, in der dritten nur zweimal durchlaufen werden. Bei dem sechsmaligen Umlauf ermatten die meisten Pferde lange vor Erreichung des Ziels, andere werden dadurch zurückgehalten, daß man ihnen auf Anstiften von Mitbewerbern Sand in die Augen streut. Naht sich das vorderste dem Ziel, so springt der Jockey des Eigners hinzu, faßt es mit einem raschen Griff am Zügel und langt gleichzeitig mit ihm an, um den ausgesetzten Preis in Empfang zu nehmen, welchen er in einem Beutel auf dem Kopf davonträgt. Natürlich wird stets dafür gesorgt,

daß nicht eine misliebige Persönlichkeit den Preis erlangt und daß vor allen die Pferde des Schah als Sieger hervorgehen.

Die Turkomanenrosse bewähren sich zwar in ihren heimatlichen Steppen und auf Raubzügen als die wildesten Renner, an Ausdauer und Intelligenz aber stehen sie den Pferden arabischer Rasse nach, welchen letztern daher fast immer der Preis zufällt.

Während der Pausen verkürzen die Spielleute durch Musik und die Tänzer durch ihre lasciven Sprünge und Pantomimen der harrenden Menge die Zeit.

Auch die königlichen Läufer haben eine Tour um die Rennbahn zu machen. Dieser Wettlauf von einer halben Meile sieht übrigens anstrengender aus, als er in der That ist, denn nachdem die ersten einen Theil der Bahn durchlaufen, werden sie, ohne daß es das Publikum merkt, von andern abgelöst, diese wieder von andern, bis die letzten scheinbar athemlos das Ziel gewinnen. Den empfangenen Preis theilen die Sieger laut vorherigem Uebereinkommen mit ihren Kameraden. Der Schah nimmt unterdeß ein Frühstück ein und kehrt dann, sehr befriedigt von der Vortrefflichkeit der persischen Pferde, in seine Residenz zurück.

Endlich erscheint der dreizehnte, der letzte Tag des Festes. Nach einer alten Tradition sollen an diesem Tag die Häuser mit Einsturz bedroht sein. Es wandert deshalb alles vor die Thore der Stadt den Gärten zu, besonders die weibliche Bevölkerung, welche neben der Furcht vor Gefahr wol auch noch andere Motive ins Freie locken. Um diese weibliche Auswanderung einigermaßen zu beschränken, wird auf Anordnung des Polizeimeisters von jeder durch das Thor Passirenden eine kleine Accise erhoben.

Hiermit endet das fröhliche Nauruzfest. Dem Bauer dient es zugleich als Zeitabschnitt, wonach er die Bestellung

des Bodens, die Aussaat und Ernte bestimmt; er weiß, daß dieser oder jener Same zwanzig Tage vor oder nach dem Fest ausgestreut, dieser oder jener Baum soviel Tage vorher oder nachher gepfropft werden müsse. Im allgemeinen ist der Nauruz unter dem schönen Frühlingshimmel Irans ein Fest der Wonne und des Ergötzens; doch bleiben in vielen Haushaltungen wegen der übermäßigen Kosten, die er verursacht, allerdings die Nachwehen nicht aus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

